THE LIBRARY

Die Weiberherrſchaft

Digitized by Google

Die erſten zweihundert Exemplare dieſes Werkes wurden auf feinſtes Kunſtdruckpapier abgezogen, in Halbfranzbände ſchön gebunden und handſchriftlich numeriert.
Der Preis dieſer Liebhaberausgabe iſt achtzig Mark

Aus der Laterna magica des Lebens
Schattenriß von Michel Delapoſte. 1833

Eduard Fuchs und Alfred Kind

Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit

Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen

Erster Band

Erstes bis zehntes Tausend

Verlag Albert Langen / München

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. (Siehe auch Art. 3 der Übereinkunft zwischen Deutschland und Rußland zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst.)
Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Albert Langen Eduard Fuchs Alfred Kind

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Buch- und Kunstdruckpapier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Prometheus-Qualen
Altere franzöſiſche Buchillustration

Vorbemerkung

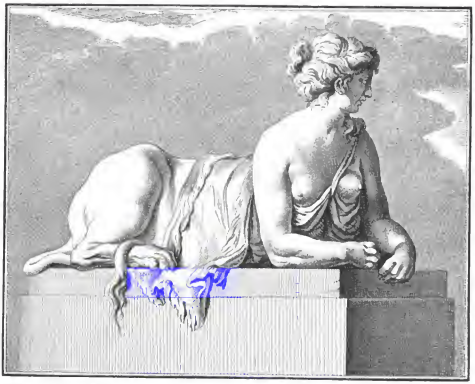
Idee, Entwurf und Text dieſes Werkes ſtammen, nach langen Vorarbeiten, allein von Alfred Kind.

Die Illuſtrationen ſind, gemäß den vor drei Jahren aufgeſtellten Direktiven, von Eduard Fuchs beſorgt worden.

Die Entſcheidung über die Aufnahme der einzelnen Bilder in das Werk geſchah gemeinſam.

Zehlendorf bei Berlin, im Oktober 1913

Eduard Fuchs Alfred Kind



Das ewige Rätsel
Sydow für den Park von Schönbrunn. Gestochen von Glaßbach

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorbemerkung V

Inhaltsverzeichnis . . . . . VI—X

Einleitung . . . . . 1—40

Aus der Geschichte der Sexualforschung. Methode der Betrachtung. Sittliche Entrüstung. Das zellose Motiv. Die Unterdrückung der Frau und die Herrschaft des Weibes. Die Emanzipation des Mannes. Masochismus und Sadismus. Der Masochist als Künstler. Der Mythos. Lilis Park. Odysseus. Restif de la Bretonne. Die Apotheose des Weibes. Der Kulturhistoriker. Mariendienst. Aristoteles und Phyllis. Das Reitmotiv. Zusammenfassung.

304.4
Fa51

Seite

I. Weib und Mann . . . . . 41—72
Vom Unterschied der Geschlechter. Ei- und Samenzelle. Jungfernzeugung. Das kurzbeinige Geschlecht. Schönheitskanon. Die Entkleidung. Die Entkleidung der Entkleidung. Hirngewicht. Humor. Das erotische und das ästhetische Schönheitsideal. Mode. Rasse. Konstanz der Körperform. Konstante Eindrucksfähigkeit. Korpulenz und Vornehmheit. Fingernägel. Frauenmästung. Soziale Lage und Frauenschönheit. Hottentotten-Venus.

II. Die Umwerbung . . . . . 73—96
Vorlust und Lust. Unterschied beim Weibe. Die seelischen Kurzsein der Prostitution. Das Liebesspiel der Tiere und Primitiven. Männliche und weibliche Tanzbewegungen. Gesellschaftstänze. Heiratsanzeigen. Eva und Adam. Apachenduell. Zweikampf. Kniefall und Handkuß. Das Einhorn. Der Liebesbriefbogen.

III. Die seelischen Spannkräfte . . . . . 97—129
Willensfreiheit. Indeterministen. Zufall. Sittengesetz. Deterministen. Aktiv und passiv. Willenlosigkeit und Intensität des Willens. Die Schwelle vor der Kraft. Gleichgewicht zwischen Trieb und Willenskraft. Widerstreit von Motiven. Variabilität. Triebstärke. Triebrichtung. Persisch-arabisches Folklore. Verschwendungs-Lusthandlungen. Teleologie. Polygamie und doppelte Moral. Erotische Reaktionsfähigkeit. Leidenschaftlichkeit. Männerrecht. Geschlechtsfreiheit. Kompromißnatur der Ehe. Seelente. Unfehlbare Idee.

IV. Machtkitzel und Demut . . . . . 130—184
Der Kampf der Geschlechter. Übermacht und Vorrecht. Die Zähmung der Widerspänstigen. Lust und Leid. Schmerzempfindung. Flagellantischer Hautreiz. Überkompensation. Hinwenden der Aufmerksamkeit. Das Treten. Erhaltung der Art kein bewußtes Ziel. Das Vehikel der künstlerischen Produktion. Hypnose, Suggestion und Willen. Winterschlaf der Fakire. Asketen und Selbstverstümmelung. Standhaftigkeitsprüfung bei Pubertätsfesten. Machtgefühl. Seine Genese. Der Spiegel. Narziß. Räumliche Erhöhung des Weibes. Parisurteil. Hampelmann und Elementargedanke. Pädagogik. Strafmittel und Masochismus. Die Mutter als Erzieherin. Willensdressur. Venus und Amor. Die Markgräfin von Bayreuth. Jesuitenkollegium. Heinrich IV.

V. Das Untertanentum . . . . . 185—216
Die geborenen Führer. Politischer Masochismus. Volkswille und Gottesgnadentum. Der Ehrfurchtsschauer. Die verachtete Kanaille. Gruß und Anrede. Obrigkeitsduelle. Die langatmige Begrüßung. Grammatik. Die Assassinen. Marco Polo. Die marianische Extase. Propaganda Fide. Byzantinismus. Geburt des Königs von Rom. Missie Aster. Die Brautausstattung der Prinzessin. Bismarcks Pfeife. Der Anblumelungskult. Der Reporter. Lassalles Rechenexempel. Der Masochismus der politischen Karikatur.

VI. Das Brutale im Mann . . . . . 217—264
Sade, der Masochist. Bedauerliche Nomenklatur. Ovid. Die komplementäre Doppelnatur. Flegeljahre. Gottfried Keller. Das feudale Herrentum. Russische Großfürsten. Rosas von Argentinien. Die zivilisierten Sadisten. Das Interesse am Kriminellen. Beruf und Anlage. Der Lehrer. Der Richter. Die Frau und der starke Mann. Prügel und Zärtlichkeit. Das lebende Nadelkissen. Dolorosa. Die Brutalität der Masse. Flaubert und Karthago. Lynchfehme. Der Hintertreppenroman. Volksunterhaltung. Sozialisten und Bischöfe als Freunde der Prügelstrafe. Die Geißlerbrüderschaft. Obere und untere Disziplin. Ein schlagfertiger Franziskaner. Die hundertjährige Buße. Sonntagsruhe in Boston.

Seite

VII. Das herrische Weib . . . . . 265—348
Der getretene Regenwurm. Bienenkönigin und Spinne. Jugendeindrücke. Die Tochter vom Gut. Die Machtbewußte. Männerverleihanstalt. Salambo. Die arabische Dame. Die Projektion im Künstlerischen. Der Hahnrei. Das Erdbeben von San Franzisko. Die Novelle vom Vampir. Der anbetende Mann. Knut Hamsun. Gösta Berling. Casanova. Spanische Galanterie. Goethe. Heine. Properz Wiedekind. Hannes von Lehnin. Wunsch-Symbolik. Equus eroticus. Die Fisch-Makame. Hund und Hündchen. Die Jüdin. Herrin und Sklave. Pantoffelheld. Das Hausregiment der Frau. Abraham a Santa Clara. Das Coupiet. Alte Flugblätter. Der Ehemann als Karrenhund. Das künstlerische Konkretwerden einer abstrakten Idee. Bilder als psychologische Dokumente. Die Räuberkönigin. Fridolin. Die Dogaressa. Ein Versdialog. Das schriftliche Dokument. Kasuistik. Die Kaiserin Eugenie. Gesellschaftsspiele. Alp und Ghule. Anthropophagie. Die Karmeliterin. Prozeßheldinnen. Die Neu-Amerikanerin.

VIII. Das Mutterrecht . . . . . 355—376
Bachofen. Mythische Zeit und Folklore. Novelle und erotisches Motiv. Weib und Glaube. Der gynäkokratische Typus. Der Übergang zu Prostitution und Vaterrecht. Das Privateigentum in der Urzeit. Der Hackbau. Wertschätzung von Mann und Weib. Polyandrie. Die Dienst-Ehe. Scheidungsrecht. Königstöchter und Priesterinnen. Frauenherrschaft am Sambesi. Das Regiment der Kamtschadalin. Weiberdörfer. Die Alt-Ägypterin.

IX. Die Frauenbewegung . . . . . 377—400
Erotische Ursache. Die ethischen Damen und die vom Mutterschutz. Männerbünde und Frauensprachen. Karl Kraus. Frauenausstellung und Schadchen. Der Bund zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation. Die Gefängnisdirektorin. Die Ärztin. Mutterschaft und geistige Arbeit. Die Studentin. Lily Braun und versehlte Hoffnungen. Der Geist des Mannes. Die Rindviehkönigin. Seltsame Frauenberufe. Amerikanischer Maschismus. Die Schlagworte der Journalisten. Die unverdorbenen Männer. Die Bürgermeisterin von Hunewell. Newyorker Schutzmännninnen. Die englische Prüderie und der furor uterinus der Suffragetten. Demonstration im Hydepark. Die frankierte Miß. Zerstörungswut.

X. Die Amazonen . . . . . 401—432
Herodot und die Skythen. Penthesilea und Kleist. Die Amazone in der Kunst. Ethnologisches. Die unbesiegbare Prinzessin. Die Garde von Dahomey. Die Frauenkönigin Sisiagbe. Missionar und Konkubine. Russische Reiterinnen. Cowgirls. Mademoiselle Théroigne. Die Guillotine. Der Damensattel. Moderne Ehefeusen. Frauenduell. Richelieu. Die Fechtlehrerin. Die professionelle Akrobatin. Damenboxerklubs. Schwimmerinnen. Die Sfopzen. Operierte Genitalien. In Gott arbeiten.

XI. Die Frau und die Hosen . . . . . 433—456
Wandelbarkeit des Schamgefühls nach Zeit und Ort. Dänische und türkische Damen. Judianer ohne Kinderstube. Die Bedürfnisfrage beim Perser und Europäer. Der klimatische Ursprung. Eskimofrau und Samoanerin. Männerhose und Weiberrock. Sekundäre Tendenz der geschlechtlichen Differenzierung. Das Lockmittel des Retrousé. Hosenpaar und Latz. Kurze und lange Hose. Die falsche Jungfrau von Orléans. Die Generalin Berdier. Die Schutzgöttin des deutschen Volkes. Miß Bloomer. Unterbeinkleid, Schmuck und Klassengegensatz. Der Kampf um die Hose. Der Hosenrock als Stauung des Verkehrs. Bettina von Arnim. Frauen, die als Männer leben. Seeräuberinnen. Eine männliche Zofe. Königin Elisabeth von England. Birmanische Pu-mea.

Seite

XII. Die Minne . . . . . 457—480

Moralische Bewertungen. Tagesinterpretation. Maitrank und Minnesold. Leidsinger. Der Duc de Nemours. Curtesie. Die Livrée der Damen. Strümpfe und faveurs. Ritter Bayard. Die emprise. Irrende Ritter. Der Handschuh. Lösegeld. Die dreißig Überwundenen. Das Cartel. Die Ehre der Damen. Abschiedstränen. Devisen und Servants d'amour. Turniere. La lance des dames. Schiedsrichterinnen. Ein Schreiben des Jehan de Chassa. Der Chevalier-Esclave. Die Troubadours und ihre Lieder. Guillem de Cabestaing. Beatrix von Die. Das Cicisbeat. Cavalieri serventi. Mutterrecht und Feodalität. Der psychologische Zusammenhang. Sittliche Ehrlichkeit.

XIII. Der Fetisch . . . . . 481—536

Portugiesischer Plunder. Emanismus. Der Fetisch der Völkerkunde. Die Medizinmänner. Die Furcht. Ein Weltsystem in Duodez. Kasuistik. Der Fetischismus der Pathologen. Krafft-Ebings Monstrum. Der locus indebitus. Moraltheologie. Kriminalität und ethische Gegenmotive. Genuszeichen und Individualzeichen. Männliche Eigenschaft. Objekt und Person. Getragene Kleidung. Restifs Schilderung. Die Onanie-Schmöker. Hufeland. Die untere Extremität. Die Memoiren des Pantoffels. Lokalisation des Schamgefühls. Die spanische Königin. Exhibition. Nebenmotive der Darstellung. Coupletbühne und Café. Der Fuß der Chinesin. Hühneraugen. Einseitige Schuhverehrung. Die Anzahl der Genuszeichen. Das Rosenbukett. Kostüm und Transvestiten. Der Teil und das Ganze. Die falsche Hofdame. Richard Wagners Putzmacherin. Heinrich Heines Fußkuß. Pygmalion. Leo Taxil. Die wächsernen Damen. Die Hüftregion. Der Busen. Kimon und Pera. Das Haupthaar und Delila.

XIV. Das Sklaventum . . . . . 537—584

Das Interesse des Publikums. Aktualität. Marokko. Der Kongo. Der Spezialkorrespondent. Haussklaverei. Sklavenzüchtung in Angola. Sklavenjagden im Sudan. Die menschliche Schießscheibe. Geschworene und kommentmäßige Lynchung. Großgrundbesitzer in Yucatan. Weiße Arbeitslose unter dem Hammer. Die sprachliche Abschaffung der Sklaverei. Der kitzelnde Gegensatz. Die Wohltäterin. Arbeiter und Aktie. Knecht muß Knecht bleiben. Paulus, Urchristentum und Luther. Hamilkar besichtigt. Paul Pogges Tagebuch. Lukokescha und Reitsklaven. Züchtung von Sklaven-Instinkten. Reiten, Tragen, Fahren. Schamlosigkeit. Die Russin. Die Kreolin. Gewöhnung der Frauen an sklavische Bedienung. Physische Fähigkeit und Wunsch-Verleumdung. Das Dienstmädchen. Toilette und Vorlust. Chrysis und Djala. Das Schleppkleid.

XV. Die Mythologie . . . . . 585—632

Mythos und Folklore. Salome. Pseudomarcus. Livius. Seneca. Kirchenväter. Filippine Engelhard. Salomes Tanz bei Flaubert. Herodias und Heine. Die ewige Jüdin. Die erledigte Salome. Polizeimeister und König. Aristoteles. Ein altdeutsches Gedicht. Lay d'Aristote und Germanist. Die Wormser Fastnachtsbühne. Auffassung der Kunsthistoriker. Eine Makame vom gezügelten Totel. Bürgers Prinzessin Europa. Dejanira und Nessus. Andre Reitmotive. Diana, Aktäon und Kallisto. Potiphar und Joseph Delila und Simson. Susanne. Circe und westafrikanische Weiberherrschaft. Omphale und Herakles. Salomo.

XVI. Die juristische Auffassung . . . . . 633—656

Ein omnipotentes Fach. Die Suche nach dem Normalmenschen. Boccaccio. Helene Fourment. Pfefferkuchen. Die Komik der Dinge. Definition des Obszönen. Freiheit und Zwang in der Liebe. Primäre Reize. Zwei Komponenten. Der erotische Witz. Schlegels Lucinde. Eitle Urteilsbegründung. Psychologische Faktoren.

Seite

XVII. Geſchichtliche Spiegelungen . . . . . 657—688

Der gynäkokratiſche Typus. Theodora und Antonina. Die Pſychologie der Verleumdung. Lucrezia Borgia. Marie Antoinette. Eliſabeth von Rußland und Katharina II. Gräfin Dubarry. Lola Montez. Mätreſſen. Mrs. Fitzherbert. Schönheiten. Ninon de Lenclos. Lady Hamilton. Die Ehrbaren. Frau von Maintenon. Ehefrauen. Karoline von England. Stürmerinnen. Théroigne de Méricourt. Die Dämoniſchen. Mme. de Monteſpan. Baronin Krüdener. Der Trank von ſchöner Hand. Die Voiſin, Brinvilliers und Urſinus.

Schlußwort . . . . . 689—695

Regiſter . . . . . 697—712

Das Wundertier

Radierung von Armand Raſſenfoſſe. Um 1903

Erſter Band

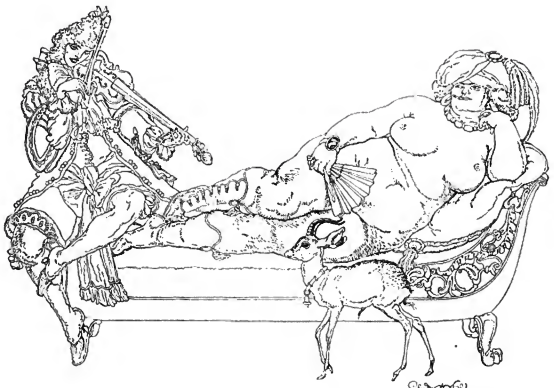
Digitized by Google

Die Nachteule

Kupfer von R. Newton. 1796

SIE und er

Farbige Lithographie von Honoré Daumier. 1840



1. Die Sultanin. Zeichnung von F. Christophe. Aus dem Simplizissimus 1911

Einleitung

Aus der Geschichte der Sexualforschung. Niemals früher ist das Verhältnis der Geschlechter so sehr Gegenstand der öffentlichen Diskussion gewesen, wie jetzt seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Man kann sagen, die große Mehrheit des Volkes, wenigstens bei uns in Deutschland, nimmt teil an Erörterungen, die noch eine Generation zuvor nur von wenigen Fachleuten behutsam tastend auf die Tagesordnung engerer Gelehrsamkeit gesetzt worden sind.

Wenn wir es kurz überblicken, war der Gang der Entwicklung ungefähr folgender: In der Ohrenbeichte, diesem intensivsten Machtmittel, spann der Klerus seine geheimnisvollen und suggestiven Fäden einer ganz persönlichen Beredsamkeit um die in allen Lebensnöten zappelnde Laienseele. Das ganze Dasein mit all seinem Tun und Lassen mußte durchdrungen, erforscht, geleitet und je nach Bedarf unterdrückt oder angespornt werden. Für den Priester stellte es sich bald heraus, wie vielfach und verschlungen die Motive menschlichen Handelns aufs Geschlechtliche zurückgehen, wie hier vielleicht der stärkste Hebel anzusetzen sei. Nicht jedes Mitglied der Gemeinde kommt zu Ge-

wissensqual und Reue, weil es Mord und Totschlag verübte, oder Diebstahl und Unterschlagung, oder auch nur, weil es verleumdete oder falsches Maß gab. Aber jeder kam in Kollision mit der „sündigen Fleischeslust". Dies Gebiet war um so wichtiger, als es sich beim näheren Studium als höchst mannigfaltig herausstellte und der Richter wohl immer in der eigenen Subjektivität befangen war. Über andre ethische Konflikte zu urteilen, war ein leichtes. Aber die Interna des ehelichen Lagers oder die ersten erotischen Gedankenregungen einer Jungfrau (von denen die heutige außerkatholische Moral will, daß sie keinen Dritten was anzugehen haben), die machten zuerst ein ratloses Kopfzerbrechen. Das Ingenium der Jesuiten überwand auch diese Schwierigkeiten und schuf zum ersten Male, wenn wir von den antiken und orientalischen Lehrbüchern der sogenannten Liebeskunst absehen, eine richtige Sexualwissenschaft, deren tatsächliche Feststellungen uns ebensoviel Anerkennung abnötigen, wie uns der ganze Zweck der Übung und die unglaublich sinnenfeindliche Tendenz empören. Claret, Debreyne, Liguori, Gury, Sanchez, Busenbaum sind ein paar der Hauptmatadore dieser lateinisch geschriebenen Theologia moralis, aus der sich noch heute die angehenden jungen Priester in den Seminaren über alle möglichen und, man kann beinah sagen, unmöglichen Einzelheiten des Sexuallebens unterrichten, um vorkommenden Falls zu wissen, wie über die Angelegenheit zu entscheiden ist. Ich werde Gelegenheit haben, auf solche Einzelheiten der Forschung einzugehen, und man wird sehen, daß die Moraltheologen öfters schärfere Beobachter sind als die heutigen Mediziner.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dies priesterliche Wissen vom menschlichen Geschlechtsleben niemals Gegenstand einer allgemeinen und öffentlichen Diskussion gewesen ist. Jeder einzelne wurde zwar in der Beichte ausgefragt, während heute in der ärztlichen Sprechstunde nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Gesamtheit zur psychischen Untersuchung kommt und noch dazu alles „Patienten", die entweder unter einem Extrem der erotischen Veranlagung leiden oder wegen irgend eines Verstoßes gegen die Sittlichkeitsparagraphen des Strafgesetzbuches ein Gutachten über die beliebte vorübergehende Störung der Geistestätigkeit nachsuchen. Aber das priesterliche Wissen ist immer ein Geheimwissen geblieben, das dem Laien ebensowenig zustand wie das Lesen der Bibel. Kein Wunder, daß das Römertum in unserm Geistesleben sich heftig gegen solche Diskussionen erhebt, weil es sich in seinem Alleinbesitz geschädigt sieht, genau so, wie die Geheimbünde der Südsee, z. B. der Duk-Duk, den Uneingeweihten bei Todesstrafe verbieten, hinter das Abrakadabra ihrer Maskenzeremonien zu kommen.

2. Derbe Hausmannskost
Altdeutsche Spielkarte von Peter Flötner. Um 1520

Betrachten wir an einem Beispiel, wie der Versuch eines weitblickenden Gelehrten ablief, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts die sexuelle Frage, wenn auch nicht in aller Form aufs Tapet zu bringen, so doch unbefangen zu streifen. Pierre Bayle gab anno 1697, als er selber fünfzig Jahre alt war, seinen Dictionnaire historique et critique heraus, ein gigantisches Werk gelehrten Fleißes in vier eng

bedruckten Folianten, das für alle späteren Enzyklopädien vorbildlich geworden ist und in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten Fragen des damaligen allgemeinen Wissens behandelte. Es ist klar, daß in solchem Werk unter anderm juristische, mythologische und geschichtliche Dinge berührt werden mußten, die ins Sexuelle hinüberspielten. Darob Geschrei und Entsetzen auf der ganzen Linie der Perückenträger. Eine Flutwelle von Beschimpfungen brach über den Verfasser herein. Wie konnte er den „Schmutz" aus der Gosse sammeln, ein wissenschaftliches Werk zur Kloake machen, die Gemüter der Unschuldigen vergiften und so weiter. Bayle aber zog tapfer vom Leder. Er gab einer späteren Auflage einen Anhang bei „Über die Obszönität", in dem er die Heuchler nur so niederfäbelte. Er wies nach, daß die Sexualität im Hirn sitze und mit uns geboren werde, was jetzt eben erst die Freud'sche Schule der Seelenforschung von neuem ermittelt hat. Er wies nach, daß es ganz unmöglich sei, erotische Vorstellungen zu vermeiden, weil sie von innen heraus und von selber entstehen. Wer die Asexualität so sportmäßig betreibe, daß er jede und jede obszöne Vorstellung von der Psyche fernhalten wolle, der müsse nicht nur taub und blind werden, sondern sich aus der Hirnrinde alle „diesbezüglichen" Erinnerungsbilder herausrepanieren lassen. So lange man noch alles, was da fleugt und kreucht, mit Augen wahrnimmt, so lange man mehr als drei Dutzend Wörter einer Sprache versteht: so lange sei auch die Möglichkeit eines asexuellen Vorstellungslebens ein frommer Wunsch. Dem Bewußtwerden der Begriffe stehen wir machtlos gegenüber, sobald uns die Sinne von irgend einem adäquaten Objekt einen Eindruck übermittelt haben. Der eigene Wille sei dabei vollkommen ausgeschaltet. Wäre für die Sittlichkeit das Vermeiden solcher Eindrücke Lebensbedingung, so müßte er entschieden vom Kirchenbesuch abraten: da werden Fehltritte getadelt, Verlöbnisse verkündet, vor der Begierde nach des Nächsten Weib gewarnt und so fort. Sei das nicht ein Anstoß zu weiteren Gedanken, die niemand verhindern könne? Überhaupt, führt er an anderer Stelle aus, sei die angeblich sittlichere Sprache der Gegner, ja das Wortgetue der Prüden und Preziösen nur eine Maske. Begriff und Vorstellung seien immer die gleichen. Früher in der „guten alten Zeit" habe man „Hure" gesagt,

3. Der Eier brütende Ehemann
Deutscher Holzschnitt um 1520

wie die Lateiner alleweil und unbedenklich von „meretrix“ ſprachen. Jetzt klebe man eine neue Etikette darauf und nenne ſo eine Perſon Hofdame „Kurtiſane“. Wie lange werde es denn dauern, bis auch dieſer Titel anſtößig ſein werde? Dann könne man ja, wie es ein beſonders zimperlicher Hiſtoriker ſchon jetzt tue, von Frauen reden, die ſich „heiliger Werke enthalten“. Ob aber deshalb die Vorſtellung von der Sache eine andere ſei? Ob der Ausdruck „eheliche Pflichten“ eine andere Vorſtellung erzeuge, als jenes Wort, das Hans Stoffel auf dem Dorfe gebrauchen würde? Alle Worte der Sprache ſeien bloß entweder fein oder ordinär, aber in bezug auf die Ideenaſſoziationen gleichwertig. Und dann komme in Betracht: es ſei geradezu gerichtsnotoriſch, daß wiſſenſchaftliche Werke, wie das ſeinige, nicht den Vereinskränzchen konfirmierter Jungfrauen als Leſeſtoff zu dienen pflegen, und daß es etwas andres ſei, ob ein erwachſener Menſch mit Willen ein derartiges Buch kaufe oder ob man etwa eine Dame, die gar nicht begehrt, in ihren Gedanken auf einen gewiſſen Punkt gelenkt zu werden, im Salongeſpräch mit der Darſtellung eines ſexuellen Themas beläſtigt, das vielleicht in jenem Buch durchaus am Platze iſt.

Dieſe bedeutſamen Feſtſtellungen Bayles haben immer noch ein aktuelles Intereſſe, wie man bei der Beſprechung neuerer Gerichtsurteile über ſogenannte flagellantiſtiſche Literatur ſehen wird. Damals verhallte Bayles Unmut ziemlich ungehört. Als der allmächtige Literaturpapſt Gott-

4. Europa beſteigt ihren Stier

Gemälde von Paolo Veroneſe; Rom, Vatikaniſches Muſeum. Photo Anderſon, Rom

ſched, der in Goethens Gegenwart ſeinen Diener ohrfeigte, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine deutſche Ausgabe des Dictionnaire veranſtaltete, konnte er ſich nicht enthalten, die bösartigſten Gloſſen über Bayle hinzuzufügen. Man ſehe, wie lieb ihm die „zotige" Materie geweſen ſei, daraus, daß er ein ganzes Buch über eine Sache zu ſchreiben imſtande geweſen, „davon ein anderer kaum eine halbe oder ganze Seite zu ſagen vermocht oder für ratſam würde gehalten haben". Das Ärgſte iſt aber, daß er den Bayle verdächtigt, er habe nur aus buchhändleriſcher Spekulation die Artikel „Laïs", „Thaïs" und ſo weiter aufgenommen, damit ſeine Bücher deſto „beſſeren Abgang" beim Publiko hätten. Bayle ſei einer von den umgekehrten Herkuleſſen, die, anſtatt einen Stall auszumiſten, vielmehr allen Unflat, den ſie finden können, in ihre Sammlung zuſammenſchleppen. Und der edle Gottſched druckt deshalb in der deutſchen Ausgabe alles ungekürzt ab. Aber er wäſcht ſeine Hände in Unſchuld!

Wer nun etwa glauben möchte, daß die von Bayle gegeißelte ſpezielle Note der Heuchelei heutzutage in den Kulturſtaaten ausgeſtorben ſei, der würde gewaltig irren. In Deutſchland weht freilich vorläufig noch etwas weniger muffige Luft; bis es den Staatsanwälten und dem Zentrum gelungen ſein wird, alle Ventilation zu verſtopfen. Aber in Frankreich konnte es geſchehen, daß der Obermoralbonze Zola als Schmutzfink galt, nur weil er widerwärtige Szenen ſo realiſtiſch ſchilderte, daß der Leſer nichts mehr hinzuzudenken hatte. Hätte er nur angedeutet, ſodaß die Phantaſie des Leſers automatiſch weiter gelaufen wäre und ſich eben dieſelben Szenen mit eben derſelben Realiſtik von ſelber ausgemalt hätte: niemand hätte dann

5. Der Kopf des Holofernes unter Judiths Fuß
Gemälde von Giorgione; Petersburg, Eremitage.
Photo F. Hanfſtaengl. München

6. Venus und der ſchlafmatte Adonis
Gemälde von Paolo Veronese; Madrid, Prado. Photo F. Hanfſtaengl, München

je in ihm den braven Spießer verkannt, der das Laſter gebührend und kinodramatiſch zugrunde gehen läßt. Und in England iſt's gerade ſo. Wenn auf der engliſchen Bühne eine gefällige Dame zu ſolidem Tarif aufzutreten hat, ſo läßt man ſie ruhig durch alle fünf Akte ſegeln, wofern ſie nur verführeriſch ausſieht und ſchick angezogen iſt, und man ſich ſein entſprechend Teil dabei denken kann. Wehe aber, wenn man erfährt, daß ſie krank iſt und rückſichtslos andere infiziert, oder gar, daß ſie obſzön redet, kurz, wenn ein Abbild des Lebens gezeigt wird, dann hat der unglückſelige Dichter etwas Ekelhaftes und vor allem Unmoraliſches auf die Bretter gebracht. H. Ellis, der hierfür Gewährsmann iſt, ſetzt hinzu: Ekelhaft wäre dies ſchon, aber gerade aus dieſem Grunde würde es moraliſch ſein; hier iſt eine Unterſcheidung zu machen, die der Pſychologe nicht oft genug erklären und der Ethiker nicht oft genug betonen kann.

Während ſich alſo die Sexualforſchung als ſyſtematiſches Geheimwiſſen nur in den Händen der Beichtväter befand, entſtand ſcheinbar plötzlich innerhalb der letzten Jahrzehnte eine neue, und zwar rein mediziniſche Sexualwiſſenſchaft, die von Liguoris Tifteleien über erlaubte und unerlaubte Handlungen nicht das geringſte wußte. Es wird aber ſpäter Gelegenheit ſein zu zeigen, daß auch hier, wie es ſtets zu gehn pflegt, indirekte und unbewußte Zuſammenhänge mitſpielten, inſofern die mediziniſchen Unterſucher ſich von der jeſuitiſchen oder ſchlechthin chriſtlichen Geſchlechtsmoral nicht freizumachen verſtanden. Im Ganzen betrachtet, erſcheint die mediziniſche Sexualwiſſenſchaft, die jetzt mit wahrem Feuereifer von Berufenen und noch mehr von Unberufenen betrieben wird, als eine der vielen Spezial-Disziplinen der dritten Fakultät, hervorgerufen durch den heute herrſchenden Drang nach gelehrter Arbeitsteilung, da kein einzelner mehr imſtande ſei, das geſamte Fach nach Art der früheren großen Ärzte zu beherrſchen. Sieht man genauer hin, ſo erkennt man unſchwer, daß die Wurzeln der Erſcheinung ſchon ein beträchtliches Stück zurückliegen. Seit der Carolina von 1532 war es üblich geweſen, zur Begutachtung gewiſſer Strafrechtsfälle Ärzte hinzuzuziehn, und als die gerichtliche Medizin dann weiter ausgebaut wurde, bildete die kritiſche Beleuchtung von Sexualdelikten ſehr bald ein ſtehendes Kapitel. Ein etwaiger Einſpruch der Ärzte zielte meiſt auf eine erkannte Geiſteskrankheit hin, und unter der Rubrik „Irrſinn" figurierte auch

die sexuelle Kasuistik. So finden wir es noch 1858 in Caspers großem Handbuch. Dann begann in den sechziger Jahren die unermüdliche Agitation des hannoverschen Amtsassessors Ulrichs, der unter dem Namen Numa Numantius eine Menge von Schriften über die Urningsnatur veröffentlichte und nicht nur auf die soziale Bedeutung dieses Sexualcharakters hinwies, sondern auch naturwissenschaftlich klingende Theorien aufstellte, die seitdem immer wieder hervorgeholt und neu aufgelackiert worden sind.

Damit war eigentlich eine öffentliche Diskussion schon eingeleitet. Völlig in Fluß kam sie durch den Wiener Irrenarzt v. Krafft-Ebing. Er erlebte zwölf Auflagen seines Hauptwerks. Ein erstaunlicher Erfolg dieses bedenklich einseitigen Buches, der nur durch die Tatsache begreiflich wird, daß der Verfasser im Laufe der Zeit über zweihundert „Fälle" zur Darstellung brachte oder meist von seinen „Patienten" in autobiographischer Form zur Darstellung bringen ließ. Diese Fälle interessierten eben hauptsächlich, weil es ebenso viele sexuelle Schicksale waren. Was der Irrenarzt für griechisch-lateinische Krankheitsnamen dazu erfand, konnte auf die Dauer nicht imponieren. Wir werden später sehen, wie gerade Krafft-Ebing mit seiner „krankhaften" Einteilung des Liebeslebens dem Jesuitismus nahesteht.

Im Gefolge Krafft-Ebings ergoß sich ein Strom von Publikationen, der immer noch nicht abebben will. Es wäre vergeblich, hier auch nur die Namen derer verzeichnen zu wollen, die zur

7. Vornehme Venezianerin im Bade

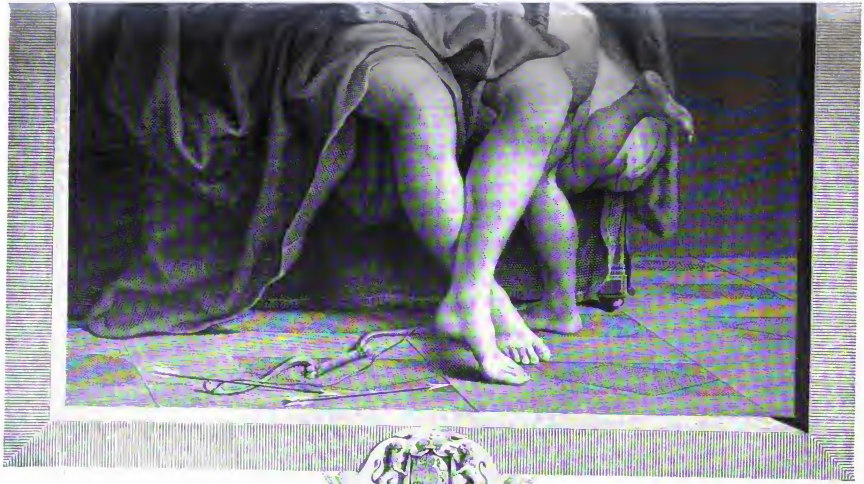
Gemälde von Tiepolo; Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum. Photo F. Hanfstaengl, München

8. Bestrafung des kleinen Herzbrechers
Kupferstich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts

Klärung (oder je nachdem: zur Verwirrung) der sexuellen Frage beigetragen haben. Nur die Hauptstichworte seien aufgezählt, die vielfach zum Feldgeschrei von Gruppen und Vereinigungen geworden sind: Sexualethik, Mutterschutz, Körperkultur, Neomalthusianismus, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Enthaltsamkeit, Ehereform, Homosexualität, Mädchenhandel, Abolitionismus, Eugenik, Aufklärung der Kinder und, vielleicht die radikalste Richtung: Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Alle diese Stimmen reden durcheinander, und der Chorus ist oft sehr widersprechend und disharmonisch. Worin sie einig sind, ist meist nur: die Moral. Und da hat jeder seine eigene, nach Maß gefertigt, mit garantiert gutem Sitz. Dem andern aber ist sie zu weit und schlottert ihm um die Beine. Der dritte müßte die Knöpfe versetzen und würde dann noch drin aussehen wie ein Pickelhering.

* * *

Methode der Betrachtung. Wo es sich um eine größere Darstellung aus der Geschichte der Menschheit handelt, entsteht die Frage nach Ziel und Zweck der Arbeit. Denn eine bloß registrierende Beschreibung von einzelnen Gegenständen und ihre Aneinanderreihung nach Ähnlichkeiten, wie etwa in der Botanik oder Mineralogie, ist gegenüber den Erscheinungen des menschlichen Geistes- und Seelenlebens ausgeschlossen, weil hier nicht alle Beobachter durch die gleiche Lupe die gleichen Formen und Farben wahrnehmen, sondern jeder Betrachter die Dinge verschieden auffaßt je nach den wechselvollen Eindrücken und Stimmungen, die Lebensalter, Erfahrung, Wissen, Stand, Volk, Zeitströmung, Moral, kurz seine Gesamtanlage und sein umgebendes Milieu in ihm hervorgerufen haben. Hinzu kommt, ob er möglichst objektiv und unbekümmert Wahrheiten ermitteln will, oder ob er noch geheime Nebenzwecke im Auge hat und gewissen Personen, Klassen oder Völkern nützen oder schaden will. Der byzantinische Hofhistoriograph setzt seinen Helden die Glorie aufs Haupt, auch wenn sie halbe Idioten waren, weil er um Geld und Vorteile lügt oder aus angeborenem Kuechtssinn. Der biedere Demokrat dagegen, der sich in der Mitte zwischen Hoch und Niedrig fühlt, und häufig glaubt, den Zorn des Gerechten gepachtet zu haben, scheitert mit seiner Darstellung zumeist an der Klippe der sittlichen Entrüstung, besonders wenn es sich um Probleme des Geschlechtslebens handelt. Gerade bei der Mehrzahl der Kulturhistoriker älteren und neueren Datums kann man die betrübende Feststellung machen, daß der ruhige und klare Lauf ihrer Erzählung sogleich in wankende Verwirrung übergeht, sobald sie vor sexuelle Ereignisse zu stehen kommen, denen ihr eigener Horizont nicht gewachsen ist. Dann tritt die sittliche Entrüstung in Funktion. Ihre Skala ist immer die gleiche: Hohn, Empörung, Abscheu, Ekel und zum Schluß



Sanfte Ermahnung des Unfugſtifters Amor

Kupferſtich von Perporati. Italieniſche Schule. 18. Jahrhundert

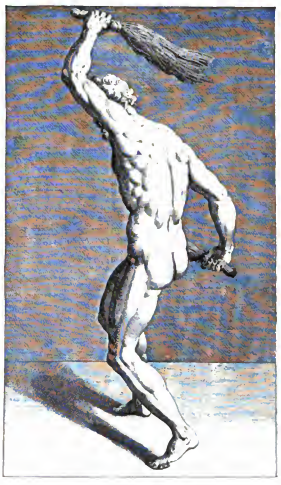
ein Erbrechen von Schimpfworten. Der Autor wird fortwährend seekrank vor den Augen des Lesers.

Was bedeutet dies? Entweder die Entrüstung ist echt. Dann wird der Verfasser selber zum Studienobjekt. Denn die Reaktion seiner Psyche beweist für die geschilderten Dinge als solche gar nichts. Wohl aber, daß sie ihm persönlich fatal sind. Es gibt Leute, die beim Anblick von Butter in Ohnmacht fallen. Man würde es sonderbar finden, wenn einer von diesen ein Werk über den Weltkonsum an Butter und die Art und Weise des Buttergenusses bei den verschiedenen Völkern schreiben und uns dabei stets mit seinen Ohnmachtsanwandlungen belästigen wollte.

Oder die Entrüstung ist unecht. Sie ist es in der Regel. Ich habe dies immer wieder bestätigt gefunden, wenn es mir gelang, persönliche Analyse zu treiben. Was bedeutet sie dann? Jedenfalls Heuchelei und Lüge. Das innere Gegenteil der angeblichen Wahrheitsforschung. Es steht z. B. einer mit dem Opernglas hinter der Gardine und beobachtet ein Dienstmädchen, das gegenüber im dritten Stock die Fenster putzt. Und dann geht er hin und schreibt einen wutentbrannten Absatz über den Papst Borgia, der es wagte, Nackttänzerinnen so ungeniert zu bewundern, wie es jetzt die Elite der Münchener Schriftsteller- und Künstlerwelt getan hat. Solcher Moralrummel setzt besten Falls voraus: der Autor gibt zu, daß im lichtscheuen Dunkel, unter dem schmutzfarbenen Mantel der Nacht, alles natürlich und menschlich sein könne; aber wenn die Sonne der Öffentlichkeit scheint, sind alle Geheimnisse, die vor der Morgenröte gespielt haben, gleich Maulwurfshügeln im Garten mit Füßen zu zertrampeln.

Der Leser wird nicht erwarten, daß ich diese traurige Aftermoral der sittlichen Entrüstung mitmache. Es kommt dem wissenschaftlichen Berichterstatter nicht zu, irgendwelche Handlungen, Ereignisse, Probleme oder Konflikte des Geschlechtslebens für gut oder schlecht, für himmlisch oder widerwärtig zu befinden. Der billige Lorbeer, ein eminent moralisches Buch geschrieben zu haben, mag den Traktätchenfabrikanten zur weiteren Würze ihrer Wassersuppen dienen.

Ziel und Zweck dieses Buches ist nun auch nicht die Aufdeckung zeitlicher Entwicklungslinien oder die Aufstellung sogenannter Gesetze, die stets nur Theorien und manchmal bloß Hypothesen sind. Es handelt sich auch nicht um wirtschaftliche Kämpfe einzelner Klassen gegeneinander oder um das Auf und Ab von Nationen und Rassen. Sondern um eine psychologische Auseinandersetzung über den Sexualcharakter des Weibes, in zweiter Linie seines männlichen Gegenspielers. Die dokumentarischen



9. Mittelalterlicher Flagellant
Kupferstich eines unbekannten Meisters der italienischen Schule

Belege hierzu in Wort und Bild dürfen verhältnismäßig wahllos, was Zeit und Ort anlangt, verwendet werden. Denn soviel steht fest: der innere Sexualcharakter des Menschen ist nahezu unabänderlich und keiner Wandlung fähig. Was wechselt, sind nur die im öffentlichen Leben jeweils zugelassenen Ausdrucksformen der sogenannten geschlechtlichen Sittlichkeit, worunter man nach einem stillschweigenden Übereinkommen eine geschlechtliche Unsittlichkeit zu verstehen pflegt. Denn die geschlechtliche Sittlichkeit im engeren Sinne erscheint in der allgemeinen Auffassung als etwas rein Negatives wie die Tugend der Jungfrau und läuft auf irgendeine Abstinenz von Lustempfindungen und Unterdrückung erotischer Impulse hinaus. Wenn wir also die innere Psychologie des Getriebes aufzeigen, so wird man erkennen, daß sie zu allen Zeiten und Orten dieselbe ist. So weit die menschliche Geschichte zurückreicht, sehen wir, daß die Sexualhandlungen in gleicher Variation und gleicher Qualität auftreten. Und weiter, jenseits der Geschichte zurück, haben wir ein Analogon bei den primitiven Volksstämmen der Erde. Man nimmt aus vielen Gründen an, daß diese in der allgemeinen Kulturentwicklung zurückgeblieben sind, also ein geistiges Niveau aufweisen, wie es die Vorfahren der heutigen Kulturvölker in der Bronze- und Steinzeit, ja vielleicht in der Zeit der Eolithen besaßen. Wir dürfen demnach mit Fug und Recht die Beobachtungsreihe lückenlos so weit nach rückwärts fortsetzen, daß wir nach einer bescheidenen Berechnung der heutigen prähistorischen Wissenschaft zu der Zahl von hunderttausend Jahren gelangen. Es werden weitere Analoga aus dem Tierreich zu streifen sein, ohne daß damit Schlußfolgerungen im darwinistischen Sinne verbunden werden sollen, die dann ja auf eine wiederum tausendfach längere Zeit zurückgreifen müßten.

Die Zeit ist also ohne nachweisbaren Einfluß auf die Abwandlung des Sexual-Instinktes geblieben. Daher dürfen alle Belege dafür gewissermaßen als *zeitlos* gelten. Sie sind ewig jung, haben ewig neue Geltung. So die Motive des erotischen Folklore. E. Grisebach hat den Nachweis erbracht, daß die Erzählung von der treulosen Witwe, die sich am Grabe des Gemahls mit dem Leichenwächter einläßt, nicht erst aus dem Altertum stammt (Witwe von Ephesus), sondern aus alten chinesischen Quellen, und daß sie von hier aus ihren Umlauf durch alle Literaturen der Welt angetreten hat, ohne daß der Erzähler des einen Landes von dem des anderen etwas gewußt zu haben braucht. Heut, wo die folkloristische Forschung weiter fortgeschritten ist, kann man sagen, daß das Motiv auch bei den Chinesen nicht autochthon entstanden sein wird. Es war ewig und allenthalben da, es ist gar keine Erfindung der märchenerzählenden Phantasie, sondern ein bedeutsamer Zug aus der Psyche des Weibes und allgegenwärtig, sobald es Weiber gibt.

Die Geschichte von der Salome, die jetzt wieder alle Gemüter sieden macht, soll vor ungefähr neunzehnhundert Jahren in Galiläa passiert sein. Nehmen wir an, sie sei wirklich passiert; es kommt nicht darauf an. Jedenfalls ist die Geschichte aber zweihundert Jahre früher schon einmal passiert, wie man beim Livius nachlesen kann; Cato brachte eine Interpellation wegen des Vorfalles ein, da ein vornehmer Boier das Opfer dieses Mordes aus erotischen Motiven geworden war. Und dasselbe Ereignis wird sich vordem und nachdem in der Geschichte der Menschheit öfter abgespielt haben; von Peter dem Großen wird die gleiche Herodes-Willfährigkeit berichtet. Noch öfter jedoch hat sich diese Szene im Hirn der Menschen als bloße *Vorstellung* abgewickelt, was für unsere Betrachtung den gleichen Belegwert besitzt. *Idee* und *Tat* sind in der Erotik von gleicher Qualität. Nur ist jene massenhafter als diese. Populär geworden ist das Salome-Motiv in der Fassung der Evangelien, und jeder von den ungezählten Malern und Dichtern, die das

10. Die Republik Venedig als majeſtätiſches Weib

Deckengemälde von Paolo Veroneſe im Palazzo Ducale in Venedig. Phot. G. Reis

11. Die streitbare Königin Zenobia
Kartenblatt aus einem französischen Kartenspiel
17. Jahrhundert

Motiv bearbeiteten, hat es von neuem durchdacht und durchdenken können, weil es ihm lag, wie man zu sagen pflegt. Niemand nimmt Anstoß daran, daß ein so uralter Vorfall heute so gemalt wird, als sei er vorgestern geschehen. Motive aus dem Sexual-Instinkt sind zeitlos und ewig jung.

Unter dem gleichen Gesichtspunkt sei hier kurz das Beispiel „Judith und Holofernes" erwähnt. Judith ist um einen Grad energischer als Salome; sie köpft eigenhändig. Das Drum und Dran der biblischen Legende, die patriotische Aufmachung, tut wenig zur Sache. Man muß sich auch hier erinnern, daß nur zufällig die biblische Fassung die populäre ist. Herodot erzählt die Angelegenheit vom Kyros und der Tomyris, einer gewalttätigen Suffragette aus dem südrussischen Steppenland. Wir werden auch von dieser Variante bildliche Darstellungen zeigen. Abbildung Nr. 5 (Giorgione, Der Kopf des Holofernes unter Judiths Fuß) und die farbige Beilage: Strathmann, Judith und Holofernes (auch im Prospekt) zeigen deutlich den dokumentarischen Wert in dem ebenerwähnten Sinne. Giorgione mutet uns altertümlich an. Aber, als er malte, war seine Auffassung ganz modern. Er stellt keine Jüdin aus dem Alten Testament hin, kein Gezelt und Ruhelager oder militärische Umgebung eines schanzenaufwerfenden Generals, wie es ein Meister der historisch nachzeichnenden Realistik getan haben würde, sondern er malt eine vornehme Venezianerin seiner Tage mit rubingeschmücktem Scheitelhaar, kokett sanftem Augenniederschlag und einem kostbaren Morgengewand, das weit hinauf über den linken Schenkel geschlitzt ist. Sie hält darauf, daß ihr schönes Bein zur Geltung kommt. Und wie zierlich ihre linke Hand aus dem zurückgestreiften Ärmel hervorlugt! Hineingestellt ist das Ganze in ein Stück Landschaft mit Brüstung, wie es bei Porträts üblich war. Also das ist Judith? Ja, wenn der abgeschlagene Kopf nicht wäre, den sie mit Füßen tritt und der unter diesem Tritt noch selig zu lächeln scheint, möchte man auf alles andere eher raten. Aber so wird das Motiv blitzartig erleuchtet. Der Maler hat es eben dieser Frau zugetraut, er hat sie in diese Situation hineindenken können.

Und Strathmanns Gemälde, das aus unseren Tagen stammt? Kein Zweifel, hier wirkt schon die moderne Erkenntnis mit. Diese Judith ist die idealisierte Sadistin, von einem fühl überlegenden Regisseur in die prachtvollste Theaterdekoration hineingebaut. Ihre Haltung ist altmäßig vollendet, die en face- und Profilansichten des schlanken und doch ausgereiften Körpers klug berechnet. Nur eine kostbare Perlenschnur umschlingt die Hüftlinie und das Gehänge verrät den Schatten der Sehnsucht. Der Blütenkranz bleicher Freude wuchtet auf ihrem aufgelösten Gelock und um den halb geöffneten Mund spielt das grausame Lächeln der Zufriedenheit. Diese Figur ist starr und bewegungslos gleich einem lebenden Bild, das auf einen Moment zwischen den Kulissen erscheint und staunen macht wegen der Künstlichkeit, die von außen her alles hineingebracht hat. Das Glitzern des Dekorativen überwiegt bei längerer Betrachtung. Die Teppiche flimmern von minutiösem Detail, die Buckel der Rüstung prangen und blenden und selbst das Blut tuscht auf Bast und Klinge harmonischen Zierat. Der Holofernes kopf ist nicht fortgekullert vom eben geführten

Streich, sondern vom Regisseur sorgsam ins Rosengestrüpp gebettet. Dennoch ist er kein bloßes Requisit, er zeigt vielmehr mit Absicht die schmerzverzerrte Grimasse der sinnlosen Leidenschaft.

Was ist bedeutsamer als Belegwert für die Erscheinungen der erotischen Psyche, das legendäre Faktum des Alten Testaments, das vielleicht gar nicht mal der tatsächlichen Wahrheit entspricht, oder die Filtration eines solchen Motivs, Tropfen um Tropfen, durch das Hirn eines Malers oder Dichters? Ich glaube, um die Antwort wird niemand lange schwanken. Und jeder wird zugeben, daß das psychologische Motiv als solches zeitlos ist.

* * *

Die Unterdrückung der Frau. Von einer Herrschaft des Weibes soll hier die Rede sein, und wohin wir blicken, scheint die Welt voll zu sein von Wehklagen über die Unterdrückung der Frau. Da ist zum Beispiel Gabriele Reuter, keine Enragierte, die sich in der „Neuen Generation" darüber ausläßt, daß der Mann von heute durch die Frau erst erzogen werden müsse. Was nützt die Arbeit einiger weniger Idealisten, sagt sie, solange die Gesinnung der großen Menge der Männer in bezug auf das weibliche Geschlecht unverändert die alte bleibt. Jede Freiheit in Liebesdingen, jedes verfeinerte Glück, welches ihnen die gebildete Frau gewährt, ohne sie an die bürgerlich und gesetzlich geformte Fessel der Ehe zu legen, wird nur zu einer vermehrten Nahrung für ihre Roheit und ihre sexuelle Pflichtvergessenheit. Auf Reisen, wo der Mann sich ungehemmt durch gesellschaftliche Rücksichten fühlt und seinem wirklichen Wesen ungeniert folgen kann, wird jede allein

Hier zieht die Frau ins feld. läst ihren man da sihen
er muß verlassen ganz. bey seinen rocken schwitzen
Er weint und kümert sich. und ist des jamers voll
daß er alleine nun. zu hause bleiben soll.

12. Verkehrte Welt. Deutscher Kupferstich. Um 1750

reisende Frau die fatale Bemerkung machen, daß sie eigentlich nur in den wenigen meist überfüllten Frauencoupés vor der Unhöflichkeit, der Flegelei oder den zudringlichen Annäherungsversuchen der männlichen Gäste des Eisenbahnzuges gesichert ist. Die Art und Weise, wie in Berlin junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen auf der Straße von Männern jeden Alters mit den Blicken verfolgt, geprüft, abgeschätzt werden, müßte jeder Mutter die Zornesröte in die Stirn treiben. Die deutsche Gattin leidet in der Mehrzahl an einem ungeheuren, gefährlichen Irrtum. Sie denkt: wenn der Mann nur die anständige Frau respektiert, wenn er nur Achtung hat vor seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Frau und Tochter, dann mag er sich bei den andern austoben. Das geht mich nichts an, es ist ein Gebiet, das ich nicht verstehe, von dem ich nichts wissen will. Aber eine solche Spaltung und Trennung gibt es nicht. Das sexuelle Leben des Mannes bestimmt sein Gefühl, sein Handeln gegen alle Frauen. Es kann wohl anders scheinen, weil Formen und gesellschaftliche Sitten ihn zu feiner Heuchelei, zu falschen Galanterien zwingen, bei entscheidenden Gelegenheiten oder in unbewachten Augenblicken wird die Grundstimmung seiner Seele doch hervorbrechen. Der Mann, der roh und flegelhaft an einer Prostituierten handelt, wird sich ganz gewiß am Ende auch roh und flegelhaft gegen seine Mutter und Schwester beweisen. Man täusche sich darüber nicht: die Verachtung jeder illegitimen Verbindung, die in den Herzen der meisten unserer Damen lebt, greift auch in die Gesinnungen der jungen Männer über und verschafft sich Geltung, sobald die heftigste Verliebtheit verschwunden ist. Nur daß die Rache der Illegitimen nicht ausbleibt: die Verachtung, die der Mann sie im geschlechtlichen Verkehr fühlen läßt, sie wird ihm ein Teil dieses Verkehrs selbst, und auch die legitime Gattin wird sie einst zu fühlen bekommen.

13. Fanchettens Schuh
Buchillustration von Binet zu einem Roman von Restif

Gabriele Reuter erinnert ferner daran, daß der Frauendienst des Rittertums aus der Verehrung einer heiligen Mutter entsproß und verlangt, daß jede Mutter ihre Söhne zu solcher Ritterlichkeit erziehe. Dazu sei freilich hinderlich, daß die deutsche Frau nicht genug Selbstgefühl hat. Eitelkeit und Überheblichkeit hat sie mehr als genug, zumal in der heutigen Zeit, wo sie sich durch die Frauenbewegung auf der einen Seite, durch die gesteigerte Sinnengier auf der anderen Seite als ein Wichtiges zu empfinden beginnt und sich protzenhaft damit brüstet, ohne noch recht mit festen Füßen auf sicherem Grund und Boden zu stehen. Man werfe nicht ein, daß die Gesetze ihres Landes, ihrer Gesellschaft sie allzulange unterdrückten. Ein *starker* Mensch schafft sich die Lebensgesetze *für sich* und seinen Kreis *selbst*, und wenn sie hundertmal den geschriebenen Paragraphen schnurstracks widersprächen. „So lange mein Stimmrecht nicht in meinem eigenen Hause erworben, gewonnen und als ein Unantastbares hochgehalten worden ist, so lange werde ich die Pforten des Reichstages niemals damit sprengen können," dies sollte jede einzelne Frau sich sagen!

14. Verliebte Morgenandacht. Kupferdruck nach Fragonard

Einſichtsvoller, als es hier geſchehen, kann ſich eine Beurteilerin nicht über die Lage der eigenen Genoſſinnen ausdrücken. Die allgemeine Unterdrückung und Degradierung der Frau wird kraß, aber unwiderleglich, beſtätigt, die Schuld gerecht verteilt und zugleich auf den Bezirk hingewieſen, von dem aus eine Änderung der Zuſtände allein in Angriff genommen werden kann: im Hauſe

15. Die Schlüsselgewalt
Aus einem Flugblatt von R. Newton. 1794

und — als Weib! Wir haben heute in der Hauptsache eine Unterdrückung der Frau und lange, lange Jahrhunderte ist es ebenso gewesen; aber wir haben und hatten immer daneben eine Herrschaft des Weibes. Nicht durch Intelligenzarbeit, nicht durch Ergreifen männlicher Berufsarten, durch Eindringen in stimmbegabte Körperschaften des staatlichen Lebens erringt die Frau am leichtesten eine sogenannte Gleichberechtigung, die es aus vielen noch zu erörternden Gründen kaum jemals geben kann, sagen wir also besser: erringt sie die bewußt und unbewußt angestrebte Herrschaft, sondern als Geschlechtswesen, als Regiererin des Hauses und Erzieherin der folgenden Generation. Im Intellektuellen, im rein Physischen ist der Mann immer der stärkere. Es ist Verblendung, hier konkurrieren zu wollen. Aber die Schwäche des Mannes ist zu allererst seine erotische Sehnsucht, und hier ist gleichzeitig die Stärke des Weibes. Hier liegen Ketten bereit, die je nach Veranlagung willig oder unwillig vom Manne getragen werden und die er selten abschüttelt. Er fällt wohl von der einen Versuchung in die andere, aber er fällt. Und nur, wo die Prostitution, dieser psychologische Gegenpol der Weiberherrschaft, durch eine verbohrte Polizeigewalt so sinnlos auf die offene Straße und in die Häuser der arbeitenden Familien gesprengt wird, wie in Berlin, kann die rohe und respektlose Mißachtung der männlichen Jugend vor jedem weiblichen Rock den geschilderten, bedauerlichen Grad erreichen. Die Prostituierte gewährt um ein elendes Geldstück, und fast niemals um der eigenen Schwingung willen, wenn sie dem Besucher zuweilen auch diese Schwingung als hohle Komödie voräfft. Dadurch kommt es zur Emanzipation des Mannes vom Weibe! Er wird ledig der Umwerbung und ledig jener Abhängigkeit vom Exaltationszustande des Weibes, der letzterem allein die Glücksmöglichkeit bedeutet. Das Weib ist doppelt betrogen, um Macht und um Glück, wenn der Mann es gelernt hat, sie zu „gebrauchen“ oder sie zu „besitzen“, sobald es ihm so paßt, wenn seine „Sehnsucht“ zu einer Art von „Selbstbefriedigung vermittelst des Weibes“ ausartet. Diese einseitige Entartung der Liebe zerfrißt heute viele Ehen. Mehr als man ahnt. Sie hat dazu führen können, daß ernste Wissenschaftler über eine mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes geschrieben und fünfundzwanzig Prozent aller Frauen als gefühlsarm diagnostiziert haben. „Der Zustand ist tatsächlich so häufig,“ sagt Otto Adler, „daß es Pflicht ist, ihn aus der wissenschaftlichen Dunkelheit an das helle Tageslicht zu bringen und ihn den weitesten Kreisen zur Diskussion zu stellen.“ Diese fünfundzwanzig Prozent (vielleicht lassen sich manchen Ortes noch mehr konstatieren) kommen schlankweg auf das Schuldkonto von Männern, die es sich angewöhnt haben, mit den häufig sexuell ganz unwissenden Frauen von heute rücksichtslos umzuspringen. Eben wie mit Prostituierten. Dies wird noch eingehend zu beweisen sein.

* * *

Die Besiegerin. Symbolische Darstellung der Weiberherrschaft
Gemälde von Adriaen van der Venne. (1589–1662)

Maſochismus und Sadismus. Der Liebestrieb iſt der Ur-Inſtinkt des Menſchen, der uns wegen ſeiner Unwandelbarkeit vieles verrät, was ſeit grauen Vorzeiten im Animaliſchen ſchlummert. Der Trieb variiert nach Intenſität und Richtung beim Erwachſenen; doch ſchon beim Neugeborenen iſt er da, wenn die Freud'ſche Schule recht hat; mit allen ſeinen Möglichkeiten und Farbennuancen. Manches iſt beim einzelnen klar auf den erſten Blick, manches abgedrängt, ins Unterbewußte getaucht, und nur im Schlaftraum ſteigt es, gleich der unter dem Horizont befindlichen Luftſpiegelung, in ungreifbare Geſichtsweiten empor.

Gelänge es, zu ſagen, unter welchen Auſpizien ſich Mann und Weib im erotiſchen Ringkampf derart gegenüberſtehn, daß die ſchwächſte Schwäche des Mannes mit der ſtärkſten Stärke des Weibes zu tun hat, ſo wäre es nicht nur klar, welcher Teil ſiegen muß, ſondern es wäre auch ein typiſches Paradigma für dieſen Sieg nachgewieſen. Nun, die Auſpizien dieſes ungleichen Duelles ſind: Maſochismus beim Manne, Sadismus beim Weibe, und zwar als angeborene Anlage. Man werfe nicht ein, daß die Extreme hiervon als krankhaft gelten und deshalb keine phyſiologiſche Beweislaſt zu tragen vermöchten. Es bleibt noch zu unterſuchen, ob es ſich um Krankhaftes handelt und nicht bloß um abnorme Erſcheinungen, wie es alle Extreme ſein müſſen. Es kommt auch gar nicht auf die Extreme an. Die bloße Richtung des Triebes als ſolche genügt.

Maſochiſt im weiteren Sinne, um den unſchönen Namen vorläufig beizubehalten, iſt ein Mann, den es drängt, das Weib mit allen Varianten des geiſtigen und körperlichen Liebesſpiels zu umwerben, den ſofortige „Hingabe" ernüchtert, Schwierigkeit aber ſportt; der bereit iſt, alles einzuſetzen oder aufzugeben für eine Liebe, weil dieſe Liebe ihm tatſächlich der Mittelpunkt ſeines Denkens und Handelns iſt, das Leben ihm überhaupt lebenswert macht; ein Mann, der vom Weibe faſziniert ſein kann und dieſer Faſzination bedarf, um elektriſch in allen Faſern durchfloſſen zu werden; der endlich erſt mit dem Augenblick fähig wird, ſelber Luſt zu empfinden, nachdem das Weib in Schwingung geraten iſt; bei der Kalten zu genießen, iſt ihm völlig unmöglich. Populär bezeichnet man dieſen Geſamtkomplex von Stimmungen, Impulſen und Irritabilitäten als „leidenſchaftlich". Der Komplex ſchafft in der Tat Leiden, weil die ſeeliſche Verfaſſung des Leidenſchaftlichen jeden Moment durch irgend eine Hemmung, die ſein unabläſſiges Begehren lähmt, vom Jauchzen in die Betrübnis umſippen kann. Der Nicht-Leidenſchaftliche dagegen ſtürzt niemals in den Abgrund des Kummers; er ſchüttelt ſich wie ein naſſer Pudel und zieht ſeiner Wege. Dem Nicht-Leidenſchaftlichen fehlt die Extaſe nach Höhe und Tiefe, bei ihm regt ſich nur der eine animaliſche Nerv, er iſt mittelmäßig, unkünſtleriſch, Streber, Geſchäftemacher und im

16. Der Damenfriſeur. Franzöſiſcher Modekupfer um 1785

innersten Sinne antisozial, weil ihm die Genossenschaft des Weibes keine unbedingte Sehnsucht ist.

Während der Masochist die äußerste Aktivität des männlichen Begehrens darstellt, ist die Sadistin psychologisch das passive Widerspiel. Umworben und begehrt, wirkt sie zunächst durch ihr einfaches, bloßes Dasein. Sie strahlt Reize aus, ohne den geringsten sichtbaren Aufwand an Kraft, gleich dem Radium, das sich durch keine Emanation vernutzt. Sie weiß, daß sie „wirkt", aber sie ist sich dessen unbewußt, wodurch sie im einzelnen wirkt. Sie hört die Einzelheit erst aus dem Munde des Anbeters, und sie lächelt, weil sie aus dem Munde jedes Anbeters eine neue Einzelheit hört. Sie wärmt sich an der Bewunderung. Sie macht sich hart und läßt zappeln. Je qualvoller sie begehrt wird, um so mehr genießt sie „Vorlust". Ihr Instinkt greift nach den Zügeln, die ihr mühelos in den Schoß glitten; sie zerrt den Renner, der schon vor ihrem Wagen eingeschirrt ist, und erhitzt sich am Stampfen des übermächtigen Dranges. Es ist für sie fraglos, daß ihrer eigenen Begierde Auslösung voranzugehn hat. Sie lernt Herrschaft und die Macht kitzelt Launen. Alles hängt nur von dem Zucken ihrer Wimper ab. Die Sicherheit ihres Ichs und die unweigerliche Gewißheit des Sieges erzeugt ihr kühles Achselheben vor Kniebeugen und heißen Worten. Sie ist Tempel der Wallfahrt und außer ihr keine Extase, wenn nicht ihre eigene.

Solcher Gestalt sind, andeutungsweise umschrieben, die beiderseitigen Anlagen, die von Natur zur Herrschaft des Weibes über den Mann führen müssen. Was die Verhältnisse, aus dichter Nähe betrachtet, für ein Antlitz haben, wird sich im Verlaufe der Darstellung ergeben. Hier soll einleitend nur ein prinzipielles Wort fallen, ein erster Auftakt zu der Melodie des Ganzen.

Das gleiche gilt von den bildlichen Dokumenten, die die Einleitung schmücken. Sie verdeutlichen, was gesagt war, und führen hinüber in die speziellere Materie. Ein Masochist, der den langen Leidenspfad gepilgert ist und, am Ende seiner Kraft, zu Boden wanken will, ist „Tannhäuser in Dornen" (Abbildung Nr. 35), ein schönes Schwarzweißblatt von Aubrey Beardsley. Gleich einem Fudschijama ins blasse Morgenblau hineingetaucht, hebt sich der Venusberg, sein Ziel und letzter Hoffnungswink, aus der Nacht der Kiefernhügel. Stab und Kürbis entrinnen seinen abgehärmten Händen und die Dornen bohren tief ins zerschlissene Gewand. Die Teufelinne aber drinnen lacht. Er hört es wohl. Und Schauer fliegen durch sein Mark.

Der „mittelalterliche Flagellant" eines unbekannten Meisters der italienischen Schule (Abbildung Nr. 9) zeigt uns den Masochismus als öffentlichen Volkssport. Zwei kräftige Rutenbündel schwingt der Rasende gegen die eigene straffe Muskulatur und blindlings stürmt er weiter, wie ein Amokläufer, der heiser die Gassen durchkeucht. In unsern Tagen ist der Flagellantismus fast zu einer Modeaffektion geworden; seine psychologischen Ursachen sind schwer unter einen Hut zu bringen. Davon wird ausführlich gesprochen werden müssen.

Ein sehr beliebtes Motiv der Kunst war immer die Züchtigung Amors durch Venus. Ein Blatt aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts (Abbildung Nr. 8) ist typisch für die Auffassung. Die Frau Mama, eine ebenso robuste, wie in den Gliedmaßen verzeichnete Dame, hat den Missetäter, der so viel Herzeleid verschoß, übergelegt und beweist ihm, daß manches im Leben weh tun kann. Porporati, gleichfalls ein italienischer Stecher, läßt es soweit nicht kommen. Seine „sanfte Ermahnung des Unfugstifters Amor" (Beilage) ist mit ihren wundervollen Lichtern ein Meisterwerk der Graphik.

17. Die begehrliche Potiphar. Französischer Kupfer um 1800

Der Masochist als Künstler ist, wie jeder andere Leidenschaftliche seiner Gattung, beständig voll vom Weibe. Das Weib sitzt in ihm, durchwuchert ihm Hirn und Glieder, verstrickt, umrankt ihm alle Ideengänge, so daß er schließlich nur noch „im" Weibe denken kann. Was er dann künstlerisch nach außen projiziert, ist wiederum das Weib. Und zwar das Weib, das zu seiner Art paßt. So kommt es, daß der Leidenschaftliche nicht sich bekennt, sondern viel mehr die Gestalt seiner Träume. Er singt und sagt von ihr, er malt und meißelt und zeichnet sie. Immerfort sie. Das Weib wird in der Kunst fast stets nur geoffenbart durch Spiegelreflex aus der Seele des Mannes. Selbstbekenntnisse der Weiber sind selten, und verhältnismäßig selten ist das Bekenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Ein eigenartiges Verhältnis. Der Leser vermag schon jetzt zum Beginne unschwer festzustellen, daß die überwiegende Mehrzahl der bildlichen Dokumente das Weib repräsentieren. Und unsere Auswahl entspricht hierin vollkommen dem überhaupt vorhandenen Material.

Ein glänzendes Stück seiner dekorativen Prunktechnik ist Strathmanns gemalte Märchenapotheose „Venus auf dem Rosenbett" (große farbige Beilage). Rücklings hingesunken auf den gleißenden Brokat scheint sie, wieder mit dem halb geöffneten Munde der Judith von vorhin, schlummermatt zu träumen. Ihr bläulich schwarzes Haar ringelt sich in Schlangen durch Perlen und Rosen über Goldgrund und Perlen. Mit Zinnober sticht die Busenknospe in einen schwermütig verhängten Himmel. Und wo die steilen lilafarbenen Tulpen ihr Geläut mit dem sanften Niederrieseln moosgrüner Flechten vermischen, gleitet die freudig helle Kontur dieses Körpers fort, vorbei am veilchenbeschatteten Nabel, bis hinab zu den fein gewölbten Nägeln der Zehen, die von Henna orangerot glühen. Der glatte Marmor-Estrich klimmt in dunkel satten Stufen auf, von weißen Rosen überleuchtet. Geäst und Laubdach und Verdämmern rings. Die Farbensymphonie ist reich und melodiös. Mit spitzem Pinsel fast haarscharf alles aufgetragen. Allein, es ist wieder wie vorhin, wenn man länger vor der Malerei sitzt, verflacht sich die Tiefe plötzlich zur Hintergrundskulisse und man gewahrt, daß die Schlafende mühsam Akt liegt. Ein unsichtbares Kissen hält ihr Becken im Halbprofil hoch und sie verrenkt sich fast den Thorax, damit die doppelte Ansicht des Busens herauskommt. Das Bild lebt nicht von innen her.

18. Eine gewichtige Schönheit
Englischer Kupfer um 1820

Auch Maurin gibt uns einen Akt „auf dem Ruhebett" (Abbildung Nr. 19), der für seine virtuose Handhabung des lithographischen Steins charakteristisch ist. Das Knie durchschneidet angenehm den rechten Schenkel, der

19. Auf dem Ruhebett. Lithographie von N. Maurin, 1832

Buſen iſt unwahrſcheinlich ſchön. Einige Locken durchkriechen das gefällig herabgeglittene Negligé. Von dieſem Motiv des Dolcefarniente werden noch eine Reihe von Darſtellungen zu zeigen ſein. Es gibt ihrer unendlich viele und die Mehrzahl ſchwelgt in einem ſüßlichen Geſchmack. Gerade durch ihr vielfaches Auftreten werden ſie aber zum Dokument. Sie zeigen, wie der Mann das Weib ſich wünſcht.

Neben der Apotheoſe des liegenden Weibes iſt am meiſten verbreitet die des ſitzenden oder thronenden. Abbildung Nr. 10 nach einem Ausſchnitt aus dem großen Deckengemälde von Paolo Veroneſe im Dogenpalaſt zu Venedig gibt uns zugleich ein Beiſpiel für die außerordentliche Vorliebe, mit der die Kunſt von jeher die Geſtalt des Weibes als Symbol zu verwenden pflegte. Nur wenige abſtrakte Eigenſchaften werden durch Männerfiguren ausgedrückt, hauptſächlich muskuläre Energien. Zur Symboliſierung gemütlicher und intellektueller Eigenſchaften dient immer wieder das Weib. Stellt man daneben die Broſchüre des ſonderbaren Heiligen Möbius über den „phyſiologiſchen Schwachſinn“ des Weibes, ſo könnte man auf die Vermutung kommen, dieſe Leuchte der Pſychiatrie habe beim Schreiben in der Zerſtreutheit ſein eigenes Genus verwechſelt.

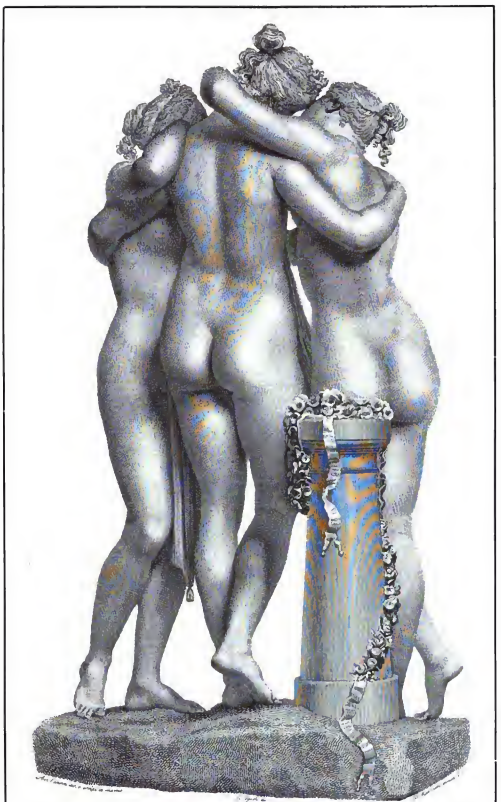
In der Symboliſierung des Weibes liegt jedenfalls eine unbewußte Verherrlichung ſeitens der Männer. Es iſt bezeichnend, daß Paolo Veroneſe oder die Maler ſeiner Schule (die Autorſchaft des Gemäldes ſteht nicht ganz feſt) dieſe Republik Venedig nicht bloß als Weib in königlicher

Kleidung, das heißt mit den Insignien ihrer Herrscherwürde dargestellt haben, sondern als eine üppige, von Sinnlichkeit strotzende Schönheit, die rein körperlich in ihren Bann zwingt. Um das recht deutlich zu machen, haben wir die Figur allein im Detail gegeben. Denn das ganze Gemälde ist im Durchmaß etwa fünfmal größer als unser Ausschnitt. Aus dem Volksgetümmel unten im Saal steigen da Balustraden auf, gedrängt voll von den Nobili des Staates und ihren breitbusigen Damen. Gedrehte Säulen winden sich weiter empor bis zum Architrav, der in den lichten Azur ragt. Und aus dem geöffneten Blau schwebt, von Wolkendampf getragen, diese strotzende Donna hernieder, von Reichtum und Huldigung umringt, über die hinweg sie bewegungslos in die Ferne schaut.

„Eine gewichtige Schönheit" ist auch auf dem englischen Stich von 1820 (Abbildung Nr. 18) zu sehen. Wahrscheinlich eine Dame der Hofgesellschaft. Das Weib, das durch bloße Fleischlichkeit siegt, hat immer eine respektable Schwere in sich. Diese Form ist die uneingestandene Sehnsucht vieler, während in Mode und Kunst die Schlankheit dominiert. Wir haben zwei Schönheitsideale, ein ästhetisches und ein sexuelles. Im Orient fallen beide zusammen und der ungehemmte Kultus der üppigen Kontur feiert dort wahre Orgien. Alle diese Zusammenhänge werden noch näher beleuchtet werden.

Louis Chalon setzt „das Idol" (Abbildung Nr. 27) auf einen Thron ägyptischen Stils. Feierlich und mystisch reckt sie dem Beschauer den Lichtstab entgegen und der Geschmeidekranz ihres Hauptes wetteifert mit der fahlen Mondesglorie, von der sich ihr starres und wollüstiges Antlitz seltsam abhebt. Ein Gazeschleier, von Sternegefunkel übersät, ist ihr Gewand. Es ist das verschleierte Bild zu Saïs, die Weibgöttin Isis, die den Jüngling mit der grauenvollen Inschrift ängstigte: I.G.H. bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet! Und Sacher-Masoch bekennt von ihr: „Ich sah in der Sinnlichkeit etwas Heiliges, ja das einzig Heilige, in dem Weibe und seiner Schönheit etwas Göttliches, indem die wichtigste Aufgabe des Daseins, die Fortpflanzung der Gattung, vor allem ihr Beruf ist; ich sah im Weibe die Personifikation der Natur, die Isis, und in dem Manne ihren Priester, ihren Sklaven, und sah sie ihm gegenüber grausam wie die Natur, welche, was ihr gedient hat, von sich stößt, sobald sie seiner nicht mehr bedarf, während ihm noch ihre Mißhandlungen, ja der Tod durch sie, zur wollüstigen Seligkeit werden."

Von der Isis zum echtesten Rokoko des Boucher. Das psychologische Motiv ist zeitlos. „Venus mit ihrem Hofstaat" (Beilage) fährt aus den Uferklippen auf dem Muschelwagen über die lustig schäumenden Wogen dahin. Alle Nymphen (oder ist es immer dieselbe?) zeigen die weiche Bouchersche Rundung, die schmachtet und lockt und über Delphine sich dahinwälzt in wohligem Behagen. Die Atmosphäre ist ganz voll Amoretten und die männlichen Tritonen sind nur dienende Begleiterscheinung. Und Venus — ist es nicht wieder dieselbe Nymphe? das Weib überhaupt, wie es als schön galt und wie man es beständig anbeten wollte? Es war die Zeit, da das Weib regierte, in Rußland offiziell und gynäkokratisch, in Frankreich inoffiziell, aber nicht minder absolut. Der absoluteste König konnte ein Spielzeug werden in den Händen einer Dubarry, die anscheinend keinerlei Machtmittel besaß, weder vornehme Geburt, noch Reichtum, noch Talente der Bildung, noch unbestrittene Schönheit der Gestalt. Woher also dies erstaunliche Resultat, diese blinde Unterwürfigkeit des mächtigsten Mannes Europas unter dem Pantoffel irgend eines Weibes und vor den Augen der ganzen zivilisierten Welt, die täglich Geheimkuriere hin und her hetzte mit den neuesten Boudoirnachrichten? War es Versumpfung, Demoralisierung, Entartung in Luxus und Schlaff-



20. **Die drei Grazien.** Italienischer Stich nach der Skulptur von Canova

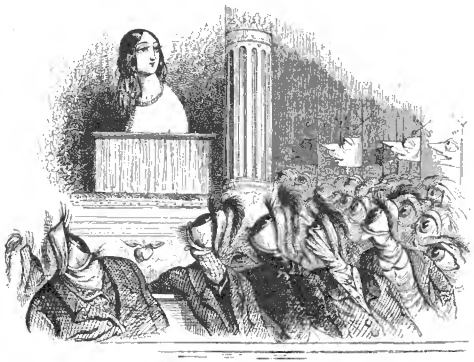
heit, Reifsein zum Niedergemähtwerden? Mag sein, daß dies alles für allgemeinere Zeiterscheinungen zutrifft. Aber der Fall Dubarry bleibt dadurch völlig unerklärt. Das Rätsel löst sich aber restlos auf, wenn wir später sehen werden, daß Ludwig XV. in demselben Maße geborener Masochist, wie die Dubarry eine geborene Sadistin war. Die Komplemente fanden sich. Und wo sie sich derart finden, kann das Zeitalter noch so heroisch, können die Sitten noch so streng puritanisch sein, der Effekt wäre immer der gleiche.

Ein Neuerer, G. Sieben, hat diese „königliche Herrin" (Tiefdruckbeilage) gezeichnet, so wie er sie sich dachte. Gewiß kann man das Bild etwas kitschig nennen; aber es ist ein ausgezeichnetes Dokument dafür, mit welcher Verve gerade solche Frauen in den Hirnen der Männer weiterleben. Wer vermöchte zu berechnen, wie vielen gerade die Vorstellung von einer Dubarry schon ein Stachel im Fleische gewesen ist und wie vielen nach uns diese Vorstellung wieder auftauchen wird. Nachhall durch die Jahrtausende hat die Frau nur als Weib, als starkes Geschlechtswesen, gefunden.

Auf Porträtähnlichkeit kann die Dubarry Siebens keinen großen Anspruch machen. Zwar der volle kleine Mund mit der etwas stärkeren Unterlippe ist der gleiche auf einem zeitgenössischen Bilde, das wir später vorführen werden. Aber das Gesicht ist hier runder, das Kinn mit einem schwachen Anflug von Behäbigkeit, und vor allem sind die Augen nicht klar und ruhig offen, sondern wie verhängt von wallenden Nöten. Diese Dubarry ist aufgefaßt nach dem Siege. Erschöpft ein wenig und heiß und vom leisen Beben des Triumphes durchzuckt, ist sie auf den Polsterstuhl gesunken und im Begriff, den Fächer kühlenden Lufthauchs zu entfalten. Das Spitzenhemd sank nieder von der weichen Achsel und das linke Bein ist unruhig übers Knie geschlagen. Über ihrem Haupte schwebt in der Tapisserie die Krone Frankreichs und dahinter, uebelhaft und unfaßlich visionär in diesem Augenblick, umkrallt die Knochenhand des Jakobiners schon die Sense. Warum unterstützte sie auch die Emigranten! Robespierre, der donnernde Moralist, selber vom finstersten Geiste de Sade's und Hekatomben-Blutsäufer, ließ sie unter die Beilmaschine legen. Ein halb Jahr darauf sprang sein Kopf gleichfalls von dem fatalen Gerüst herunter. —

21. Ihm bleiben nur die Pflichten
Kupferstich um 1830

Die Apotheose des Weibes in der Kunst wäre unvollständig ohne die Darstellung des speziellen Gegenspielers. Der männliche Gegenspieler gibt ihr erst die rechte Bedeutung, hebt sie aus der Sphäre der Symbolik heraus. Wieder bietet uns zuerst der Mythos aus dem reichen Schatz seiner Gestaltung ein packendes Motiv. Circe, die verführerische Gutsherrin des Eilandes Ääa, an das prinzipiell nur Männer verschlagen werden. Aber nicht bloß die Männer werden verschlagen, die gastfreie Dame ist es. Ihr anheimelnder Empfangssalou betört schnell die von der kargen Seefahrt Müden, die Atmosphäre der lange entbehrten Weiblichkeit verwirrt hungrige Sinne, und ehe sie noch wissen, wie ihnen geschah, ist es



22. Alles ist Auge. Zeichnung von Grandville. 1844

ſchon um ſie geſchehn. Ihre Manneswürde iſt verflogen, und was blieb, iſt das Tier, das kirre gemachte. Wie in „Lili's Park“ bei Goethe tummelt ſich die Menagerie um die Zauberin:

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
wenn ſie ſich in die Türe ſtellt
und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche
ſcheinen lebendig zu werden:
ſo ſtürzen ſich ganze Herden
zu ihren Füßen; ſogar im Waſſin die Fiſche
patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus;
und ſie ſtreut dann das Futter aus
mit einem Blick —, Götter zu entzücken,
geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
an ein Schlürfen, an ein Hacken;
ſie ſtürzen einander über die Nacken,
ſchieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
und das all um ein Stückchen Brot,
das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
als hätt' es in Ambroſia geſteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton,
wenn ſie ruft: pipi! pipi!
zöge den Adler Jupiters vom Thron;
der Venus Taubenpaar.
ja, der eitle Pfau ſogar,
ich ſchwöre, ſie kämen,
wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Auf Circes Inſel landet auch der liſtenreiche Odyſſeus, jener Diplom-Ingenieur und Ediſon des Altertums, der das hölzerne Rieſenpferd konſtruierte, die widrigen Seewinde in einem Schlauch verſperrt hielt, einen Rettungsgürtel beſaß, durch den tiefſten Bergwerksſchacht ſich zur Unterwelt zurechtfand und die Schlemmer ſeines heimatlichen Speiſeſaals gleichſam mit dem Maſchinengewehr wegputzte. Kurz, ein Erfinder, ein Mann des mathematiſchen Kalküls, der ſtärkſten techniſchen Intelligenzfunktion. Ihm war noch für jede abenteuerliche Gefahr ein Kraut gewachſen; ſo auch hier bei der Circe das Kraut Moly. In Wahrheit bedeutet dies: er war weniger zugänglich für Reize, die vom Weibe ausgehen; wie es beim mathematiſchen Ingenium meiſtens der Fall iſt. Deshalb überwand er auch die Sirenenlockung. Zu Haus hatte er eine brave Gattin, die ganz zu ſeiner Art paßte.

Alſo der Odyſſeus kommt bei der Circe mit dem blauen Auge davon und läßt ſich von ihr nicht zum Schwein machen, wie die andern Unglücklichen. Aber dieſer Fortgang der Legende pflegt die Künſtler, die den Stoff darſtellen, weniger zu intereſſieren, als ihr Anfang und der Vorbeſtand der Tatſachen. Das Sinnverwirrende des Weibes iſt ihnen wichtiger, als die Unempfindlichkeit eines einzelnen Mannes. So ſehen wir es z. B. an dem Gemälde von Em. Levy, „Odyſſeus bei Circe“ (Abbildung Nr. 32), das etwa aus den achtziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts ſtammt. Odyſſeus bringt ſeine fußfällige Huldigung dar, etwas ungelenk, denn er iſt kein gewohnheitsmäßiger galant'uomo. Circe ſetzt frohlockend die Ferſe auf das Haupt ihres zukünftigen Untergebenen, der krampfhaft das Kraut Moly nicht aus der Hand läßt. Im Vordergrund bleicht der Schädel eines derer, die ſich zugrunde richten ließen, und im Hintergrunde erwartet man eigentlich einiges von der Menagerie zu ſehen. Aber der Künſtler begnügt ſich ſtatt des Kobens mit einem marmorenen Verſchlage, aus dem ſich ein kitharaſpielender Jüngling beſonders deutlich abhebt, der gewiß zum Lobe der Göttin ein Preislied anſtimmt. Das Bild hat, ohne die Abſicht des Malers, einen Stich in das Milieu jener Damen der freien Konkurrenz, die für ihre Inſzenierungen auch die mythologiſche Aufmachung nicht verſchmähen.

23. Herkules bei Omphale. Lithographie von Honoré Daumier. 1840

Draſtiſcher iſt M. Fröhlich in ſeiner Zeichnung „Eine moderne Circe“ (farbige Beilage). Die Stülpnaſe, der breite, leuchtende Mund, die Haltung der Büſte geben ihr etwas Gewöhnliches und zugleich Herausforderndes. Die Hemdhoſe umſchließt den ſchlanken Leib einer Virgo. Ihre Füße bekleiden die typiſchen Lackſchuhe mit den außerordentlich hohen und ſpitzen Abſätzen, für die ſchon Reſtif de la Bretonne in immer wiederholten Ausführungen eine Art von wiſſenſchaftlicher Propaganda gemacht hat. „Es iſt Gefahr,“ ſagt dieſer unabläſſige Schuhſchwärmer an einer Stelle, „es iſt Gefahr im Verzuge für die allgemeine Sittlichkeit, wenn man es duldet, daß die Kleidung beider Geſchlechter ſich ähnlich wird.“ Hier

24. Der Seiltanz mit den Gefühlen. Franzöſiſche Lithographie von Edam. Um 1834

ſei der ſchärfſte Unterſchied nötig; nichts, womöglich gar nichts, ſoll ſich ähnlich ſehen. Der tatkräftige Mann mag bequeme, flinke Kleidung haben. Das Weib im Gegenteil ſoll tragen, was gefällt, was entzückt, mag's auch etwas unbequem ſein. Denn gegen die unermeßlichen Vorteile ſolcher Mode komme ſo ein winziger Nachteil gar nicht in Betracht. Hohe Abſätze und hohe Friſuren, das ſei der wahre Reiz an Frauen.

Nun, man ſieht, Fröhliches Dompteuſe hat flach über die Ohren geſtrichenes Haar, wie es hauptſächlich wohl von einer Pariſer Tänzerin populär gemacht worden iſt. In dieſem Punkte iſt Reſtifs Rezept heute außer Kurs geſetzt. Aber ſeine Bemerkungen über den äußeren Unterſchied der Geſchlechter berühren ein ſo wichtiges biologiſches Problem, daß ich darauf noch ausführlicher zurückkommen muß. Das Tier, das ſich, mit zorniger Gebärde, von dem Fräulein treten läßt, ſcheint ein Petz zu ſein. Genau weiß man's nicht. Genug, es iſt ein Männchen, das da zappelt und ſich aufbäumt.

Ein klaſſiſches Dokument für Reſtifs ſogenannten Schuhfetiſchismus zeigt uns noch die Abbildung Nr. 13 „Fanchettens Schuh", die einem ſeiner mit Kupfern gezierten Werke entnommen iſt. Angeregt von dem wunderſchönen Fuß einer vorübergehenden Dame hat er einmal, wie ſeine Art war, in fliegender Haſt und wenig Tagen einen ſtarken Romanband zu Papier gebracht, genannt „Fanchettens Fuß oder der roſafarbene Schuh", der großes Aufſehn in Paris hervorrief. Dies Buch

4*

25. Dame Satire. Titelblatt von Bertall 1874

iſt für unſern Geſchmack ebenſo ärmlich wie langweilig. In einer andern Schrift erzählt er von ſich, er ſei der geborene Beobachter geweſen. „Ich war's, noch ehe ich ſchreiben konnte; ich war's mechaniſch, eh' ich denken lernte, ich war's mit zehn Jahren. Damals ſchon machte ich die Bemerkung, daß die Mädchen aus unſerm Dorf, die ihre Schuhe am ſauberſten hielten, mir beſonders gefielen." Er erklärt dieſen Drang dann aus einer Leidenſchaft für Sauberkeit, was ein halber Fehlſchluß iſt, inſofern ein ſolcher Drang wohl kaum einem primären Sexualtriebe entſpringen dürfte, ſondern aus Erziehungseinflüſſen ſtammt. Richtig aber iſt, wenn er weiterhin ſagt, bei Frauen könne man mit Sicherheit von einem ſorgfältigen, geſchmackvollen Schuhwerk einen Schluß machen auf ihre körperliche Sorgfalt überhaupt. Als er nach der Hauptſtadt kam und ſich zum Pariſer entwickelte, hatte er dann mehr Gelegenheit zu Beobachtungen, in Geſellſchaft einiger Freunde. Sie übten ſich förmlich darin, aus dem eleganten Stiefel einer vor ihnen gehenden Dame ihre Geſichts-

züge und selbſt ihren Charakter zu erraten. Einer der Freunde, namens Regnault, den er als „le plus voluptueux“ von der ganzen Geſellſchaft bezeichnet, ſoll ſich hierin ſelten geirrt haben. Eine Frau mit geſchmackvollem Schuh war immer eigen, manchmal kokett, etwas ſtolz oder hochmütig, aber doch, wie er ſagt, für Männer wie geſchaffen, mit Feuer oder mit zärtlicher Glut. Frauen mit unfeinem Schuhwerk hatten ſelten gute Eigenſchaften. Sie waren häßlich, mürriſch, boshaft, ſchmutzig, ungepflegt uſw. Die Freunde machten auch andre Beobachtungen. Zum Beiſpiel: hatten ſie eine hübſche Frau entdeckt (für ſie ein Meiſterwerk der Natur, ein wahres Weltwunder), ſo achteten ſie darauf, was die Männer taten, die ihr begegneten. Dann geſchah meiſt folgendes: Der Mann ſah zuerſt ihr Geſicht. War er vorüber, ſo drehte er ſich um und ſein erſter Blick galt Stiefel und Fuß. Dann wanderten ſeine Augen hinauf bis zum Haarknoten. Manchmal ging es auch in umgekehrter Reihenfolge. Dieſe Bemerkungen über das Benehmen der Straßenpaſſanten der Revolutionszeit ſind kulturhiſtoriſch recht intereſſant. —

Kehren wir zu der Apotheoſe zurück, deren bloße flüchtige Vor-Überſicht ſchon kein Ende nehmen will. Im Palazzo Schifanoja zu Ferrara befindet ſich ein figurenreiches Gemälde von Francesco Coſſa und Coſimo Tura, aus dem wir ein Detail des mittleren Teils geben: „Minneritter und Liebeskönigin“ (Abbildung im Proſpekt und weiter hinten im Text). Das Gemälde gliedert ſich in drei Teile. Links iſt in romantiſcher Felſenarchitektur ein Liebesgarten voll blühender Staudengewächſe. Zierlich gekleidete Paare plaudern, luſtwandeln, flirten, muſizieren, umſchlingen ſich. Rechts iſt ein ähnliches Getümmel, überkrönt auf hohem Riff von den nackten drei Grazien, deren Haupthaar in der linden Briſe zerflattert. Neckiſch purzeln weiße Kaninchen, ein Sinnbild der Fortpflanzung, allenthalben im Gekluft umher. In der Mitte aber kommt aus weiter, türmchenumſäumter Flußlandſchaft ein feierlicher Aufzug dahergeſchwommen; die Minnekönigin, ein weiblicher Lohengrin, auf altarähnlichem Nachen von ſtolzen Schwanen gezogen. Ein Kranz von hellen und dunklen Blüten drückt die runde Stirn, „der Venus Taubenpaar“ umgurrt das ernſte Antlitz, der breite Gürtel trägt in feiner Stickerei eine Darſtellung, wie Amor den Helden erlegt. Der Ritter, der unbeweglich vor ihr kniet, den Blick ſehnſüchtig hinaufgerichtet, iſt ſchwer gepanzert und ſchwerer noch gefeſſelt. Wir können ſein Geſicht nicht ſehn. Er iſt auch kein Individuum, er iſt Gattung, bloßer Artbegriff. Angeſichts dieſes Bildes, das die biologiſche Grundbedingung der Umwerbung des Weibchens durch das Männchen in prägnanter Weiſe zum Ausdruck bringt, iſt es von Wert, an einem Bei-

26. Der Groom für alles. Lithographie von Ed. Bernier. 1836

ſpiel nochmals vorzuführen, in welches Dilemma die Unterſuchung dieſer Probleme geraten kann, wenn ſie anſtatt der ſexualpſychologiſchen der bloß moraliſierenden Methode folgt. Ein Kulturhiſtoriker von Bedeutung ſagt von der Zeit der Minne, daß der Unterſchied zwiſchen der rechtlichen und ſozialen Stellung der Frau ſehr bedeutend geweſen ſei. Rechtlich wäre das Verhältnis der Frau zum Manne durchaus das der Unterordnung geweſen. Die Frau war nicht viel mehr, als eine dem Manne unbedingt gehorchende Magd: ſo konſtatiert er aus vergilbten Paragraphen. Paragraphen, die ebenſo papieren weitervegetierten, wie etwa heute eine Polizeiverordnung von vor 150 Jahren über die Prellſteine an den Häuſerecken, wo doch der ganze Straßenverkehr fein ſäuberlich zwiſchen Fahrdamm und Bürgerſteig geſchieden iſt. Aber die Verordnung iſt im Archiv und niemand hat ſie inzwiſchen aufgehoben. Aus dem Archiv konſtatiert der Kulturhiſtoriker weiter mit Genugtuung, daß es ſogar im galanten Frankreich eine königliche Ordonnanz gegeben habe, die dem Ehemann ausdrücklich erlaubte, vorkommenden Falls ſeine Frau zu prügeln. Alſo der Forſcher gibt zu, daß das Leben ſich in anderen, natürlich unſittlichen, Formen abſpielte. Aber er rettet die Moral, die er braucht, d. h. ſeine Moral, aus dem königlichen Gelegenheitserlaß. Wenn geprügelt werden ſoll, warum iſt es moraliſcher, daß die Frau geprügelt wird und nicht der Mann? Wenn ſich Knaben gegenſeitig prügeln, ſo heißt das vielverſprechende männliche Energie. Wenn ſich Männer gegenſeitig ſchlagen, duellieren, verſtümmeln, totſchießen, ſo heißt das Heldentum. Wenn der Mann die Frau verhaut, wozu er in der Regel kein langjähriges Boxertraining benötigen wird, ſo heißt das gut und moraliſch, de jure et de facto. Nur wenn die Frau den Mann ſchlägt, iſt die Welt aus den Fugen. Und woher rührt dieſe ganze Zwickmühle einer Unlogik, die die Männer gewöhnlich mit der ſtärkſten Note der Minderwertigkeit als „weibliche“ Logik zu bezeichnen pflegen? Des Pudels Kern iſt in ſolchem Falle immer der geheime Grundſatz: die Frau iſt verfügbares Eigentum des Mannes und wenn alle Stränge reißen, beſitzt er ſie vermöge der Muskulatur. Das aber iſt, biologiſch betrachtet, die Umkehrung aller ſexualpſychologiſchen Tatſachen der geſamten tieriſchen Lebewelt, wo das Männchen die Mehrheit ſeiner PS-Energien nicht gegen, ſondern für das Weibchen aufwendet.

Unſer Kulturhiſtoriker, der Seitenſprünge des Ehemannes ohne weiteres verſtändlich findet, bedauert dann ferner, daß die ritterliche Romantik (müßte heißen: künſtleriſche Ausformung der Leidenſchaft) das Weib zur Krone der Schöpfung erhöhte, die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt ſprengte und die Frau als alles beherrſchende Herrin in die Geſellſchaft einführte. Der ehelichen Konvenienz die freie Galanterie gegenüberſtellend, habe die Frau vielfach die Bande edler Häuslichkeit, reiner Sitte und guter Zucht zerriſſen! Es iſt ganz merkwürdig zu erfahren, fährt er fort, daß Anſchauungen, wie ſie über Liebe und Ehe in unſerer eigenen Zeit tollhäuſleriſch aufgetaucht ſind, ſchon in der Blütezeit des Mittelalters und faſt mit denſelben Worten kundgegeben worden. Damals ſchon wurde ausgeſprochen, die Ehe ſei das Grab der Liebe, und da die letztere vor der erſteren unbedingt jede Berechtigung voraus habe, ſo ſei natürlich ein Ehebündnis kein Hindernis, anderwärts der Liebe nachzugehn. Daß dieſe Maxime in vielfachſte und unverhohlenſte Praxis überſetzt wurde, werde nur leugnen wollen, wer die Fabliaux und Novellenliteratur des Mittelalters nicht kennt. Die romantiſche Erotik hätte wahrlich geradezu allgemein in Gemeinheit und Roheit ausarten müſſen, wie ſie in zahlloſen einzelnen Fällen wirklich tat, wenn ſie nicht am Mariendienſt eine Art religiöſen Haltes gehabt und wenn ihr nicht zugleich die Poeſie eine höhere Weihe gegeben hätte.

Welch ein Rattenkönig von Unverſtand! Die Liebe iſt das Primäre, die Ehe ſekundär und

27. Das Idol

Gemälde von Louis Chalons. Phot. Ad. Braun & Cie.

ſtets nur ein Kompromiß, ein Rechenexempel, das nicht aufgeht, weil die Liebe wohl eine Ehe ausfüllen kann, nicht aber eine Ehe die Liebe. Wenn ein Unterſucher auf analoge Erſcheinungen in zwei verſchiedenen Zeitaltern ſtößt, ſollte er ſich nicht ein Brett vor den Kopf binden, ſondern ihre gemeinſame Wurzel aufſuchen. Er würde dieſelbe Wurzel auch noch in andern Zeitaltern auffinden, ſobald er ſich weiter umtäte. Die Fabliaux und Novellen des Mittelalters ſtammen dem Motiv nach garnicht aus dem Mittelalter; ſie ſind, wie ich bereits erwähnte, uralten Datums und international, oft in wörtlichſter Faſſung. Was beweiſen ſie alſo für die „Gemeinheit" und „Rohheit" gerade dieſes Mittelalters? Aber der Mariendienſt zieht uns glücklich aus der Klemme und gibt uns „eine Art religiöſen Haltes". Vortrefflicher Unſinn. Der Mariendienſt iſt eben nur eine ſpäte Ausdrucksform des lange beſtehenden „Frauendienſtes" und hat ſeine direkten Vorläufer in ſehr heidniſchen Zeremonien. Die Wurzeln aller dieſer Erſcheinungen ſind eben primär ſexualpſychologiſche. Das iſt allein entſcheidend.

Wenn wir uns im Mittelalter, dieſer dunklen Nacht mit einzelnen hellſtrahlenden Geſtirnen, wie ſo tiefſinnig geſagt worden iſt, umſehen, welches Bildmotiv wohl durch viele Jahrhunderte lang das populärſte geweſen iſt zur Darſtellung der Weiberherrſchaft, ſo ſtoßen wir auf „Ariſtoteles und Phyllis". Es ſei gleich vorausbemerkt, daß auch dieſer Stoff weder urſprünglich deutſch noch griechiſch iſt. Im Sanskrit-Original des Pantſchatantra, deſſen Abfaſſung (aber nicht Erfindung) ins 2. Jahrhundert vor Chriſtus geſetzt wird, kommt die Geſchichte ſchon vor. Die Frau des Königs Nenda war aus erotiſchen Gründen auf ihren Mann ſehr erzürnt und ließ ſich durch kein Bitten und Betteln zufrieden ſtellen. Schließlich ſagt er zu ihr: Meine Liebe, ohne dich kann ich keinen Augenblick leben; ich falle dir zu Füßen und flehe dich an, wieder gut zu ſein. Sie erwidert darauf: Laß dir einen Zügel in den Mund legen, mich auf deinen Rücken ſteigen und dich zum Laufen antreiben; wenn du dann rennſt und wie ein Pferd wieherſt, dann will ich wieder gnädig ſein! So geſchah es denn auch. Die gleiche Erzählung figuriert in der alten chineſiſchen Literatur. Wir werden ſpäter ſehn, wie ſie ſich im altfranzöſiſchen Lay d'Ariſtote und auf der Faſnachtsbühne des fünfzehnten Jahrhunderts ausnimmt.

Die Faſſung in Hagens Geſamtabenteuern lautet etwa ſo: Der griechiſche König Philipp ließ ſeinen Sohn Alexander durch den weiſeſten Meiſter Ariſtoteles erziehen und gab beiden mit ihrem Geſinde ein beſonderes Haus mit einem ſchönen Garten. Die hoffnungsvolle Zucht und Lehre wurde aber durch die Minne unterbrochen, in welcher der junge feurige Alexander gegen die ſchöne Phyllis, ein Fräulein ſeiner Mutter, entbrannte. Die Schöne erwiderte ſeine Liebe, und bald vereinigte beide der heimliche Garten. Als Ariſtoteles dies entdeckte, klagte er es dem König, der dem Fräulein mit Strafe drohte. Dieſe beteuerte ihre Unſchuld, was die Königin bezeugte. Die beiden Geliebten wurden aber ſcharf beobachtet und auseinandergehalten. Alexander ſaß brummend in der Schule, und die leidvolle Phyllis ſann auf Rache. Sie ſchmückte ſich aufs reizendſte und ging frühmorgens mit nackten ſchneeweißen Füßen im Garten durch den Tau zum rieſelnden Brunnen, um Blumen und Blüten zu ſammeln. Dabei raffte ſie ihr lüftiges Gewand bis übers Knie auf. Der

28. Tropfende Kerzen
Zeichnung von Rodin

Albert Langen, München

29. Hirschbrunst

Zeichnung von A. Salzmann. Aus der „Jugend". 1905

weise Greis erblickte sie durchs Fenster und ließ sich durch die Liebreizende betören, die ihm eine Handvoll Blumen hineinwarf und ihn minniglich grüßte. Er lud sie zu sich herein und bot ihr, die sich kosend zu ihm setzte, zwanzig Mark Silbers für eine Nacht. Sie versagte ihr Magdtum um Geld, wollte jedoch seinen Willen tun, wenn er sich einen Sattel, der dort hing, auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen und so von ihr durch den Garten reiten ließe. Der weltweise Aristoteles war nicht stärker als Adam, Samson, David und Salomon. Er ließ sich von der Minne reiten. Die Reizende saß auf ihm, einen Rosenzweig in der Hand, und sang ein Minnelied, während der alte Graue auf allen Vieren durch den Garten trabte. Als sie am Ziel war, sprang sie fröhlich ab, schalt den alten Gauch, daß er ihr Ehre und Liebe genommen, verhöhnte ihn, daß seine hundert Jahre nun wieder zu sieben geworden, und wünschte ihn zum Teufel. Die Königin hatte mit ihren Fräulein von der Zinne des Palastes alles mitangesehn. So ward die große Schmach bald dem Könige und dem ganzen Hofe kund und erscholl überall; sodaß der weise Meister, dem Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche mit seinen Büchern und all seiner Habe heimlich zu Schiffe ging und nach einer Insel Galicia fuhr. Dort schrieb er ein großes Buch von den Listen der schönen falschen Weiber. Nichts vermag dagegen zu helfen, als ferne von ihnen zu bleiben.

Man muß bedenken, welche Rolle der Name Aristoteles im frühen Mittelalter auf dem Umwege über die arabische Kultur spielte, um diese Erzählung recht zu würdigen. Meist ist Aristoteles in seinen „besten Jahren", nicht wie hier legendär hundertjährig. Aber vor allem ist er für die damalige Zeit, der der Faden der griechisch-römischen Wissenschaft verloren gegangen war, Ausbund und Blüte aller männlichen Intelligenz und Gelehrsamkeit, das Genie aller geistigen Erkenntnisse. Und dennoch: dem Weibe untertan! Kismet, Fatum, Schicksal. Unentrinnbar. Spät kommt es, doch es kommt. Es darf nicht wunder nehmen, daß Meister Heinrich von Mischen, genannt der Brouwenlop, sich in nobler Gesellschaft dünkt, wenn er im „langen Ton" also singet:

Adam den ersten menschen den betrouc ein wip;
Samsones lip
wart durch ein wip geblendet;
David wart geschendet;
her Salomon ouch Gotes richs wart durch ein wip gepfendet;
Absalons schoene in niht vervieng in' het' ein wip betoeret.
Swie gewaltig Alexander was, dem geschach alsus;
Virgilius
wart betrogen mit falschen sitten;
Olofern wart versnitten;

do wart ouch Aristoteles von einem wibe geritten;
Troye diu stat und als ir lant wart durch ein wip
Achilli dem geschach alsam; Izestoeret.
der wilde Asabal wart zam;
Artuses scham
von wibe kam;
Parcival groze sorge nam:
ist daz wunt der minnen stam,
waz schat denne, ob ein reinez wib mich breunet unde
vroeret?

Ja, was schadet es denn, wenn ein schönes Weib ihm heiß und kalt macht, fragt er melancholisch; den Helden des Männertums ist es doch auch so gegangen! Darunter dem Aristoteles.

Diese Helden galten als erotische Typen auch im Bildwerk. Die Kirchenskulptur hat sich mit Vorliebe ihrer bemächtigt und sie auf Säulen, Portale, Chorstühle, Glasfenster hingemeißelt, geschnitzt und gemalt. Nicht aus Lüsternheit, sondern in einer unbefangenen und leicht kritisch angehauchten Freude an den prägnanten Erscheinungen des Daseins. Freilich war dies vor der Zeit des Jesuitismus und des großen Reformations-Reinemachens in der europäischen Völkerstube. Da wurde so manches naiv-entzückende Relief von den barbarischen Hammerschlägen des Puritanismus heruntergeholt. Der zweite große Sündenfall trat ein. Man ward sich bewußt, daß man nackend war und daß alles Lebende Genitalien besitzt. Heuchlerische Scham nannte die Unbefangenheit Unzucht, und als die zertrümmerten Scherben der Reliefs am Boden lagen, wähnte man damit auch den Urtrieb alles Daseins aus der Welt geschafft, den man dennoch paradox fortfuhr, Luzifer, den „Lichtbringer", zu nennen.

„Aristoteles und Phyllis" sind des öfteren schon in den früheren Werken im Bilde gezeigt worden. Doch ist es uns gelungen, eine Reihe von bisher unveröffentlichten Darstellungen zusammenzubringen, die in einem größeren Zusammenhange noch besprochen werden sollen. Hier in der Einleitung geben wir vorläufig nur ein ganz modernes Blatt von J. Kuhn-Régnier (Abbildung Nr. 31), das 1910 im Pariser Salon der Humoristen ausgestellt war. Die Zeichnung wirkt komisch durch das Grundprinzip alles Witzes, die Gegensätzlichkeit der Travestie. Phyllis ist eine Demimondaine vom reinsten Wasser, die sich antik aufgemacht hat; Aristoteles ein bärbeißiger professeur in Babuschen und geblümtem Kattunfrack und so ernsthaft, als hätte er den pythagoräischen Lehrsatz zu dozieren. Alexander, mit preußischem Schnurrbart und Gardeleutnantsmonokel, verkneift sich das Lachen über den Reinfall seines gestrengen Paukers. Ein Moppel mit Seidenband, Flakons und Puderquaste, und ein Band von „Je sais tout" vervollständigen das Interieur. Der Wandfries paßt zum Übrigen.

30. Überschwemmung
Gemälde von A. Guillaume. Phot. Braun, Clement & Cie.

31. Ariſtoteles und Phyllis. Komiſche Zeichnung von J. Kuhn-Régnier, Paris 1910

„Reitmotiv“ könnte man nennen, was in der Kunſt unter dem Titel „Ariſtoteles und Phyllis“ läuft; und da wir pſychologiſch einteilen, ſo gehören noch einige andre, gleichermaßen beliebte Stoffe in dieſe ſelbe Gruppe, darunter vor allem „Jupiter und Europa“. Die Europa-Bilder ſind ſo zahlreich, daß ſie für ſich allein eine Serie bilden und es kunſtgeſchichtlich intereſſant genug wäre, die Entwicklung der Auffaſſung und die Herausarbeitung neuer Nuancen in einem eigenen Zuſammenhange zu verfolgen. Für die Betrachtung derartiger Motiv-Serien, deren wir in dieſem Buch eine ſtattliche Reihe vorführen, gilt, was Nietzſche einmal ſehr treffend zuſammengefaßt hat: „Wenn dasſelbe Motiv nicht hundertfältig durch verſchiedene Meiſter behandelt wird, wird das Publikum nicht über das Intereſſe des Stoffes hinauskommen; aber zuletzt wird es ſelbſt die Nuancen, die zarten, neuen Erfindungen in der Behandlung dieſes Motivs faſſen und genießen, wenn es alſo das Motiv längſt aus zahlreichen Bearbeitungen kennt und dabei keinen Reiz der Neuheit, der Spannung mehr empfindet.“ Ich möchte dem nur inſofern widerſprechen, daß der Reiz des Geſpanntwerdens dennoch bleibt; aber er wird vom rein Äußeren ins Innerliche verlegt, ſodaß eine pſychologiſche Vertiefung zuſtande kommt. Es iſt deshalb wohlüberlegt, wenn Akademien für große Preiſe die allerbehandeltſten Stoffe ausſchreiben; ebenſo, wie wir den Schauſpieler als Künſtler am meiſten würdigen, der uns eine neue und individuelle Auffaſſung des Hamlet oder irgend einer andern, Wort für Wort bekannten Rolle zu geben vermag.

5*

32. Odyſſeus bei Circe. Gemälde von Lévy. Phot. Ad. Braun & Cie.

Bei der Geſchichte der „Europa“ iſt ein ähnlicher Umſtand merkwürdig, wie bei der der „Circe“. Was hat den Mann im Künſtler aus dem ganzen Hergang der Sache am meiſten gereizt? Wie Europa am Meeresſtrande im Kreis ihrer Geſpielinnen daſteht, blendend in ihrer Schönheit, gleich dem vollen Mond unter den Geſtirnen? Oder wie Zeus aus dem kretiſchen Gebüſche tritt als friſcher, geſchmeidiger Jüngling und ihre Augen anerkennend auf ihm haften? Oder wie ſie beide in der diktäiſchen Höhle im Rauſche göttlicher Flitterwochen leben? Oder wie die Heroen-Söhne Minos, Rhadamanthys und Sarpedon mit dem edlen Paare an Kraft und Herrlichkeit wetteifern? Nein. Gereizt hat es die Künſtler, daß die Schöne den Stier beſteigt und auf ihm reitet. Er trägt ihre „ſüße Laſt“, wie banal geſagt wird. Dies iſt außerordentlich charakteriſtiſch

und nur aus der Sexual-Psyche zu erklären. Es gibt angeborene Anlagen, wie wir noch sehen werden, die ganz speziell auf derartige Vorstellungen und Handlungen gerichtet sind. Aus der ungeheuren Menge der verschiedenartigen, in der Kunst dargestellten „Reitmotive" ergibt sich schon ohne weiteres, daß solche Anlagen nicht pathologischer Natur sind, sondern bloße Spielarten der Liebe bedeuten.

Das sinnenprächtigste aller Europa-Bilder ist das von Paolo Veronese, wie es von diesem Maler und seiner Zeit auch nicht anders zu erwarten ist. Wir geben in Abbildung Nr. 4 das in Rom befindliche Gemälde wieder; es gibt noch an ein paar andern Orten Dubletten von der Hand des Meisters, was daraus schließen läßt, daß das Bild schon damals das größte Aufsehen erregte; doch schien uns das Vatikanische Original am vortrefflichsten. Veronese zeigt uns im Vordergrunde nicht bloß den einen „fruchtbaren Augenblick" der Handlung, wie ihn Lessing im Laokoon definiert hat, sondern noch drei weitere „transitorische" Momente nach Art der älteren Legendenmaler: rechts schaut der Stier mit funkelnden Augen aus dem Dickicht, im Hintergrunde trabt er mit unruhig schlagendem Schweif davon, und ganz in der Ferne durchschwimmt er mit mächtigen Stößen die Meereswogen. Alle vier Augenblicke aber zielen auf das eine Motiv: vom Wunsch, dem Vater des Gedankens, bis zur vollendeten Tat. Europa ist eine berückend-stolze Modeschönheit der weithin herrschenden Lagunenstadt an der Adria. Reich ist ihre Büste und reich ihr brokatenes Gewand. Unter ihren Wimpern schimmert feuchte Lust. Und mit einer unwillkürlichen Bewegung reicht sie dem gefügigen Stiere den tadellos geformten Fuß hin, den er mit geblähten Nüstern sanft beleckt.

Ein ganz modernes Reitmotiv wiederum haben wir in Abbildung Nr. 30, „Überschwemmung"

33. Der erste Sündenfall. Gemälde von Jean Beder. 1900

von A. Guillaume, dem Zeichner der mondänen Eleganz. Er ist ein ausgesprochener Liebhaber der feinen Florstrümpfe, die vom blühenden Fleisch wie von einem innern Feuer durchleuchtet werden, und der kleinen koketten Füßchen in Halbschuhen. Diese Gestaltung des Stoffes ist der Eingebung eines glücklichen Augenblicks zu danken, zart und mit humoristischem Beigeschmack ausgeführt. Die grobe Manier derer, die darstellen wollen, aber nicht können, werden wir später nach Ansichtskarten und ähnlichen, dokumentarisch aber wichtigen, Trivialitäten zeigen.

Denn selten ist ein genialer Künstler, der das Weib derart auf den Schultern des Mannes reiten läßt, wie es Van der Venne in der wundervollen Komposition unserer großen farbigen Beilage „Die Besiegerin" gelungen ist. Welch ein großausschreitender Kraftrhythmus in der Bewegung dieser geschwellten Wadenmuskulatur! Unzweifelhaft: diese „fercke beenen" vermögen die Welt zu tragen. Die Welt für diesen Mann: das ist das von Lebensüberschwang schäumende, geldverstreuende, rotblonde, lachende Weib auf seinen Schultern! Wie er dahinstürmt, beladen, gewichtig, Anspannung in allen Zügen, unter ihren wallenden Röcken! Wie alles an ihr farbig aufjubelt, Borten, Spitzen, Rosetten, Schmuck, Samt, Seide, Puffen, Besätze, Schleier! Der Wein sprüht aus dem Glas bei dem tollen Jagen. Es ist eine Lust: zu leben.

* * *

Zusammenfassung. Wir begannen diese Einführung mit einem Überblick über die Entstehung der Sexualforschung und erkannten ihren doppelten Ursprung aus der Moraltheologie und der Medizin. Wir hörten Pierre Bayle gegen die Mucker ankämpfen, die sich einer öffentlichen Diskussion auf dem Gebiete des wichtigsten menschlichen Seelenlebens entgegenstemmten. Wir sahen weiter, daß die Methode unserer Betrachtung nur eine psychologische sein kann und daß wegen der allgemeinen Unwandelbarkeit des Sexual-Instinktes alle bildlichen Belege als zeitlos zu gelten haben. Daß die Unterdrückung der Frau seit langen Zeiten vorhanden ist, daneben aber immer eine Herrschaft des Weibes im erotischen Sinne bestanden hat und besteht. Daß endlich die Schwäche des Mannes gegenüber dem Weibe mit dem Grade seiner Leidenschaftlichkeit gleichen Schritt hält.

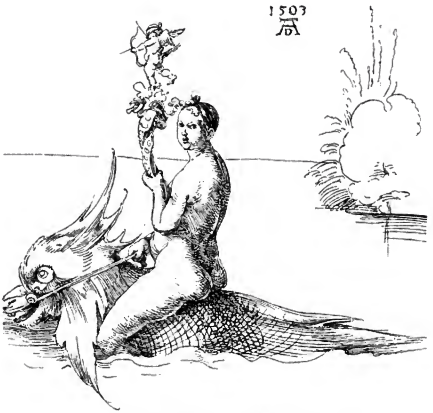
34. Die Verzückung des Starken
Skulptur von Fritz Klimsch. Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin

Dann durchliefen wir kursorisch die Darbietungen der Kunst nach einigen Haupt-Typen unseres Themas und waren damit sofort mitten drin in der Fülle des Stoffes, den die folgenden Blätter kaum zu beherbergen wissen. Die Apotheose des ruhenden und thronenden Weibes brachte uns zu

35. Tannhäuſer in Dornen. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1901

Circe und ihrem Gegenſpieler Odyſſeus. Reſtif berichtete über ſeine Beobachtungen an Schuhen. Der Minneritter gab Anlaß, auf das Problem der Umwerbung und die verkehrte Auffaſſung einer moraliſierenden Kulturhiſtorie hinzuweiſen. „Ariſtoteles und Phyllis" ergab ſich als ein uraltes Reitmotiv, das zahlreiche Gegenſtücke beſitzt.

So blinkt aus den Bilderdokumenten ſchon jetzt hindurch, was das Ergebnis des Ganzen ſein wird: Weiberherrſchaft. Keine Zukunftsmuſik aus dem Lager der Frauenbewegung, keine Verkennung tatſächlicher Machtverhältniſſe, kein tendenziöſes Gleichmachenwollen der Geſchlechter, ſondern ein rückwärts gewandtes und gegenwärtiges Konſtatieren aus angeborenen Anlagen des Menſchen.



36. Amphitrite. Handzeichnung von Albrecht Dürer. 1503

LAPSVS HVMA-
NI GENERIS :.

Evas Apfel. Holzschnitt von Hans Baldung Grien. 1511

37. Der Triumphwagen. Lithographie von Cham. Um 1834

I

Weib und Mann

Vom Unterſchied der Geſchlechter. Der Unterſchied zwiſchen Weiblich und Männlich in der lebenden Welt beginnt ſchon bei der Ei- und Samenzelle, ja er iſt dort weit ſchärfer ausgeprägt, als in manchem ſpäteren Stadium der Entwicklung. In gewiſſem Sinne zeigen uns dieſe getrennten Anfangselemente des Daſeins ſogar am allerdeutlichſten, was ſpezifiſch weibliche und was ſpezifiſch männliche Eigenart iſt.

Die Eizelle iſt in der Regel größer, maſſiger, mehr Nährſtoff enthaltend, vor allem in ſich geſchloſſen, ruhend, paſſiv, abwartend und Anziehungskräfte nachweisbarer Art ausſtrahlend. Dagegen ſind die Samenzellen klein, manchmal im körperlichen Verhältnis geradezu winzig, aber beweglich, hitzig, in Menge wimmelnd und auf jeden ausgeſtrahlten Reiz mit Begier hingewandt. Sie ſpüren die Eizelle auf tauſend- und millionenfache Länge des eigenen Körpers. Sie eilen in überſtürztem Wettlauf auf die gemächlich Harrende los. Ungezählte bleiben am Wege liegen, erſchöpft von der unmäßigen Anſtrengung, ihren ſchweren Kopf mit dem dünnen, peitſchenartigen Schwänzchen ſchlängelnd vorwärtszuſchieben. Aber immer noch ungezählte gelangen hin. Sie umſchwärmen das Ei rings, eine dichte Wolke von übereifrigen Anbetern, die Einlaß begehren. Viele ſind berufen und ein einziger wird auserwählt. Ihm öffnet ſich das kleine Schlupfloch in der Schale, er kriecht hinein in den weiblichen Zellenleib, um völlig darin aufzugehn.

Und welcher Reiz iſt es, der die Ungeſtümen ſo drängend vorwärtsreißt? Ein Geruchs- oder Geſchmacksein druck. Das hat ſchon vor zwei Jahrzehnten ein Botaniker experimentell nach-

38. Eine Mona Lisa
Englischer Kupfer von 1775 nach Leonardo da Vinci

gewiesen. Er ſtellte bei Farnen feſt, daß der ganze weibliche Genitalapparat, alſo auch die darin befindlichen Eizellen, Apfelſäure enthält. Er füllte nun eine entſprechend graduierte Apfelſäurelöſung in ein feines, oben offenes Röhrchen und brachte die Öffnung in einen Tropfen, der von den Samenzellen des Farnkrauts belebt war. Sofort ſchlängelten ſich die Samenzellen darauf zu und in weniger als fünf Minuten waren bereits über ſechshundert in das Röhrchen eingedrungen. Sie waren alſo auf den Leim gegangen oder vielmehr auf die Apfelſäure, weil, chemiſch ausgedrückt, die Apfelſäure für ſie der erotiſche Reiz iſt. Das Gegenexperiment wurde bei einer Moosart gemacht; hier flohen die Samenzellen vor der Säure, ſtrebten aber einer Rohrzuckerlöſung zu, weil dieſe ihre ſpezielle Lockung darſtellt. Die Feinheit der Wahrnehmung war übrigens ſo minutiös, daß noch Apfelſäure in Löſung von einem Tauſendſtel Prozent genügte, um die Zellen in Marſch zu ſetzen.

Man könnte dieſen „Chemismus“ der ſexuellen Energien, wie man ihn genannt hat, noch weiter bis hinauf in die Reihe der Säugetiere verfolgen; doch das eine Beiſpiel genügt, um zu demonſtrieren, daß der prinzipielle Unterſchied im Geſchlechtscharakter von Weib und Mann von Urbeginn an da iſt. —

Eine volkstümliche Redensart beſagt, der Mann „mache“ der Frau Kinder. Wenn er ſie dann gemacht hat und es ſind Jungens, ſo ſchreibt er dieſe Geſchlechtsbeſtimmung ſicherlich ſich ſelber zu; er hält das zwar nicht für bewieſen, aber doch für ſehr wahrſcheinlich. Die als wertvoll angeſehenen Eigenſchaften der Söhne wird er indeſſen unbedingt auf Rechnung ſeiner Vererbungsfähigkeiten ſetzen. Die an und für ſich minderwertigen Töchter „ſchlagen“ begreiflicherweiſe mehr nach der Mutter; denn einen kleinen Anteil am Werk will man der Gebärerin ja laſſen. Derartige Anſichten ſind ein Überbleibſel der ſtreng vaterrechtlichen Auffaſſung, das Weib ſei ein Blumentopf, in den der Mann ſein koſtbares Samenkorn verſenke; die Qualität der Blumenerde ſei zwar verſchieden, in der Hauptſache komme es aber auf die Ausſaat an.

Die neueſte Naturwiſſenſchaft iſt nun gerade dabei, dieſer ſelbſtgefälligen Männereinbildung den Garaus zu machen. Noch der verſtoſſene Profeſſor Schenk in Wien durfte ſich bis über die Ohren blamieren, indem er vorſchlug, den Blumentopf mit Kohlehydraten zu düngen. Loeb hat

dagegen bewiesen, daß die Spermatozoen unter Umständen garnicht zur Weiterentwicklung des Eies nötig sind, daß also, so seltsam es klingt, das Weibchen sich ohne Zutun des Männchens fortpflanzen könnte, und zwar bei Tieren, bei denen ein solcher Fall der „Jungfernzeugung" gemeinhin nicht vorkommt. „Nach unserer jetzigen Kenntnis der chemischen Struktur des Spermatozoons vermögen wir nicht zu verstehen, sagt Loeb wörtlich, warum sein Eintritt ins Ei entwicklungserregend wirken sollte." Loeb hat bei den Eiern niederer Tiere den Samen durch eine Lösung bestimmter Salze ersetzt und damit eine Entwicklung bis über die ersten Stadien der Larvenbildung hinaus erzielt. Für Suffragetten brauchbare Salze sind bis jetzt allerdings noch nicht komponiert worden; diese müssen bis dahin noch auf die letzte Selbständigkeit verzichten oder, ganz unmodern, ihren eigenen Sprit mit einem Zusatz „naturel" verschneiden.

Jedenfalls ist die „Jungfernzeugung" oder Parthenogenese eine bekannte Möglichkeit im Bereiche der Natur, während für die eigenmächtige Fortpflanzung eines männlichen Individuums kein Beispiel existiert. Es gibt Tiere, deren Weibchen in der günstigen Jahreszeit unbefruchtete Eier legen, aus denen sich nur Weibchen entwickeln, zum Herbst aber ebenfalls unbefruchtete Eier, aus denen dann Männchen und Weibchen hervorgehn. Andre Weibchen wieder haben große Eier, die zu Weibchen, und kleine Eier, die zu Männchen werden. Daraus und aus vielen andern Beobachtungen ähnlicher Art läßt sich schließen, daß das Geschlecht des zukünftigen Wesens schon von vornherein im Ei der Mutter bestimmt ist und daß der „Erzeuger" herzlich wenig dazu tun

39. Schlafende Fülle. Gemälde von Rubens

6*

40. Eine Lukrezia, die nur so tut. Gemälde von Lucas Cranach

kann. Auch beim Menſchen iſt es eine unbeſtreitbare Tatſache, daß Zwillinge, die an einem Mutterkuchen ſitzen, die alſo aus einem einzigen Ei (mit zwei Keimflecken) hervorgehn, immer gleichen Geſchlechtes ſind. Zwillinge aus zwei verſchiedenen Eiern dagegen können auch verſchiedenen Geſchlechtes ſein. Alſo enthalten ſchon die mütterlichen Eier im voraus den Charakter der kommenden Generation, ob männlich oder weiblich. Man kommt demnach zu dem paradoxen Satze, daß inbezug auf die Nachkommenſchaft alle weiblichen Weſen zwitterartig doppelt bevorzugt, alle männlichen aber gewiſſermaßen geſchlechtslos ſind. Die männlichen Weſen geben bloß irgendwie den Anſtoß zur Entwicklung und übertragen Eigenſchaften von ſich. Das iſt ihr ſchöpferiſcher Anteil. Obgleich Loeb, wie wir oben ſahen, nicht recht begreifen will, warum das ſo ſein müſſe, iſt an dieſem Faktum immerhin bis auf weiteres nicht zu zweifeln. Kein biologiſcher Grund aber iſt vorhanden, die Erzeuger-Qualität über die Gebär-Qualität zu ſtellen.

Schopenhauer hat den ganzen Hohn, deſſen er in ſo reichem Maße fähig war, über das „kurzbeinige“ Geſchlecht ausgegoſſen. Man muß bedenken, Schopenhauer litt an hartnäckiger Verſtopfung, und der Peſſimismus ſtieg ihm aus dem Gedärm zu Kopf. Außerdem aber hatte er wegen eines ungeſchickten Berliner Abenteuers Alimente zu zahlen, was ihn, den filzigen Rentier, ungeheuer wurmte, bis die alte Hexe eines Tages endlich krepierte, wie er ſich zärtlich ausdrückte. Dieſer Gewährsmann über Weiber iſt alſo nicht recht koſcher; hat aber Schule gemacht, wie ſich's verſteht, in einer Zeit, wo „Männlichkeit“ markiert werden muß. Man ſchwatzt es nach und beruft ſich auf den Frankfurter Gourmand-Philoſophen. Nur ſtimmt es nicht. Freilich haben die Weiber

41. Die belauſchte Suſanne. Gemälde von Paolo Veroneſe

kürzere Beine als die Männer; denn ſie ſind eben überhaupt kleiner. Aber im Verhältnis, worauf es doch ankommt, iſt der Unterſchied der Beinlängen ſo minimal, daß Pfitzner mit Recht bezweifelt, ob er überhaupt bemerkbar ſei. Quetelet hatte das Verhältnis vom Oberkörper zum ganzen Körper beim Manne auf 1 : 1,97 berechnet, beim Weibe auf 1 : 2,00. Nach Pfitzners Meſſungen, die an 4387 Perſonen vorgenommen wurden, iſt die Differenz noch geringer, und zwar verhält ſich Sitzhöhe zur Beinlänge beim Manne wie 526 : 474, beim Weibe wie 531 : 469. Das untere Rumpfende liegt demnach beim Weibe nur um ein halbes Prozent der Körperlänge tiefer, als beim Manne; das macht bei einer mittleren Statur von 155 Centimetern noch nicht acht Millimeter aus! Und darum kurzbeinig!

Woher kommt es nun, daß dieſer irrige Unterſchied zwiſchen Weib und Mann ſo allgemein behauptet und geglaubt wird? Erſtens aus Mangel an Augenſchein. Welcher Mann iſt denn heut

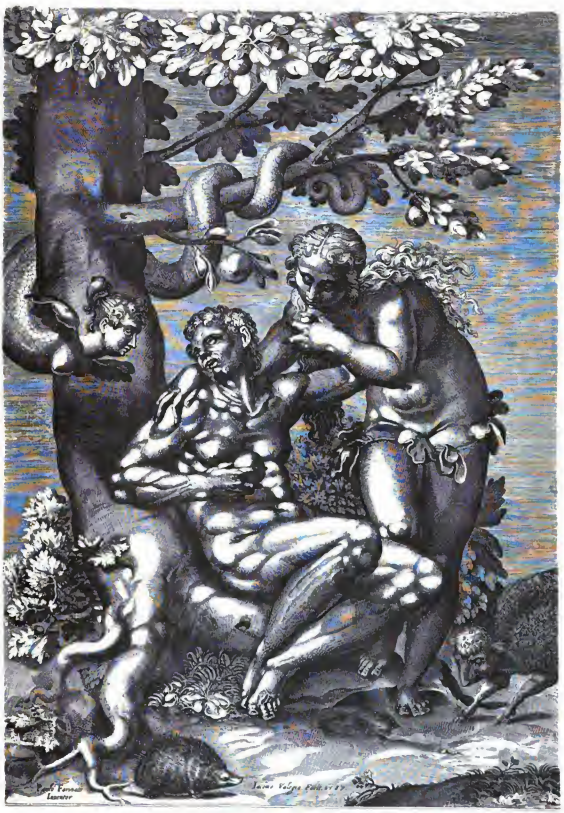
in der Lage, genügend viele unbekleidete weibliche Körper mit ruhig prüfender Aufmerksamkeit betrachten zu können? Nicht einmal der bildende Künstler, dem es doch not täte, viele zu sehen und Auswahl zu treffen, der aber in Wirklichkeit auf die Misère des Modellmarktes angewiesen ist. Schon Dürer ergriff freudig die Gelegenheit der Badstuben, weil er da wenigstens einiges zu sehen bekam. Es bliebe also höchstens der Mediziner, falls er ein Auge hat für relative Gesamtproportionen.

Das zweite und bedenklichere Übel ist die Fortdauer des griechischen Schönheitskanons. Alt-Griechenlands Skulpturen beherrschen den Bildhauer von heute, beherrschen den wissenschaftlichen Untersucher und unsere ganze ästhetische Auffassung von der Schönheit der Formen, besonders der des Weibes. Man vergißt, daß auch die Griechen unter dem Einfluß ihrer zeitgenössischen Modeströmungen standen. Lange Beine galten damals für ideal, wahrscheinlich, weil sie verhältnismäßig selten waren. Der Apoll von Belvedere ist so ein seltenes Ideal. Aber er ist keineswegs ein Muster für die Proportionen des blonden mitteleuropäischen Normalmenschen, der seit Jahrhunderten in der Kunst Alt steht. Selbst wenn er ein Messungs-Muster wäre, würde er einer andern Rasse angehören.

Nun ist es fast lächerlich zu sehen, wie pedantisch die Künstler dem alten Kanon auch in Nebendingen folgen. Zur körperlichen Toilette der antiken Damen gehörte das Ausrupfen der Scham- und Achselhaare, eine lästige Übung, die man älteren Personen als verpflichtenswerte Koketterie auslegte und die in der sonstigen Völkergeschichte sehr wenig Analogien hat. Es ist klar, daß die griechischen Bildhauer ihre weiblichen Statuen unbehaart darstellten, nicht aus Prüderie, sondern gerade weil sie epiliert erotisch reizvoll erschienen, während das Vorhandensein der Haare den Eindruck von abstoßender Unsauberkeit hervorgerufen hätte. Die gesamte neuere Kunst hat diese Sonderbarkeit blindlings nachgeäfft, trotzdem dadurch das, was die Griechen bezweckten, in sein psychologisches Gegenteil verkehrt wird. Ja, man geht so weit, den Griechen zuzumuten, sie hätten andauernd eine Unnatürlichkeit begangen — aus Sittlichkeitsgründen!

Untersucher, wie Stratz und andre, haben den modifizierten alten Kanon dann neuerdings wieder populär gemacht. Bewußt oder unbewußt haben sie die Modelle zu ihren Messungen nach den Prinzipien der antiken Ästhetik ausgewählt und dann natürlich nicht viel andre Resultate erreicht. Richtig wäre es, die Proportionen einmal ohne jede Voraussetzung an vielen, vielen Tausenden von Menschen rein rassenmäßig und nach Familiengruppen gesondert vorzunehmen. Dann würde man wissen, was Durchschnitt ist und was Modeströmung der jeweiligen künstlerischen Auffassung.

Die heutigen Männer sind stark und persönlich geschädigt durch diese Lage der Dinge; sie leiden an der Enttäuschung der Entkleidung. Weil sie keine Gelegenheit haben, Nacktheit zu schauen, saugt ihre Einbildung die Kenntnis der Formen aus jenen Ebenbildern des Körperlichen, die gemeißelt, gemalt und gezeichnet werden. Nicht frühreife Großstadt-Lüsternheit, wie die Sittlichkeitsmeier sagen, sondern der berechtigte Drang nach wahrer Formenkenntnis treibt die jungen Leute in Museen und Galerien. Damit wird der erste Grund zur Enttäuschungs-Krankheit gelegt. Auch die größten Meisterwerke sind immer idealisiert, und der Beschauer, der glühend in reiner Freude die Herrlichkeit der Konturen in sich aufnimmt, ist ahnungslos und durch nichts gewarnt. Die Krankheit wächst sich dann unmerkbar aus. Durch alles, was plakatiert und illustriert ist, wird sie genährt. Und endlich bricht sie zur Krisis aus, wenn die erste Geliebte hüllenlos vor dem Manne steht. Wohl stammelt er Lobeshymnen, aber er fühlt sich unsicher und wähnt, sein Mund rede Lügen.



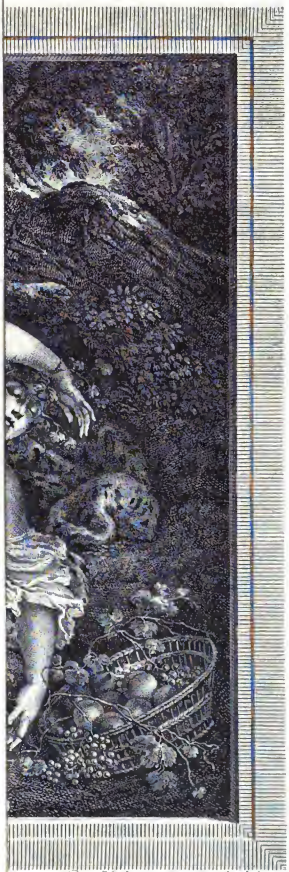
42. Die verführerische Schlange. Italienischer Kupfer von Giacomo Balzaio. 1587

Er möchte ihr zurufen: deine Beine ſind ja ach ſo kurz, dein Buſen ſteht nicht ſo gewölbt, als wäre er gemalt, und deine Taille iſt ſicherlich Korſettwirkung! Er irrt ſich natürlich in neun von zehn Fällen. Die Kunſt hat ihn belogen. Aber er glaubt ihr und wird vor der Geliebten bald ernüchtert. Dann beginnt die Suche nach dem unauffindbaren Ideal. Manche beſonders Hartnäckige haben ſchon den Maler eines berühmten, in Mode gekommenen Bildes um die Adreſſe des Modells bedrängt; aber der Maler hat bloß verſchmitzt gelächelt, wenn er die plaſtiſchen Schönheiten ſeiner Leinewand preiſen hörte, und hat die Adreſſe mit gutem Grund für ſich behalten.

Kehren wir von einem Unterſchied der Geſchlechter, den wir als unbedeutend und nur ſcheinbar erkannt haben, zurück zu den wirklichen und bedeutſamen. Es iſt indeſſen nicht meine Abſicht, hier den ganzen Kurſus der vergleichenden Anatomie abzuhandeln und bis zu der differierenden Länge der großen Zehe die äußere Erſcheinung von Adam und Eva auf Abweichungen hin zu unterſuchen. Es ſei nur berührt, daß das Weib kürzere Arme, einen kleineren Kopf, ſchmälere Schultern, breiteres Becken, überhaupt zarteren Knochenbau, weniger Muskulatur und viel mehr Fett, weichere Haut, kleineren Kehlkopf, größeres Faſſungsvermögen der Harnblaſe beſitzt, als der Mann. Sobald man ſich in Einzelheiten dieſer oberflächlichen Aufzählung vertieft, wird die Definition ſchwierig und die Angaben der Autoren widerſprechen ſich oft. Man kann auch extreme Typen von Weib und Mann, eine Augenweide für Zwiſchenſtufler, nebeneinanderſtellen, bei denen alle dieſe Angaben im umgekehrten Maßſtabe ſtimmen würden. Einem einzelnen Schädel iſt es oft ſehr, ſehr ſchwer anzuſehn, zu welchem Geſchlecht er gehörte. Alles in der Natur hat fließende Übergänge und meiſt kann man nicht mehr umgrenzen, als die Relativität von Gruppenerſcheinungen.

43. Stolz. Kupfer von J. de Gheyn. Um 1600

Nur eins iſt wichtiger: das Hirn. Es iſt wohl kein Zufall, daß gerade in dem Zeitpunkt, als die Frauen die offizielle Zulaſſung zur höheren Bildung erſtrebten, von ſeiten der Männer die niederſchmetternde Entdeckung gemacht wurde, daß das weibliche Hirn nicht ſo ſchwerwiegend ſei wie das männliche. Diejenigen Profeſſoren, denen der Gedanke einfach ſcheußlich war, im Kolleg



Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die

44. Armida. Stich von P. P. le Padouan

ſagen zu müſſen „Meine Damen und Herren!", frohlockten. Zahlen beweiſen, meinten ſie, und nun gar erſt Zahlen und Gramme! In der Tat, wenn auch die Technik der Hirn-Wägung nicht frei von Fehlerquellen war, ſo wurde doch plötzlich aller Orten ſo fleißig gewogen, daß an den 125 Gramm minus nicht länger zu zweifeln war. Alſo ein Viertelpfund! Nun geſchah es, daß einer der grimmigſten gelehrten Weiberfreſſer das Zeitliche ſegnete und letztwillig verfügt hatte, die Beweiskraft ſeiner antifemininen Theorien durch Nachwiegen ſeines eigenen lebenslänglichen Hauptinhaltes zu erhärten. Aber, oh Pech! dieſer ſelbige wog nur eben ſo viel, wie der Hauptinhalt eines Durchſchnitts-Weibchens. In der Wiſſenſchaft geht's, wie Sonntags auf der Eiſenbahn. Jedem folgenden Zuge entquillt eine neue und buntere Menge von Ausflüglern. So lag denn bald das Hirnſchmalz eines Bierbrauers auf der Wage und ergab den Zeigerausſchlag, der nur dem Genie zukommen ſollte. Von dem Stubenmädchen nicht zu reden, das ihn noch übertrumpfte.

Man ſah bald ein, daß mit dem abſoluten Hirngewicht der wiſſenſchaftliche Feldzug (denn ein ſolcher war es) nicht zum ſiegreichen Ende zu führen ſein würde, und verſuchte es mit dem relativen. Die Beziehung auf die eine Dimenſion der Körperlänge erſchien nicht genügend. Die dreidimenſionale Beziehung auf das Körpergewicht aber ergab das überraſchende Reſultat, daß die Frau im Vorteil ſei. Bei der Annahme von 65 und 54 kg Durchſchnittsgewicht kamen beim

Manne 21,6 g und beim Weibe 23,6 g Hirnsubstanz aufs Kilo Körper. Nun erscholl ein Hurrah aus dem Frauenlager, und für manche Enragierte steht es seitdem bombenfest, daß das Weib dem Manne geistig überlegen ist. Je fetter, um so geistvoller, müßten sie dann allerdings logisch weiterschließen.

Nun, im Ernst, die ganze Hirn-Untersucherei ist bis jetzt so wertlos, wie die Schädelmessungen in der Anthropologie. Der Schweiß dieser Arbeiten war einer besseren Sache würdig. Man wollte ein Ergebnis beweisen, das man schon vorher in der Hand hatte und zu dem es neuer Beweise garnicht bedurfte. Denn wer es nach den rein geistigen Leistungen, die die Geschichte der Männer und Frauen uns in der Vergangenheit aufweist, bezweifelt, daß hier die größeren Anlagen auf seiten der Männer sind, mit dem ist nicht zu diskutieren.

* * *

Wenn von zwei Kindern jedes die Hälfte eines Apfels geschenkt kriegt, so zanken sie sich erst eine Weile herum, wessen Stück größer und schöner ausgefallen ist. Nicht viel anders unterhält man sich fortgesetzt in der breiten Öffentlichkeit über die natürlichen Vorzüge von Weib und Mann. Sobald bei den Yankees drüben in irgend einer Bretterbuden-City des fernen Westens ein angehender Baccalaureus nach Untersuchung von $13^1/_2$ Personen herausbekommen hat, welches Geschlecht die wenigsten Hühneraugen besitzt, so läuft diese vermischte Nachricht durch alle Telegraphen des Erdballs.

Man erfährt zum Beispiel, wer feineres Tastgefühl hat; während die Gebrüder Weber schon 1851 nachgewiesen haben, daß der Tastsinn variabel ist und seine Feinheit nur von der Übung abhängt. Unter der offenbaren Voraussetzung, das gesamte Menschengeschlecht bestehe aus Lokomotivführern, wurden mühsame Experimente über sogen. Farbenblindheit (Daltonismus) veranstaltet; das Verhältnis soll bei Männern 1:30, bei Frauen 1:250 sein. 25 Studenten und eben so viele Studentinnen mußten in einer genau festgesetzten Zeit möglichst rasch eine Anzahl Worte schreiben; der Durchschnitt ergab bei den Studenten 1375 und bei den Studentinnen 1128 Worte. Der Witz dieser Vergleichungen ist wässrig. Erfreulicher endete ein hitziger Streit zwischen einem Frauenrechtler und einer Gegnerin der Emanzipation. Der Frauenrechtler bewies, es gebe nichts, was bisher nur Männer getan hätten und was die Frauen nicht ebenso gut ausführen könnten. Fast schien die Gegnerin geschlagen. Da kam sie mit einem letzten entscheidenden Argument. „Nein," sagte sie mit Bestimmtheit, „es giebt etwas, das ihr Männer könnt und das über unsre Kraft geht, — was eine Frau nie den Mut finden würde zu tun." „Und das wäre?" fragte der Frauenrechtler erstaunt. „In der Öffentlichkeit erscheinen mit einem — Kahlkopf!"

In der Akademie der Wissenschaften hat Edmond Perier einen Bericht dahin erstattet, daß die Pariserin von heute im Durchschnitt 1,57 m groß sei, während die übrigen Französinnen es nur zu 1,54 m brächten. Da nun die erste Zahl vor zehn Jahren noch nicht erreicht war, so ist kein Zweifel, daß die Pariserinnen seitdem bestrebt sind, ihren Männern über den Kopf zu wachsen.

Die tiefgründigsten Ergebnisse aber werden erzielt, wenn die Zeitungen zu Weihnachten oder Pfingsten derartige „Umfragen" selber in die Hand nehmen. Das zeitgemäßeste Datum dazu wäre der 1. April. Ist die Schönheit der Frauen im Verfall? hat eine englische Wochenschrift gefragt. Rodin meinte, die Frauen von heute seien so schön wie je zuvor; es läge bloß an den Augen der Bildhauer. Vermutlich hat Rodin die eigenen Augen hierin eingeschlossen. Sir Alfred East, weil er Landschaften malt, sagte, es stehe heut damit besser, denn allein schon der Sport vergeistige die

45. Juno. Kupferstich von H. Golzius. Wende des 16. Jahrhunderts

46. Die beleibte Venus. Kupferſtich von Saenredam nach Goltzius

Schönheit. Ein andrer erklärte, die Holländer des 17. Jahrhunderts ſeien durchaus nicht immer ſicher in ihrem Urteil über die wahre Schönheit geweſen, aber ſeit man die Photographie habe (die ſo prächtig verzeichnet), beſitze man den denkbar genaueſten Maßſtab für Frauenſchönheit. Wieder ein andrer Künſtler berief ſich auf Darwin. Wenn alles in der Natur ſich zum Höheren fortentwickle, ſo ſelbſtverſtändlich auch die Schönheit.

Weiter verfiel eine Zeitſchrift auf die Idee der Ankleidepuppen. Es ſollte aber nicht die Frage nach dem Rückfall des bedruckten Papiers ins Naive, ſondern wieder nach der Schönheit beantwortet werden. Man ſah da erſt die Bilder der Emma Hamilton von Romney und der Sarah Siddons von Gainsborough und dann dieſelben Damen im neueſten Pariſer Hut und Koſtüm. Man konſtatierte allgemein, daß dieſe „klaſſiſchen" Schönheiten heute „auf der Straße kaum auffallen" würden. Dagegen ſtand der Königin Eliſabeth die moderne Verkleidung beſſer, als ihre „Mühlſteinkrauſe". Aus dieſen Alfanzereien ſieht man indeſſen nur, daß für den Engländer der Öffentlichkeit die Schönheit des weiblichen Körpers in der Kleidung liegt.

Ein Berliner Blatt wollte einmal wiſſen, ob die Frauen Humor haben. Da antworteten die Herren ſehr bedächtig, gelehrt und grimmig. Es kommt auf ihre Männer an, ſagte Max Bernſtein. Otto Ernſt ſchied zwiſchen rezeptivem, produktivem und reproduktivem Humor. Ompteda hat ihn in „mittleren Schichten" kaum je gefunden, kennt aber ſowohl eine Bäckersfrau als auch eine Fürſtin, welche —. Friedrich Haaſe hat hingegen in den „oberen Schichten" gute Erfahrungen gemacht. Jerome K. Jerome läßt ſie das „Groteske" weniger würdigen. Der erfolgreichſte ſpaniſche Bühnendichter der Gegenwart beginnt: „Es darf nicht befremden, daß die Frauen keinen Sinn für Humor haben uſw." Der bedeutendſte unter den jüngeren Humoriſten Frankreichs, der es ja wiſſen muß, dekretiert: „Die Frau iſt ein durchaus antihumoriſtiſches Lebeweſen". Joſeph Lauff beſteugt

ſeinen erſtklaſſigen Pegaſum und tichtet, daß die Frau den Lieblingsſohn der Muſen, der mit dem „Klingerling der Schellen“ das Leben erſt zum Leben macht, nie an ihren Buſen gedrückt habe. Kurz: die Männer beweiſen, daß ſie zwar keinen Humor, aber Anwartſchaft auf einen gelehrten Stuhl der Äſthetik vor geleerten Bänken haben. Clara Viebig jedoch antwortet: „Ob die Frauen Humor haben? Immerhin genug, um dieſe Frage nicht ernſt zu nehmen“.

* * *

Die Schönheits-Ideale. Der edle Schopenhauer, den immer noch einige für einen Philoſophen halten, drückt ſich, um ihn vollſtändig zu zitieren, ſo aus:

„Das niedrig gewachſene, ſchmalſchultrige, breithüftige und kurzbeinige Geſchlecht das ſchöne nennen, konnte nur der vom Geſchlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in dieſem Triebe nämlich ſteckt ſeine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das ſchöne, könnte man das weibliche Geſchlecht das unäſthetiſche nennen. Weder für Muſik noch Poeſie, noch bildende Künſte haben ſie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, ſondern bloß Fferei zum Behuf ihrer Gefallſucht iſt es, wenn ſie ſolche affektieren und vorgeben. Das macht, ſie ſind keines rein objektiven Anteils an irgend etwas fähig, und der Grund iſt, denke ich, folgender: Der Mann ſtrebt in allem eine direkte Herrſchaft über die Dinge an, entweder durch Verſtehen oder durch Bezwingen derſelben. Aber das Weib iſt immer und überall auf eine bloß indirekte Herrſchaft verwieſen, nämlich mittelſt des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrſchen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzuſehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem iſt immer nur ein ſimulierter, ein bloßer Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Fferei hinaus.“

47. Reichtum und Fruchtbarkeit
Kupfer von Giov. Caraglio

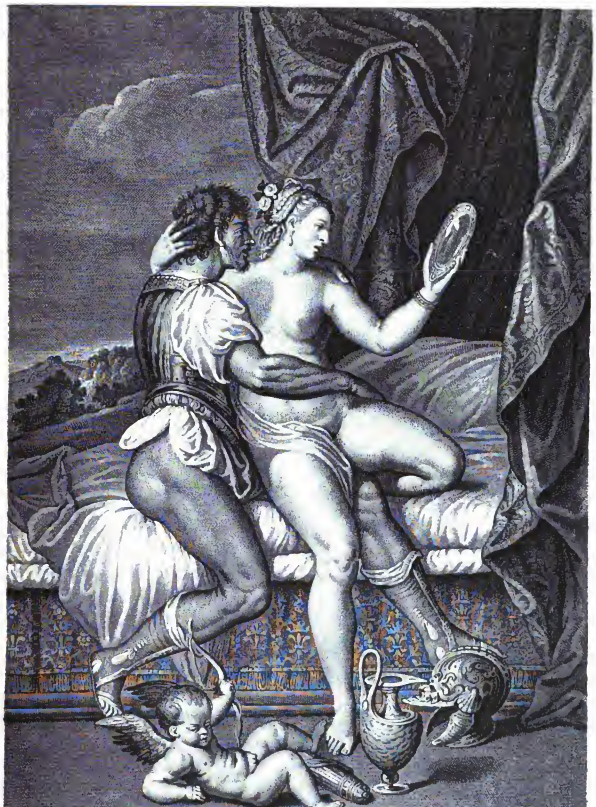
Schlimmer kann man ſich nicht verheddern. Die ganze Redeweiſe klingt faſt ſo inſtinktiv antipathiſch, wie man es ſonſt nur noch bei den eingefleiſchteſten Homoſexuellen erleben kann, die ſich vor dem Weibe direkt ekeln. Alſo das iſt ſeine eigene „Objektivität“! Streicht man aber den Grundton weg, ſo giebt er im übrigen der Idee dieſes Buches vollkommen Recht. Worüber ſoll die Frau denn herrſchen, als über den Mann? Und iſt das nicht ſchwieriger, als wenn der Mann über „Dinge“ zu herrſchen bemüht iſt? Der Unteroffizier beherrſcht ſeine Korporalſchaft, ganz direkt. Iſt die „indirekte“ Herrſchaft des Feldmarſchalls nicht viel wichtiger? Der größte Schnitzer unterläuft Schopenhauer indeſſen, wenn er das Weib unäſthetiſch nennt. Er unterſcheidet nicht zwiſchen erotiſchem und äſthetiſchem Ideal, und daher, weil ihm das Weib erotiſch zuwider iſt, heißt er's unäſthetiſch.

Das ästhetisch Schöne löst nach Kant ein allgemeines Wohlgefallen aus. Es ist sehr schwer, die Sache näher zu definieren, und alles was darüber gesagt ist, verliert sich ins Uferlose. Das einzig Charakteristische dabei, nämlich die Wandelbarkeit dessen, was gefällt, wird gewöhnlich außer Acht gelassen. 1860 überreichte Cordier der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris eine Abhandlung über die Schönheit des Menschen, in der er zuerst betonte: „Die Schönheit ist nicht etwa Eigentum der einen oder andern Rasse. Jede Rasse differiert hinsichtlich der ihr eigenen Schönheit von den andern Rassen. So sind denn die Schönheitsregeln keine allgemeinen, sie müssen für jede einzelne Rasse besonders studiert werden". Und nicht bloß vom Ort ist diese Wandelbarkeit abhängig, sondern erst recht von der Zeit. Wir können es heute nicht begreifen, warum eine Zeit lang in der deutschen Kunst die dicken Weiberbäuche so beliebt waren, ob es Körperhaltung war, Einfluß des Schnürens oder Symbolik der Schwangerschaft. Genug, sie waren beliebt, und alle Welt fand sie ästhetisch schön. Dieselben Figuren wären heute unmöglich, wir würden sie ästhetisch unschön finden.

Für die Wandelbarkeit des ästhetischen Ideals haben wir einen Ausdruck, der die Sache begriffsmäßig gut bezeichnet, aber sie natürlich nicht erklärt: Mode. Jedermann weiß, wie die Mode sich ändert, am schnellsten bei dem, was am schnellsten verbraucht wird, den Kleidern. Langsamer ändert sich die Form des Schmucks, der Möbel und Geräte, der Bauwerke usw. Alles, was mit dem Menschen zusammenhängt, selbst die Gestaltung der Erdoberfläche, unterliegt einer allmählichen Veränderung seiner Ausdrucksformen. Rückwärts gewandt, können wir diese Veränderungen vergleichend aneinanderreihen, gruppieren, und sagen, wie es war. Warum es so war, ist fast unmöglich zu erkennen. Nur hie und da und in Einzelheiten versteht man Ursache und Wirkung. Die Kausalität ist in diesem Gewirr von Erscheinungen so verschleiert, daß es ganz ausgeschlossen ist, für kommende Jahrhunderte vorauszusehn, wie die Ausdrucksformen sich wiederum wandeln werden.

Nun ist anzunehmen, daß der menschliche Körper zu denjenigen Erscheinungen gehört, die sich, vom Standpunkt unseres kurzen Daseins aus, am allerlangsamsten verändern. Man hat jetzt in den prähistorischen Erdschichten der Dordogne menschliche Skelette ausgegraben aus einer Zeit, wo noch nicht gut geformte und geschliffene Steinwerkzeuge (gewiß eine ganz primitive Stufe der Kultur) erfunden waren, sondern bloß rohe Absplitterungen von Feuersteinscherben zum Kratzen, Schaben, Bohren und Schneiden dienten. Diese Skelette, deren Alter niemand anzugeben wagt, vor denen man aber verstohlen an hunderttausend Jahre denken darf, diese Skelette weisen keine anderen Merkmale auf, als sie heute noch rassenmäßig auf der Erde vorkommen.

So sehr also auch die Körperform des Menschen rassenmäßig variiert, so sehr müssen wir diese Form für unsre Betrachtung als innerhalb der einzelnen Rasse konstant ansprechen. Wenn nun die Kunst den Menschen derselben Rasse Jahrhunderte hindurch ohne Mode-Beeinflussung dargestellt hätte, so müßten wir im Durchschnitt immer dieselben Proportionen zu sehen bekommen. Wir sehn aber in jedem Jahrhundert neue Menschen in Marmor und auf der Leinewand erscheinen. Der menschliche Körper wird also niemals naturgetreu im Durchschnitt seiner Formen dargestellt, sondern jedesmal nur das auskorrigierte modische Schönheits-Ideal, d. h. ein nach außen projiziertes Spiegelbild der beeinflußbaren Phantasie. Das gilt ausnahmslos für alle Zeiten und Völker, wo die „Kunst" sich der Darstellung des Menschen bemächtigt hat. Es gilt demnach nicht für die allerfrühsten menschlichen Zeichenversuche an den Höhlenwänden Spaniens, wo von „Kunst" noch keine Rede ist; es gilt nicht für die Welt des Islam, wo die Abbildung lebender Körper überhaupt untersagt ist.



Tituani pinx. de Poilly Sculpsit.

Mars & Venus.

a Paris chez P. Drevet rue S.t Jacque a l'Annonciation avec privil. du Roy.

48. Mars und Venus. Kupfer von Poilly nach Tizian

Geltung hat dieſe Regel, wie wir ſchon ſahen, auch für die Antike, aus der wir deshalb keinen „Kanon“ für eine angeblich ewige und unveränderliche Schönheit abſtrahieren dürfen. Geltung auch für jeden Künſtler von heute, der, ſelbſt wenn er reinen Akt zeichnet, ſchon ſein Modell nach Modeprinzipien auswählt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein. —

Betrachten wir einige Bilderbeiſpiele. Goltzius iſt ſo ein Vertreter der üppigen Mode-Bäuche von früher. Faſt alle ſeine Stiche ſind auf den erſten Blick an dieſem Detail kenntlich. Die „beleibte Venus“ (Abbildung Nr. 46) zeichnet ſich in dieſer Hinſicht beſonders aus. Sie iſt auch ſonſt nicht ſchlecht belegt, aber ihr Abdomen iſt jedenfalls „in die Augen ſpringend“. Wollte man dieſe Figur à la Stratz unterſuchen, ſo würde man etwa folgendermaßen diagnoſtizieren: Der Künſtler war in eine beſtimmte Frau verliebt, deren individuelle Proportionen auf allen Bildern wiederkehren, die ihm daher als hauptſächliches Modell diente. Dies Modell, offenbar bäuriſcher Herkunft, hat in ſeiner Jugend infolge von unzweckmäßiger Ernährung eine ſchwere Rachitis durchgemacht, weshalb ſie noch ſpäter, wie erſichtlich, mit einem ſtarken Leib vulgo Kartoffelbauch behaftet war.

So verblüffend dieſe Art der Kunſtbetrachtung auch ausſieht, ſo iſt doch nach dem oben Geſagten klar, daß man ſich dabei auf dem Holzweg befindet. Mode iſt es, nichts als Mode; ſo unbefriedigend dieſe Erklärung letzten Endes auch klingen mag. Nur zufällig werden pathologiſche Körperveränderungen mit dem Mode-Ideal zuſammenfallen.

Gehn wir gleich zu Abbildung Nr. 45 über. Hier hat Goltzius dasſelbe Weib als bekleidete „Juno“ hingeſetzt. Es fehlte ihm die Möglichkeit, jene Wölbung in gewohnter Plaſtik zu modellieren. Dafür hat er den Faltenwurf nach hinten ausgezogen, um den maſſigen Unterleib wenigſtens anzudeuten, und vor allem hat er das einzig Nackte, das die Figur zeigt, den Arm, ungleich wuchtiger gefaltet. Man vergleiche beſonders die „Wurſtelfinger“ im Gegenſatz zum andern Bilde. Dabei macht es ihm garnichts aus, daß im Verhältnis zu dieſem Arm der Buſen ins Hintertreffen gerät.

49. Sehnſucht nach Wärme
Straßburger Spielkarte. Um 1700

Vielleicht noch deutlicher präſentiert ſich die Profil-Linie bei Dürer, „Das Weib als Symbol des Glücks“ (Beilage). Bei dieſer ſonſt ſtraffen, faſt männlich-muskulöſen Figur ſchwindet auch der letzte Zweifel, daß der vorſtehende Bauch auf etwas anderes zurückzuführen ſei, als auf Beeinfluſſung durch das modiſche Ideal.

Ganz anders iſt Rubens und ſeine Schule aufzufaſſen. Zum Beiſpiel ſeine „ſchlafende Fülle“ (Abbildung Nr. 39) zeigt uns auch gut genährte untere Rumpfhälften, die ohne Faltenbildung nicht Platz wiſſen. Aber hier iſt alles gleichmäßig üppig entwickelt. Wir werden gleich ſehn, daß ſich dieſe Auffaſſung mehr einem andern, als dem bloß äſthetiſchen Schönheits-Ideal nähert.

Zuvor aber möchte ich noch auf zwei Parallelen hinweiſen. Ignatius Unterberger hat 1790 ein prächtiges

SCHABSTICH VON IGNATIUS UNTERBERGER 1790

Hebe tränkt den Adler trinkend

50. Im Schoße der Venus. Stich von Blanchard nach Domenichino

Schabſtichblatt geſchaffen, das wir in der großen Tiefdruck-Beilage „Hebe läßt den Adler trinken“ wiedergeben. In lautloſer Mondnacht kniet die ſchönſte Schenkin zwiſchen vorhangdrapierten Säulen vor einem bronzenen Dreifuß-Becken und reicht dem zornig-dankbaren Raubvogel eine kriſtallene Schale, gefüllt mit dem köſtlichſten Nektar, den ſie zu vergeben hat. Die Blitze ſprühen unter den Fängen des Adlers und übergießen mit magiſchem Schein Locken und Antlitz, einen feinen Hals und jungfräulich feſten Buſen. Unter den Armen hindurch ſchmeichelt ſich ein lichtes Echo die warme Krümmung des Rückens hinab und hüpft über Waden und Feſſel die leiſen Sohlen entlang ... Und nun denke man, wie Goltzius bei dieſer Stellung unfehlbar die Kontur „gebaucht“ hätte! Und warum war Unterberger ſo „zurückhaltend“, während er doch den Buſenanſatz „äſthetiſch“ formte? Weil ſein Modell ſo war? Nein. Die Beliebtheit der provokanten Bäuche war eben vorüber.

Endgiltig vorüber ist sie heute. Die „Verzückung des Starken", eine Phantasie in Stein von Fritz Klimsch (Abbildung Nr. 34), zeigt eine Flachheit des Leibes, die nur wenig durch die Einknickung der Taille im Kreuz kompensiert wird. Schlankheit heißt heute das allgemeine ästhetische Ideal der Weibschönheit. Fast Hagerkeit, könnte man sagen, wenn man den nackten, und nicht den bekleideten Körper in Rechnung zieht. Das führt zu sonderbaren Widersprüchen. Die Anhänger der korsettlosen Frauentracht schwärmen am allermeisten für die schlanke Bauchlinie, und doch muß sich jede gesund und in natürlicher Ungehemmtheit entwickelte Frau erst in das lange, bis zum Delta reichende Korsett einschnüren, wenn sie auf der Straße oder im Salon den jetzigen ästhetischen Anforderungen genügen will. Wenn eine Modistin die Venus von Milo einkleiden sollte, so würde sie stöhnen, wie der Bauch wegzubringen sei.

Das Schlankheits-Ideal hat zur Folge, daß in der Kunst von heute (anatomisch betrachtet) das Mädchen dominiert, oft genug das kaum den Kinderschuhen entwachsene, körperlich unreife Mädchen. Ist denn die Frau, die der „starke" Mann bei Klimsch so verzückt umfängt, wirklich ein Weib? oder nicht vielmehr ein junges Mädchen, das kein Rassenbiologe zur körperlichen Musterauswahl stellen würde? Ihre Rippenbogen markieren sich so mitleidig, daß man fürchtet, sie könnte erdrückt werden in dieser heftigen Umschlingung.

Noch endgiltiger erkennt man die Negation der Eingeweide aus der neuesten Modekarikatur von Plun „Dame mit Windhund" (farbige Beilage). Es ist zwar eine Karikatur; aber doch sieht man ähnliche Gestalten einherhumpeln, wie eingewickelte Bleistifte, die im Begriff sind, der Länge nach umzufallen. Alles, was Plättbrett heißt, trumpft auf. Wäre nicht Hut und Muff, man möchte sie durch ein Schlüsselloch schieben. Die reife Fülle aber ächzt in atemlosen Schnürleibern.

* * *

Es liegt mir fern, irgendwie abstreiten zu wollen, daß die modischen Ausdrucksformen des ästhetischen Wohlgefallens ihre Daseinsberechtigung in sich tragen. Die Frau als bloßer Kleiderstock steht durchaus auf einer Höhe mit dem Boule-Möbel, der vorgeschichtlichen Schnur-Keramik, der Konstruktion des Eiffelturms oder der altchinesischen Speckstein-Vase. Alle diese Dinge können „schön" sein, aber sie sind in der Hauptsache geschlechtlos schön. Vielleicht rührt es daher, daß der Reiz der bloßen Neuheit, durch den sie zu wirken scheinen, bald verblaßt, wenn die Zeit weitergerollt und das Neue ins Alte hinabgesunken ist.

Unveränderlich aber wirkt die erotische Schönheit, weil der stärkste aller Triebe hier eine konstante Eindrucksfähigkeit schafft. Ich stelle somit das erotische Schönheits-Ideal des Weibes in ausdrücklichen Gegensatz zum ästhetischen oder modischen. Vielfach sind die Untersucher dieser Materie nahe daran, das Richtige zu finden, wenn sie in der Multiplizität der Schönheits-Ideale aller Zeiten und Völker, in dieser unendlichen Flucht von Inkongruenzen, einen ruhenden Zielpunkt der auseinanderfahrenden Tendenzen suchen. Sie sagen dann: das einzige Schönheits-Ideal sollte das reife, gesunde, vollentwickelte, kraftstrotzende Weib in der Blüte seiner Jahre sein. Ja: sollte! Sie verwerfen damit die Mode und verkennen, daß das erotische Ideal so ist, wie sie wünschen.

Die erotische Sehnsucht des Mannes sieht weniger auf Schlankheit und Ebenmaß, als auf Gesundheit und Fülle. Sagen wir es kraß: das Fett als Kraftreservoir, als Aufspeicherung latenter Energien zu Gunsten der Nachkommenschaft ist dem unbewußten männlichen Instinkte das Schönste am Weibkörper. Ein üppiges Weib faszíniert; ein Knochengestell wird übersehen.

51. Olympische Liebes-Intrigen. Kupferstich von Sompal nach einem Gemälde von Rubens

Beachtet man auf den Straßen, wann die Mehrzahl der Männer förmlich gezwungen stehen bleibt, sich umdreht und den Hals nach einer Frauenerscheinung reckt, so ist es immer eine — üppige Schönheit, die hierzu veranlaßt; es sei denn, daß die Extravaganz einer Toilette zu einer mehr kritischen Aufmerksamkeit herausfordert. Die sogen. sekundären Geschlechtsmerkmale der Brust- und Beckenregion sind es besonders, deren reiche Ausbildung magnetisch anlockt. Eine mir bekannte Dame der Gesellschaft, die von der Natur in dieser Richtung hervorragend bevorzugt war, durfte sich kaum in der Öffentlichkeit blicken lassen, ohne daß lästige oder stumme Verehrer hinter ihr herstiegen. Als wieder einmal ein elektrisierter Jüngling bis an die Wohnungstür folgte, ließ der Gatte, ein Arzt, bei dem sich die verzweifelte Dame beklagte, durch das Hausmädchen ein Glas Wein und fünfzig Pfennige herausreichen mit bestem Dank für gefällige Begleitung.

Kaum jemals hat sich das veränderliche Mode-Ideal so weit von dem unveränderlichen erotischen Ideal entfernt, wie in unsern Tagen. Der diametrale Gegensatz, der herrscht, hat dazu geführt, daß Männer aus jenen Kreisen, wo Geld keine Rolle spielt und die Erfüllung der Wünsche kein Hinderniß kennt, daß diese Männer mit zwei Frauen Beziehungen unterhalten. Mit einer schlanken Konfektionsfigur und Modepuppe, die man in Theatern, auf Rennen, in Kabaretts, Badeorten und auf Soupers mit sich führt. Und einer Üppigen, die den Harem des Herrn Besitzers darstellt und unter entsprechender Klausur lebt.

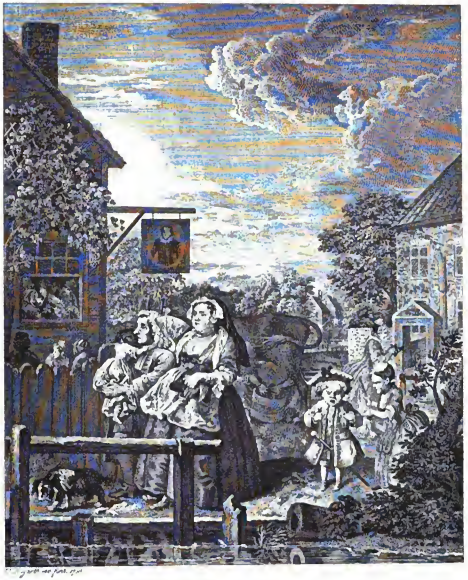
Es ist bemerkenswert, daß es die Kunst der neueren Zeit nicht gewagt hat, das erotische Schönheits-Ideal des Weibes darzustellen. Gewiß nähern sich die Extreme dieses Ideals einer unproportionierten Formverschiebung, die dem Streben nach feinerer Ausmodellierung abträglich sind. Es ist andrerseits schwer, sich den erzieherischen Milieu-Einflüssen unserer von Ästhetik durchtränkten Welt zu entziehen. Der wichtigste Grund aber scheint mir, daß die Variationsbreite der Mode-Ideale eben bedeutend größer ist und daher dem Künstler mehr Spielraum gewährt. Denn daß das bloße Shocking-Gefühl hier das entscheidende Wort sprechen sollte, kann ich nicht glauben; weil Shocking, Sittlichkeit und geschlechtliche Moral überhaupt gleichfalls wandelbare Modebegriffe sind und daher keinen absoluten Beweggrund darstellen können. Außerdem hat es die Kunst stets verstanden, auf psychologischem Umwege erotische Wirkungen zu erzielen; ja, sie erstrebt in der guten Hälfte ihrer Produktionen mit berechtigter Absicht leisere oder stärkere erotische Wirkungen.

Einige Künstler giebt es, die sich in ihren Werken dem erotischen Ideal angenähert haben, sodaß in einzelnen Fällen beide Ideale zu verschmelzen scheinen. Diese Künstler lebten in besonders sinnenfreudigen Epochen voll impulsiven Lebensdranges; ihre Gemälde sind das beständige Entzücken der Kenner und das ebenso beständige Entsetzen der Shocking-Leute. Ich nenne hauptsächlich Rubens, ferner die Gruppe der Tizian, Paolo Veronese, Palma Vecchio, Giorgione, und die von ihnen beeinflußten Schulen.

Begreiflicherweise ist die Galerie ihrer Frauenschönheiten sehr bekannt und oft reproduziert. Wir haben deshalb auf ihre Wiedergabe verzichtet und führen statt dessen eine Reihe anderer und seltener Stücke vor, die in obigem Sinne als Beispiele gelten dürfen.

Da ist zunächst der Stich „Olympische Liebes-Intriguen“ (Abbildung Nr. 51), der unverkennbar das Gepräge Rubens'scher Art trägt.

Paolo Veronese's „belauschte Susanne“ (Abbildung Nr. 41) ist ein interessantes Analogon zu der „üppigen Susanne“ von Arnold Böcklin (Beilage). Beide Susannen sind körperlich etwa gleich stark entwickelt, wenn auch die Böcklin'sche mehr Haut entblößt. Aber bei Veronese bewundern



52. Die Milchkuh. Radierung von William Hogarth. 1738

die beiden Alten einfach und aufrichtig, und die Suſanne duldet dieſe Bewunderung als etwas Selbſtverſtändliches, das der Pracht ihrer Glieder gebührt. Böcklin, der Moderne, war ſich wohl darüber klar, daß er mit dieſem Körper bei den Äſthetiſchen von heute Anſtoß erregen würde und hat deshalb zur Ablenkung der Gemüter ein komiſch-ſpöttiſches Moment hineingetragen. Die beiden Juden ſind lüſtern-verſchmitzt und Urbilder von triefäugiger Häßlichkeit; und die Suſanne iſt ſo geniert und erſchrocken, wie nur je eine gute, dicke „Memme" in ſolcher Situation ſein kann. —

Die Kunſt beſitzt eine Motiv-Serie, die das Erſchrecktwerden oder, wenn man will, die aufgeſcheuchte Schamhaftigkeit des Weibes auf ſehr einfachem Wege ausſchaltet. Man läßt den Schlummer auf ſie herabſinken und giebt dadurch der Szene eine mehr feierlich atmende Ruhe. Dann wird der Betrachter vor dem Bilde gewiſſermaßen eine Perſon mit dem Betrachter auf dem

Bilde. Meiſt ſtammt das Motiv aus der Sage von der Antiope. So der Kupferſtich nach Correggio „Antiope und Jupiter“ (große Beilage). Im Waldgebüſch iſt die ſchöne Nymphe eingeſchlafen. Alles iſt regungslos. Auch Amor ſchwebt in Träumen. Bogen und Köcher ſind verſtreut, und die Fackel ſchwelt nur noch ein ſachtes Flammenzüngſein. Da hebt Jupiter vorſichtig die Decke, und rein wie Morgentau enthüllt ſich uns das Wunderbare.

Ähnlich in der Haltung iſt die Schlafende auf einem Kupfer nach Luca Giordano „Das Erſtaunen vor der Schönheit“ (Abbildung Nr. 53). Sie iſt plötzlich da auf dem Eiland der Faune. Brachte ſie der Wimpel in der fernen Bucht? Alles ſtutzt vor dem nie Geſchauten, und die Liebe ſchwingt ſich in den Lüften.

Endlich die „Bewunderung der ſchlafenden Schönheit“, ein Stich von St. Aubin (große Beilage). Vom ſüßen Weine trunken, iſt ſie hintenübergelehnt, reif in ihrer Fülle neben reifen Früchten. Umnebelnd dampft die Quelle hinten, und, ungeduldig ſchon, ſucht ihr der zwiefach berauſchte Satyr neuen Trank zu reichen.

Die eben erwachte Schönheit, könnte man zwei andre Stiche benennen, die nahe hierher gehören: „Ruhende Venus“, ein Kupfer nach Grafhy (Tiefdruck-Beilage), der eine Engländerin mit wundervoll geſchnittenen Geſichtszügen darſtellt; und die „Armida“ von Paduan (Abbildung Nr. 44). Armida, eine Art Circe, die den tapfern Rinaldo in ihrem Zaubergarten zu Antiochia in Untätigkeit feſt gebannt hielt, weiſt uns die üppige Kehrſeite und im Spiegel die Ausſicht ihres Buſens. Rinaldo iſt träumend von ihr abgewandt; doch fühlt er ihre Nähe, die ihn geheimnißvoll umſtrickt. —

Zu den eben vorgeführten Bildern ſahen wir, wie ſich Üppigkeit, Ebenmaß und Kraft zu einer großartigen Harmonie des Frauenleibes vermählen können. Iſt derartige Vollendung aber nicht nur in der Phantaſie des Künſtlers vorhanden, wird man vielleicht fragen. Iſt ſie eine Utopie, der die Wirklichkeit nichts Gleichwertiges an die Seite zu ſetzen hat? Sie iſt ſelten, ſehr ſelten ſogar; aber ſie kommt vor. Ich verweiſe auf die Photographie, die mir Frau Katie Sandwina freundlichſt von ſich überlaſſen hat. Katie Sandwina iſt eine große, üppige Erſcheinung, die, nur mit der traditionellen Korſage bekleidet, ihre Gewandtheit und Stärke auf der Bühne bewundern läßt. Sie wirft mit den Männern, die unſere Abbildung zeigt (weiter hinten Nr. 86), nur ſo umher, als wären es Kinder oder Warenballen.

* * *

Korpulenz. Kürzlich ſind in den diluvialen Schichten Frankreichs eine Anzahl von Relief-Skulpturen gefunden worden, die zum Teil gegen 40 Centimeter hoch ſind und meiſt Frauen darſtellen. Es ſind die älteſten Abbilder des Weibes, die wir bis jetzt kennen, und um ſo wertvoller, als wir ſonſt, wie oben erwähnt, nur Knochenreſte des eiszeitlichen Menſchen beſitzen. An dieſen Figuren fällt die koloſſale Entwicklung der Fettpolſter an Hüften, Oberſchenkeln, Bauchdecken und Brüſten auf. Max Verworn hat über dieſe Funde auf dem letzten Anthropologen-Kongreß referiert. Er fand das Bemerkenswerte darin, daß die Darſtellungen aus den Aurignacien-Schichten ausnahmslos denſelben hohen Grad von Fettleibigkeit zum Ausdruck bringen. Es frage ſich, ob die „Künſtler“ des Aurignacien in Öſterreich und in den Pyrenäen, in der Dordogne und an der Riviera (woher wir überall derartige Figuren kennen) nur einen Idealtypus haben darſtellen wollen oder ob dieſer fettleibige Frauentypus damals der gewöhnliche war. Verworn glaubt das letztere und zwar, wie er ſagt, aus dem wichtigen pſychologiſchen Grunde, weil dieſe älteſte Figurenkunſt

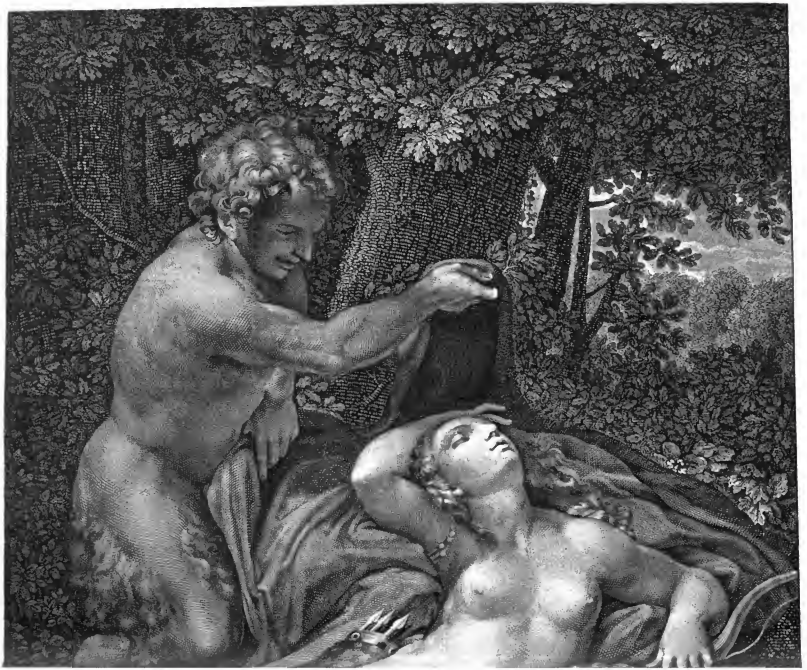
53. Das Erſtaunen vor der Schönheit. Kupferſtich von F. Balan nach einem Gemälde von Luca Giordano

einen durchaus realiſtiſchen, phyſioplaſtiſchen Charakter habe, dem alles idealiſierende Übertreiben fremd war; ſie ſtelle immer nur wirklich beobachtete Geſtalten dar. Vielleicht hätten die Frauen auch vorwiegend in der Schutzhöhle gelebt, während die Männer mit ihren mühſamen, primitiven Jagdmethoden ein Stück Wild zur Strecke brachten. Eine Männerfigur, die wir aus der gleichen Zeit haben, ſtelle einen Bogenſchützen von ſchlank proportioniertem Körperbau dar. Immerhin ſei daran zu denken, daß die Fettleibigkeit der Frauen, eine Folge von wenig Bewegung und vieler Nahrung, als ſchön gegolten habe.

Verworn meint alſo gleichfalls, daß die Diluvialmenſchen noch kein „äſthetiſches" Schönheits-Ideal beſaßen; aber er findet nicht die audre prägnante Bezeichnung, daß die Figuren das „erotiſche" Ideal jener Menſchen ausdrückten. Ich denke, in unſerm ganzen Zuſammenhange iſt das jetzt klar. Es folgt daraus natürlich, daß die Frauen jener Ur-Raſſe nicht ſamt und ſonders ſo dick waren, wie es die Reliefs zeigen; ſonſt müßten auch die Männerfiguren etwas Ähnliches aufweiſen. Sondern, daß hier die Schönſten d. h. die ſeltenſten und begehrenswerteſten Schönheiten verewigt worden ſind. Das Weſen der Karikatur iſt dem Urmenſchen noch fremd. Er zeichnet primitiv und à la Buſch, aber er zieht naiv und gläubig die Umriſſe nach, die ihm gefallen und deshalb am erſten vertraut werden.

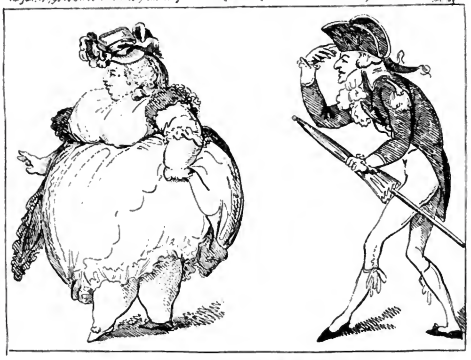
54. Hottentotten-Venus. Engliſcher Kupfer

Es kommt noch ein wichtiger Umſtand hinzu. Fett wird nur die Frau, die viel zu eſſen hat und dabei faul ſein darf, die alſo nicht arbeiten braucht. Es müſſen alſo andre für ſie arbeiten. Ein Mann allein, der in der Diluvialzeit nur einen Baumaſt und ein paar Steine als ganzes Jagdgerät beſitzt, könnte unmöglich für ſich und die faulenzende Frau und Kinder genügend Nahrung heranſchaffen. Folglich braucht man Sklaven, die arbeiten, den Ertrag der Arbeit größtenteils abgeben und darben müſſen. So iſt ſchon in der Urgeſellſchaft das erotiſche Ideal des fetten Weibes in Verbindung zu bringen mit der Inſtitution der Sklaverei. Das ſchöne d. h. fette Weib wird gleichzeitig zum reichen und vornehmen. In der Tat finden wir, daß bei den primitiven Völkern und in der frühen Geſchichte der Menſchheit Vornehmheit, Macht und Reichtum identifiziert wird mit Korpulenz. Kraemer kennt den Fall eines Königsſohns von den



Antiope und Jupiter

Kupferstich von P. Audouin nach einem Gemälde von Correggio. Um 1800



55. Die Unwiderstehliche. Englische Karikatur von 1793

Gilbert-Inseln, dem die Frauen den Taro vorkauten und ihn damit fütterten, bis er zum Umfang eines Elefanten heranwuchs. — Die langen und wohlgehüteten Fingernägel der Damen sind gleichfalls ein Bestandteil dieses zunächst rein erotischen Ideals des vornehmen Nichtstuns. Später werden auch sie in der Völkergeschichte zu einem allgemeinen Abzeichen der privilegierten und herrschenden Kaste. Kotzebue erzählt von seinem Besuch auf der Sandwich-Insel Owaihi, wie er von Kahumanna, der Gemahlin des Königs Tammeamea, festlich bewirtet wurde:

Ihre Artigkeit ging so weit, daß sie einem Kanaka befahl, mir mit einem roten Federbusch die Fliegen abzuwehren; sie selbst schnitt das Innere einer Melone heraus, und steckte mir das Stück mit höchsteigenen Händen in den Mund, wobei mich die königlichen, drei Zoll langen Nägel nicht wenig inkommodierten.

In ganz Ostasien findet man die Sitte verbreitet, daß vornehme Leute die Fingernägel unbeschnitten lassen. Sie rollen sich dann oft zu seltsamen Spiralgebilden ein, werden ängstlich gehütet und in einem Etui getragen; wenn nicht an allen, so doch mindestens an einem Finger.

Doch betrachten wir einige typische Beispiele der Frauenmästung. Speke berichtet vom Westufer des Victoria-Sees aus der Landschaft Karagwe:

Da ich vom König Musa gehört hatte, die Frauen des Königs und der Prinzen würden so gewaltig gemästet, daß sie kaum mehr aufrecht stehn könnten, so machte ich Nachmittags dem ältesten Bruder des Königs, Wasefera, meine Aufwartung, um mich von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen. Es war auch tatsächlich so. Als ich die Hütte betrat, fand ich den alten Mann und seine Hauptfrau auf einer mit Gras bestreuten Erdbank nebeneinandersitzen, während vor ihnen zahlreiche hölzerne Milchtöpfe aufgestellt waren. Ich war über die Art, wie er mich empfing, nicht wenig erstaunt und ebenso über den außerordentlichen Umfang seiner Frau, die bei aller gefälligen Schönheit doch unmäßig fett war. Sie konnte sich nicht erheben und ihre Arme waren so dick, daß das Fleisch zwischen den Gelenken wie dicke, locker gestopfte Würste herabhing. Dann kamen ihre Kinder herein, alle Muster des abessinischen Schönheitstypus und in ihrem Benehmen so höflich, wie wohlerzogene Leute von Stande. Sie hatten vom König von meinen Skizzenbüchern gehört und alle

wünschten sie zu sehn. Kaum hatten sie sie zu ihrem unbeschreiblichen Vergnügen betrachtet, besonders wenn sie irgend eins der abgebildeten Tiere erkannten, als das Gespräch durch meine Frage, was sie denn mit dem vielen Milchgeschirr täten, eine andre Wendung erhielt. Die Sache wurde von Waseferu selber sehr einfach aufgeklärt, indem er auf seine Frau deutete: Dies alles, sagte er, ist das Ergebnis des Milchgeschirrs; von frühster Jugend an halten wir ihnen die Milchtöpfe an den Mund, denn es ist am Hofe Sitte, sehr fette Frauen zu haben.

Emin Pascha berichtet aus einer späteren Zeit vom unteren Kagera:

Im nahen Dorfe ist eine so dicke Frau, daß sie nur mit Unterstützung gehen kann. Die fetten Frauen scheinen bei den Wahuma eine Art Familienerbstück zu sein, auf welches man sich viel einbildet. Rumanika hatte welche, und Kadrega zeigte mir 1877 vier, die buchstäblich wie Bierfässer aussahen. Außer ihnen wurden noch einige trainiert. Die armen Mädchen, von denen einige recht hübsch waren, bekamen nichts zu essen als süße Milch, von der sie jeden Tag ein bestimmtes Quantum zu verzehren hatten. Einmal in der Woche bekamen sie gesalzene Fleischbrühe und an diesem Tage etwas mehr Milch; Wasser niemals. Es kommen übrigens überall bei Negern von Natur aus unglaublich fette Frauen vor. Im Jahre 1880 erhielt ich vom Gouverneur von Chartum den Auftrag, die in Makraka zurückgebliebene Frau eines Chartumers mit dem nächsten Dampfer dorthin zu senden. Da aber die Frau zum Gehen unfähig und zum Tragen selbst für vier Leute zu schwer war, so mußte ich auf den Transport verzichten.

Stoll, der diese Dinge auch in Betracht zieht, weist darauf hin, daß auf den altägyptischen Bildwerken gleichfalls gemästete Frauen dargestellt sind, und zwar handle es sich nicht um irgend welche beliebigen Weiber aus dem Volke, sondern um vornehme Frauen, Fürstinnen aus dem Lande Punt. — Bei den Guanchen der kanarischen Inseln hat Barros im 15. Jahrhundert dieselbe Sitte angetroffen:

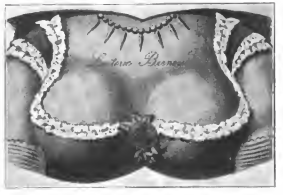
Die Frauen mußten bei der Brautschau wohlgemästet mit Milch erscheinen; diese bildete nämlich die Mast, womit man sie zu dem Zwecke fütterte. Wenn sie mager waren, sagte man, daß sie noch nicht zur Heirat tauglich wären, weil ihr Bauch noch zu klein und eng wäre, um große Kinder zur Welt zu bringen, sodaß sie nur die Weiber mit großem Bauch zur Heirat geeignet hielten.

56. Die Frau Oberst
Zeichnung von Bertall aus „La Comédie de notre temps". Paris 1874

Xenophon sah auf seinem Zuge durch den Nordosten Kleinasiens gemästete Kinder reicher Eltern, die, mit gekochten Kastanien gefüttert, sehr zart und weiß und beinahe ebenso dick wie groß waren. Wenn die tunesische Jüdin von heute ins mannbare Alter kommt, muß sie sich sechs Wochen lang zu Bett legen und Mehlspeisen essen. Hat sie dann schönen Speck angesetzt, so kommen die Freier und beguchten die Wertsteigerung.

Daß die „gutsituierte" beleibte Dame, die „es sich leisten" kann, bei uns in Deutschland nicht mit Molken und Mehlpampe zufrieden ist, bedarf keiner Erwähnung. Wieviel Pfund Pralinés von den „Gnädigen" so nebenbei auf der Chaiselongue konsumiert werden, ist freilich noch undurchdringliches Boudoirgeheimnis. Lassen wir dafür dem „Landstörtzer" Gusman von Alfarche das Wort, der sich uns Jahr 1600 weniger diskret als drastisch über das „tägliche Brot" ausließ:

Eben dises fressen vnd sauffen der Weiber machet / daß man nirgendts feistere / dickere / großwampetere Bauchklötz vnder jhnen findet / als eben in Teutschlandt / dann auß dem bestialischen jm̃erwehrenden Fleischfraß vnd fleischzigel erfolgẽ solche großmächtigẽ großbatzende / ansehenliche / aber kleinwitzige vnnd vnhäußliche Weiber / faule vnnd zu nichtem nützige Männer.



57. Milchwirtschaft. Schweizer Ansichtskarte. 1908

Einsmals sahe ich ein solche großmächtige / dicke / faiste vnnd schöne Fraw / vnnd ich fragte mein Wirthin / was doch dieselbe Fraw guts esse / seytemal sie so schön vnd faist were? Sie antwortet: Verwundere dich deßwegen nicht / dann jhre Klugheit vnnd Mäßigkeit machet sie so schön vnd faist / vnd in jhren Kindtbethen ist sie vil eingezogner / deñ andere Frawen / vnd weil jhr gesagt worden / daß die dewung (Verdauung) im Magen zu morgen früh bey süssem schlaf geschehe / so aß sie morgens früh vmb 3 Vhr / oder ein wenig darvor ein Suppen mit drey Eyer / vnnd jhren Specereyen darein / schlieffe darauff biß auff fünff Vhr / vnnd weil sie zu solcher Stundt jhr Kindt säugen solte / damit jhr nicht etwan ein Ohnmacht oder schwäche zuging / nam sie ein Eyermuß von drey Eyern / sambt einer guten Hennensuppen zu jhr.

Vmb die sibne / bracht jhr die pflegamm ein bar frische Eyer / vmb neun Vhr ein gutes Dottersüple / mit Specereyen vnnd etlichen Sträublen / mit einem guten Trunck gerechter Traminner / der wermet die Mutter wol. Hierauff folget das mittagmahl mit einem Kopaun / etliche gebratne Vögel / ein wild Rephünl / vnd zum beschluß ein Silberne Schal mit Wein vnd Brot vberschütt / mit einem Triset das ist / mit Zucker vnd allerley Specerey vnder einander.

Hierauff ging ein Schläfle / nach welchem wider das Kind saugete / vnd sie umb ein vhr etliche Brandtküchl / sambt einẽ guten trunck Wein zu sich name. Vmb 3 vhren folget die Mörend oder jausen / nemlich ein gebratenes Kopäunl / neben einem schüssele voll kleiner Fischen / Grundlen / vnd Pfrillen vnder einander / dañ man dise gar für gesund hält / vnd die Mörend ohne etwas seltzambs uñ lustigers als die andern Mahlzeitẽ sein sol. Der Mörend beschluß war jhr Wein vñ Brot mit Triset.

58. Die Astronomie der Mondphasen
Buchtitel von Rops

Vm̃ 5 vhr / als das Kindt wider saugen solle / als sie der schwäche fürzukom̃en / ein gutes Eyerküchle / vnd ein Trunck Wein / hierauf dz Nachtmal mit 5 oder 6 speisen / gesottens vnd gebratens / auch mit etlichen kleinẽ Aeschlein oder Förchlein / oder gerösten Dolmen / weil dise gar gesunde Fischlẽ für die Kindbetterin sein sollen. Vnd damit sie desto lustiger zum essen wer / ladet vnnd berufet sie jhren Mann zu jhr / der jhr Gesellschafft leistete.

Vmb siben vhr gegen Nacht trancke sie nur ein gute Koppensuppen. Vmb neun vhr vor dem Schlaf vnnd vor dem Kindtsaugen / namb sie widerumb etlich Brandtküchlein / dann sie sagte / daß sie auff die Nacht gering vnnd gut zuverdewen sein / vnd beschlosse mit einem Wein vnnd Brot / vnnd Triset. Wann sie aber vmb mitter Nacht erwachte / liesse sie jhr ein gutes Dottersüple mit Specereyen machen / vnnd diß war der Beschluß deß vberauß mässigen vnnd eingezogenen Lebens diser Frawen in der Kindtbeth.

O schöne mässigkeit vnnd Eingezogenheit. Weil dann im Teutschlandt die mässige Weiber in der Kindtbeth also leben / so ist leichtlich zuerachten / wie die vnmässige zu leben vnnd sich zuverhalten pflegen.

9*

Zu dieſer Speiſekarte vergleiche man unſere Abbildung Nr. 83 „Bourgeoiſe und Arbeiterin", eine Zeichnung von Grandjouan, die aus der ſcharf-ſatiriſchen „Assiette au beurre" von 1906 entnommen iſt. Es eröffnet ſich da eine neue Perſpektive der Frauenſchönheit, die leider durchaus tragiſcher Natur iſt: nur das ſozial höher geſtellte Weib iſt in der Lage, die Schönheit des Körpers erhalten, pflegen, ja fördern zu können. Diejenigen weiblichen Arbeitstiere, die ſich zerſchinden und abrackern und daneben einen Haufen Proletariernachwuchs in ihrem welken Leib austragen müſſen, büßen unweigerlich ſchnell die natürliche Anziehungskraft ihrer erſten Jugend ein und ſinken allmählich zum negativen Pol der abſoluten Häßlichkeit hinunter. Man ſehe ſich nur auf großen Volksfeſten um, oder an den Strandplätzen der freien Bäder, was da an traurigen und jammervollen Körperlichkeiten herumläuft. Die Raſſenbiologen, die jetzt in „Eugenik" auf deutſch in „Wohlgeborenheit" machen, ſind ja ſchnell mit dem Stichwort „Entartung" bei der Hand; aber das iſt ein bedenklicher Standpunkt, wenn die Lebensmittelpreiſe derart in die Höhe gehn, wie jetzt. Die Grundtatſachen der täglichen Plackerei und Unterernährung laſſen ſich mit morſchen Stichworten nicht zudecken. Man glaube auch nicht an die fetten Proletarierinnen, die uns z. B. Zille beſtändig hinzeichnet. Summa Summarum gibt es ſo was nicht. Einzelne Ausnahmen können uns hierbei nicht intereſſieren. Daß ein Künſtler beſtändig Ausnahme-Typen produziert, obwohl ſein Stil anſcheinend ganz realiſtiſche Beobachtung iſt, beruht auf einem perſönlichen pſychologiſchen Trick; ich werde darauf ſpäter noch im Zuſammenhange zurückkommen.

59. Der „Gymnaſiaſt: Jure — moi que je suis le premier!
Zeichnung von Carlègle aus „Assiette au beurre". 1906

Sonderbar genug iſt es, daß die enge Beziehung zwiſchen ſozialer Lage und Schönheit des Frauenkörpers faſt ſtets überſehen wird. Beim Manne iſt dieſe Beziehung nicht vorhanden, weil Muskelarbeit ihn modelliert; der Frau dagegen raubt ſie die Plaſtik des Unterhautfettgewebes. Dies Verhältnis gilt für alle Nationen und Raſſen. Aber in den Berichten der reiſenden Forſcher kann man faſt immer leſen, bei den und den Völkern ſeien die jungen Mädchen recht reizvoll, mit zwanzig Jahren verblüht, mit dreißig Ruinen. An der Richtigkeit des Augenſcheins iſt wohl nicht zu zweifeln. Indeſſen bekommen die Reiſenden gewöhnlich nur die Proletarierinnen des betreffenden Volkes zu ſehen, die eben in unternormaler Lage vegetieren. Die Weiber höheren Standes, die behaglich leben können, daher gut genährt, ſchön und erotiſch reizvoll

ſind, pflegen eiferſüchtig vor fremden Augen verſteckt zu werden. Das Urteil der Reiſenden dürfte ſich alſo nicht auf die Raſſe als ſolche beziehen, ſondern nur auf die Klaſſe. Und da wird vergeſſen, daß daheim bei uns dieſelbe Klaſſe denſelben Mangel an Schönheit aufweiſt.

Unter dieſem Geſichtspunkt gelangen wir noch zu einer anderen Korrektur. Man hat biologiſch, beſonders inbezug auf die natürliche Zuchtwahl, zu konſtatieren geſucht, daß der Mann ſexuell zum Weibe der höhern Klaſſe oder, je nach dem Milieu, der höhern Raſſe hinſtrebe, daß das Weib aber hierin indifferent ſei und manchmal ſogar die entgegengeſetzte Tendenz verrate. Daraus hat man wieder mal eine Inferiorität des Weibes gefolgert; inſofern im Manne eine klare Zielſtrebigkeit zur Hinaufentwicklung des Menſchengeſchlechts läge, im Weibe aber Hemmniſſe dazu und ataviſtiſche Rückfallsmomente. Wenn eine Lady mit ihrem Chauffeur durchgeht oder eine Berliner Range mit einem ausgeſtellten Somali-Neger, wird in den Zeitungen dieſe Gelehrſamkeit von ſcheinbar Darwinſcher Tiefe verzapft. Es handelt ſich dabei aber nur um natürlich gegebene Anziehungen. Und ſo bedauerlich es auch vom ſozialen Standpunkt aus ſein mag, iſt doch an der Tatſache nicht zu rütteln, daß die Bourgeoiſe mehr Umwerbung von ſeiten der Männer zu erwarten hat und unendlich mehr „Auslese" im Sinne der Selektionstheorie treffen kann als die Arbeiterin. —

60. Opulenz. Zeichnung von John Jack Briesländer. Um 1900

Kehren wir zu unſern Abbildungen zurück. Es war ſchon bei Gelegenheit der Böcklinſchen Suſanne erwähnt worden, daß ſich in der Kunſt das erotiſche Ideal vor dem äſthetiſchen verſtecken oder mit einer beſonderen Nuance bemänteln muß. Die gebräuchlichſte Nuance iſt die Karikatur. Ihr innerſtes Weſen iſt die Übertreibung. Daher liegt es dem Künſtler bequem, daß er ſich gewiſſermaßen damit entſchuldigen darf, er habe die Formen „übertrieben". Wer aber will ihm, gleich Asmodi, ins Innerſte ſchauen, und wer will den Betrachter zwingen, das Karikaturiſtiſche oder die bloße Kontur ſtärker zu empfinden? Wir befinden uns hier auf einem Grenzgebiet der Ideen-Aſſoziationen, und Zweifel an der Ehrlichkeit der Urteile ſind ſtets erlaubt. Hogarths Stich „Die Milchkuh" (Abbildung Nr. 52) arbeitet mit allen Mitteln raffinierter Kontraſte. Die Kuh und das üppige Weib mit dem galanten Fächer in Parallele. Der verhutzelte Eheſkrüppel mit dem Gehörn der Kuh in Perſpektive. Das Kind auf dem Arm: ſein oder nicht ſein, das iſt hier die Frage. Wer ſich Mühe gibt, kann noch vieles andre, auf- und abſteigende Lebensläufte, Ironien und Enthüllungen aus dieſem Blatt von ewigen Wert herausleſen; doch iſt hier nicht der Raum, mit Lichtenbergſcher Weitſchweifigkeit Hogarthſche Fineſſen zu erklären.

„Die Schlüſſelgewalt" von Newton (Abbildung Nr. 15) und die „Unwiderſtehliche" (Ab-

61. Das ſtarke Geſchlecht. Zeichnung von H. Chriſtophe

bildung Nr. 55) von einem Anonymus, beide aus ungefähr derſelben Zeit wie der Hogarth. Etwas ſpäter datiert die farbige Beilage „Der vierte Georg als Steckenpferd". Berückſichtigt man daneben noch die Geſtalten, die Rowlandſon und ſeine Schule gezeichnet haben, ſo fragt man ſich verwundert, wo denn dieſe ſchweren Töchter Albions geblieben ſeien. Von der heutigen Engländerin weiß man, daß ſie auf großem Fuße lebt und daß ihre übrigen Knochen ebenſo groß und deutlich ſind. Das beliebte Vorbild jener war indeſſen nicht die Angelſächſin, ſondern die rotblonde Irin der keltiſchen Raſſe, welcher auch die vieldargeſtellte Fitzherbert auf dem Hobbyhorſe angehörte.

Aus den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtammen die Karikaturen von Touchatout auf Iſabella von Spanien (Abbildung Nr. 63) und die „Frau Oberſt" von Bertall (Abbildung Nr. 56). Der „Gymnaſiaſt" von Carlègle (Abbildung Nr. 59) und das Plakat von Raoul

Vion „Die Frau Miniſterpräſidentin“ (farbige Beilage) ſind modern. Allen gemeinſam iſt neben der Betonung der Formen: das Herrſchende, Imponierende, Umworbene und Erfolgreiche im weiblichen Sexualcharakter.

Es ſei geſtattet, noch einige Belege dafür vorzuführen, wie die Kunſt dasjenige unterſtreicht, was die Wiſſenſchaft ſekundäre Geſchlechtsmerkmale zu nennen pflegt. Hans Baldung Grien ſtellt das erſte Menſchenpaar nicht aufrecht nebeneinanderhin, wie es die einfache Holzſchnittmanier damals wohl meiſtens tat. Er ſetzt vielmehr eine deutliche Beziehung zwiſchen der verbotenen Paradiesfrucht und „Evas Apfel“ (große Beilage). Die Schlange wird hier faſt zu einem überflüſſigen Symbol, während die Kaninchen die Zukunft andeuten, die die Folge dieſes „Lapſus“ iſt, wie die Inſchrift der Tafel meldet. Lucas Cranachs „Lukrezia, die nur ſo tut“ (Abbildung Nr. 40) iſt ein Beiſpiel aus einer ganzen Serie, die in Wahrheit nur einen ſchönen Buſen entblößen will. Der engliſche Stich der „Mona Liſa“ (Abbildung Nr. 38) wölbt die Rundung viel ſtärker als das bekannte Original des Leonardo da Vinci. Die Lithographie von Lafoſſe „Geſtutzte Krallen“ (Beilage) ſchweift gleichfalls von dem eigentlichen Motiv ab und bringt in geſchickter Weiſe den Buſen in den Mittelpunkt der Aufmerkſamkeit. Das moderne Schwarzweißblatt von Briesländer (Abbildung Nr. 60) endlich verſteht es, mit den geringſten Mitteln der Linie den Eindruck der „Opulenz“ zu erwecken. Es bleibt noch die Anſichtskarte aus Bern (Abbildung Nr. 57), die ödeſter Kitſch iſt und Zeloten ſofort mit der Redensart von „Spekulation auf die Sinnlichkeit“ aufbegehren läßt. Die Zeloten haben gewiß Recht, was ihre eigene Sinnlichkeit betrifft. Auf künſtleriſch halbwegs Gebildete wird ein derart weſenloſes Rumpfteilſtück keinen andern Eindruck machen können als den des beabſichtigten, dürftigen Witzes der Aufſchrift: Berner Milchwirtſchaft. Gerade für die Pſychologie der Zeloten aber iſt das Belegſtück intereſſant. Es iſt noch nicht lange her, daß eine Berliner Molkereifirma ihren Austragemädchen quer über die Bluſe die Worte ſticken ließ: Molkerei Bolle. Jedermann war ahnungslos, bis die Fanatiker ihre eigene Unanſtändigkeit mit dem

62. Die Libelle. Zeichnung von J. Bloß aus dem „Courrier Français“ von 1885

öffentlichen Gezeter blamierten, die Inſchrift ſei hochgradig anſtößig. Glücklicherweiſe erſtickte ihr Proteſt in dem Lachkrampf der Mitwelt.

Die „Hottentotten-Venus“ (Abbildung Nr. 54) zeigt uns eine ethnologiſche Eigentümlichkeit der Südpolregion des Körpers, die diesmal keine Übertreibung der Wirklichkeit darſtellt. Man kann die Sache nicht erklären und hat ſie daher Steatopygie genannt; wonach man genau ſo klug iſt wie zuvor. Es iſt jedoch zu erwarten, daß ſie mitſamt den Hottentotten in kurzem ausſterben wird. Vielleicht holt aber die Mode dies „Cul de Kapſtadt“ ſpäter wieder aus ihrem Raritätenkabinett hervor. Einen lieblichen Gegenſatz hierzu bilden die „drei Grazien“ nach Canova (Abbildung Nr. 20). Die Originalſkulptur wäre allſeitig zu betrachten, und niemand könnte ſagen, daß ihr Schöpfer eine beſtimmte Körperpartie bevorzugt hat. Bei unſerm Kupfer indeſſen hat der Stecher einen Geſichtswinkel gewählt, der die mittelſte, als ſchönſte der Grazien von unten und hinten her erſcheinen läßt. In derſelben Weiſe betonend wirkt bei einer photographiſchen Aufnahme die Stellung des Apparats. So wird in der Wiedergabe der einen Kunſtform durch eine andre die Nebenabſicht des reproduzierenden Künſtlers erſichtlich. Übrigens wird dieſe Gruppe häufig in Meerſchaum geſchnitten und Tabakspfeifen aufgeſetzt; bei dieſer geſchmackloſen Verwendung ſieht das Auge des Rauchers vom gleichen Winkel aus. Felicien Rops, der kalte und verſtandesmäßig zuſammenrechnende Erotiker, hat ſich natürlich dieſen Winkel nicht entgehen laſſen und ihn völlig erſchöpfend breitgetreten. Seine „Aſtronomie der Mondphaſen“ (Abbildung Nr. 58) variiert das Thema nach allen Himmelsrichtungen bis zur ſpieleriſchen Verkehrung der Worte Hémisphère in Hémis-phesse und Astronomie in — Ass-tron-omie! Eindringlicher läßt ſich die Materie nicht unterſuchen. Das Loch hat freilich nur die künſtleriſche Auffaſſung.

63. Königin Iſabella von Spanien
Franzöſiſche Karikatur von 1874

Umwerbung. Farbige Lithographie nach einem Gemälde von Linder. Um 1858

64. Die Marquiſe
Zeichnung von Heidbrinck aus dem „Courrier Français“. 1888

II

Die Umwerbung

Vorluſt. Im Zeitalter der Rotationspreſſen iſt das allgemeinſte äußere Anzeichen der Frauenbewegung, daß ſie ſich bewogen fühlt, es den Männern in der Erzeugung von bedrucktem Papier gleich zu tun. Dieſe Maſſenhaftigkeit der Vermehrung macht es leider unmöglich, alles, was ſchwarz auf weiß daſteht, ſeinem natürlichen Endzweck zuzuführen. Es ſammelt ſich in den Bibliotheken ein Reſt, der genügt, die größte Langmut an den Rand der Verzweiflung zu bringen. Um ſo lieber laſſe ich Grete Meiſel-Heß das Wort, da ſie eine von den wenigen iſt, die kritiſche Erfahrung und Fähigkeit zum Gedanken beſitzt. Sie ſagt:

Zu gewiſſen uralten Phänomenen in den Beziehungen der Geſchlechter haben wir Heutigen jede Fühlung verloren, ſo zu dem Begriff der Verführung. Flaubert ſagt: „Ich mache der Proſtitution nur den einen Vorwurf, daß ſie ein Mythos iſt. Es gibt heutzutage ſo wenig große Buhlerinnen als Heilige.“ Ich ſage ähnlich: ich mache dem Verführer nur den einen Vorwurf, den, daß er ein Mythos iſt. Es gibt heutzutage keinen Verführer in dem verführeriſchen Sinne des Wortes. Es gibt wohl Hochſtapler der Liebe nach wie vor, Abenteurer und Betrüger, die unter „falſchen Vorſpiegelungen“ etwas herauslocken. Aber der Verführer, der werbende Verführer zur Freude, der es dem Weibe leicht macht, ſich hinzugeben, der imſtande iſt, Stunden heraufzurufen, in denen Mann und Weib trunkenen Herzens ein Lebensfeſt feiern, er iſt nicht von heute. Grämlich, mit gequältem Gewiſſen, unter endloſen theoretiſchen Debatten, beſtimmt, den „Stand der Dinge“ genau zu „präziſieren“, wird der Angriff auf ein Weib von den Heutigen gewöhnlich unternommen. Iſt man

65. Parisurteil. Gemälde von Nic. Manuel. 16. Jahrhundert

dann endlich, nach vielfacher „Flucht“ vor der „Gefahr“, ſo weit, nun, ſo wird der „Fall“ eben begangen. Der Lendemain bringt pünktlich den moraliſchen Kater, und nach einigen Wiederholungen des Falles iſt man endlich wieder „Herr“ ſeiner ſelbſt, flieht den Hörſelberg und geht „geläutert“ und mit der gebührenden Verachtung des betreffenden Weibes dahin.

Dieſer Notſchrei klingt ſehr ähnlich den Bitterkeiten, die wir auf Seite 13 und 14 aus dem Munde von Gabriele Reuter gehört haben: auffallender Mangel an Impulſivität der Umwerbung, wie ſie vom Weibe inſtinktiv und unabläſſig begehrt wird. Grete Meiſel-Heß drückt ſich an andrer Stelle darüber noch klarer aus:

Der Spieltrieb fehlt ihnen! Spiel und Ernſt wird von dieſem Geſchlechte der Heutigen in gleicher Weiſe verſtümpert. Gleich unfähig iſt man heute, in dieſer Epoche vollkommener Talentloſigkeit zur Liebe, gleich un-

fähig, die Zartheit des Spiels nicht zu erdrücken, es nicht zur Posse zu stempeln, zur Zote; als auch, den „Ernſt“ nicht zur Tragödie werden zu laſſen, voll unholder, lebenzerſtörender Vorgänge. Man iſt unfähig, das Spiel galant zu erhalten, und die Galanterie der Seele, wie ſie im Rittertum ihre höchſte Erſcheinungsform fand, iſt dahin. Äffiſche, hohl äußerliche Faxen ſind an ihre Stelle getreten, und der „Ernſt“ der Liebe der Heutigen iſt voll Dunſt und Schweißgeruch und zertrampelt die heitere Anmut der Vorgänge der Liebe. Dieſer trampelnde, ſchwitzende „Ernſt“, oder aber frivole Geilheit ſind tatſächlich die häufigſten Formen, in denen die Liebe heute in Erſcheinung tritt. Das Köſtliche eines gemeinſamen Liebesſpiels iſt zu allermeiſt ein unbekannter Begriff.

Alſo, hier ſteht eine Wortführerin auf und ſagt: wir ſehnen uns nach der ſüßen Trunkenheit, nach jenem erhabenen Rauſch der inneren Spannkräfte, die das begehrende Umwerben eines Mannes ſchafft; eines Mannes, auf deſſen Ritterlichkeit wir abſolut vertrauen und deſſen Achtung wir zum mindeſten immer behalten dürfen. Dieſe Forderung iſt, allgemein genommen, völlig berechtigt; wenn ich „berechtigt“ das nennen darf, was „naturgemäß“ iſt. Jeder einzelne Fall hat ſelbſtverſtändlich ſeine individuellen Beſonderheiten. Das Vertrauen pflegt oft auf Gegenſeitigkeit gegründet zu ſein, und da kann es vorkommen, daß auch eine Frau damit Va banque ſpielt, und zugleich mit der Achtung des Partners.

Das pſychologiſche Geheimnis aber, das hinter dieſer berechtigten Forderung ſteckt, iſt folgendes: das Weib iſt in ſeiner körperlichen und ſeeliſchen Funktion viel, viel komplizierter gebaut als der Mann; wovon ja noch unter den verſchiedenſten Geſichtspunkten die Rede ſein wird. Das Weib gleicht einer weitläuftigen maſchinellen Anlage mit einem unendlichen Getriebe durcheinanderfahrender Räder, Schwungmaſſen, Geſtänge und Übertragungen. Es iſt ſchwer und es bedarf der wiederholteſten Antriebe, Energiequellen und beſtändigen Flott-Erhaltung, um das Ganze zu einer herrlichen Bewegungsentfaltung zu bringen. Wie viele Dummköpfe von Männern ſind nicht überzeugt, daß alles in trefflich geöltem Gang ſei, und ſie ahnen nichts davon, daß die größere Hälfte des Betriebes ſtockt und verroſtet daliegt und daß das mißtönige Quietſchen der Reibungsflächen nicht Schuld der Konſtruktion, ſondern bloß des Maſchinenmeiſters iſt. Eines Tages kommt eine geſchickere Hand über das Werk, und ſämtliche Umdrehungen wirbeln luſtig ſummend umher.

66. Anderung der Jungfräulichkeit. Gemälde von Moretto

Was das Weib, um daseinsfreudig zu sein, in viel stärkerem Maße benötigt als der Mann, ist ein Zustand seelisch gehobener Erregung, den ich als Vorlust bezeichnen möchte. Leid bedeutet: Niederungen des Daseins, Schluchten, Talsümpfe, erstickend und qualvoll, eng, ohne freie Sicht und Vorwärtsschauen. Die Ebene, die Grassteppe, die Pampa gleicht der Indifferenz, der Null-Grad-Linie im Gefühl. Dann klimmt man langsam hinauf auf die Hügel, die Hochebenen, das Vorland des eigentlichen Gebirges: dies eben ist die Vorlust, dem die Lust nur in Form vereinzelter steiler Gipfel aufgesetzt ist. Man beachte dies wohl: im Gefühlsleben des Weibes sind die Gipfel dem eigentlichen Massiv erst aufgesetzt! Niemals steigen sie plötzlich und ohne Vorbereitung aus der flachen Ebene senkrecht hoch. Wer das glaubt konstatiert zu haben, war im Irrtum. Das war dann nur der Anstieg zu einer Hügelkuppe des Vorgeländes. Eine gefährliche Täuschung! Aber heutzutage unter den Männern so sehr verbreitet, daß die wissenschaftliche Mär aufkommen konnte, nur die Lust des Mannes habe (physiologisch betrachtet) einen steil auf- und niederstürzenden Gipfel, die des Weibes aber eine sanfte Kuppe.

Generell genommen: alle Daseinsfreudigkeit, alle latente, unausgegebene, fortwirkende und mithinreißende Spannung heißt Vorlust. Gipfel machen matt; die wechselvolle Höhenwanderung erfrischt und stählt und weitet die Stimmung. Das größte Oberflächenmaß eines Gebirges macht die breite Mittelfaltung aus, nicht die paar Spitzen. So überwiegt auch — quantitativ — die Summe der Vorlust bei weitem die eigentliche Lust.

Man könnte auch einen plausiblen Vergleich wählen zwischen Sonnenlicht und Erdzonen. In den Tropen sengt und brennt die Mittagssonne zum Verschmachten. Aber um sechs Uhr abends wird sie so schnell ausgeblasen, wie sie gegen sechs Uhr morgens entflammte. Die gemäßigte Zone mit ihrem schrägeren Fall der Lichter hat wohl weniger intensive Bestrahlung, aber dafür die langen farbigen Dämmerungen und in der Summe dennoch mehr Beleuchtung, und keine auszehrende.

Das ist die Vorlust. Und sie ist dem Weibe, was dem Fisch das Wasser: Lebens-Milieu, Sauerstoff zum Atmen. Das heilige Herdfeuer der Vorlust kann aber nur durch die Umwerbung des Mannes geschürt werden. Ohne sie schwelt der Dampf der Unlust, Unzufriedenheit und Gleichgiltigkeit im Heim. Verdruß und Zank beißen qualmig in die Augen. Keine helle Lohe flackert mehr und alle Winkel sind finster und stumm.

Nun wäre es zu viel verlangt, wollte ich dem Manne wortwörtlich die Rolle des Maschinenmeisters, Bergführers und Kohlenziehers aufpacken. Alle Gleichnisse hinken. Er würde sich für so schweißige Pflichten bedanken. Diese Pflichten sind beruflich, und kein Instinkt drängt den Menschen direkt zu einer Berufsarbeit. Nur indirekt treibt ihn der Hunger, wenn es kein anderes Mittel gibt, ihn zu stillen. Auf jenen glücklichen Eilanden der Südsee, wo einem die Bananen und Kokosnüsse von selber auf die Nase fallen, ist Berufsarbeit ein unbekanntes Ding. Aber jener andere, viel gewaltigere Instinkt — die Liebe — ist für den Mann die ganz direkte Triebfeder, jene Rollen zu spielen. Und wo er es nicht ist, naturgemäß, da sollte er es sein. Darauf läuft eben meine Beweisführung hinaus, daß der Mann es nur in unnatürlich gewordenen Verhältnissen an dem Eifer der Umwerbung mangeln läßt. Und da sind wir wieder bei der Berechtigung des Klagerufes, den Grete Meisel-Heß als Vertreterin der leider Viel-zu-vielen erschallen lassen mußte.

Für den Mann ist die Umwerbung gleichfalls Vorlust. Sie beginnt in den leisesten Wellen sofort, wenn er das Weib mit seinen Sinnesorganen perzipiert, sagen wir also, im häufigsten Fall, wenn er sie erblickt. Hier ist schon ein fundamentaler Unterschied: das Weib bleibt ebenso oft

67. Drei Göttinnen. Kupfer von Tardieu nach einem Gemälde von Rubens

ganz indifferent, wenn es einen Mann bloß erblickt, ohne daß dieser die in ihm entstehenden Perzeptions-Wellen irgendwie verrät, z. B. durch ein Verharren des Augapfels in der Sehlinie nach dem Weibe hin. Der stärkste Unterschied aber ist, daß die Männer — nicht alle, aber dieser und jener und der Zahl nach eine sehr beträchtliche Menge — daß also diese Männer auf Grund der eben erst im Entstehen begriffenen, noch ganz minimalen Vorlust fähig und imstande sind, steil zum Gipfel der eigentlichen Lust hinaufzukommen. Das kann kein Weib!

Um ein alltägliches grobes Beispiel zu geben: ein Mann schlendert indifferent die Straße hinab. Ein Kontrollmädchen streift an ihm vorüber. Er macht Kehrt, ist in zwei Minuten handelseins, steigt mit hinauf, und erscheint nach kaum einer Viertelstunde befriedigt lächelnd wieder vor der Haustür. Befriedigt von der gänzlich Unbekannten, nie Gesehenen, nie Wiederzusehenden! Nochmals: das macht kein Weib nach. Das Weib kann sich prostituieren, d. h. ihren Körper herleihen; der Mann nicht, soweit es sich um eine bestimmte Funktion handelt, die eben nur temporär und nicht konstant ist. Aber dieser angebliche Wert-Unterschied der Geschlechter, der im Männerlager manchmal mit besonderem Stolz betont wird, ist herzlich unbedeutend. Sehen wir die Willens-Aktion und das Innerliche an, so ergibt sich vielmehr: der Mann kann (im aktiven Sinne) das Weib prostituieren, das Umgekehrte jedoch ist unmöglich. Die *seelischen* Wurzeln der Prostitution liegen daher einzig und allein im *Manne*.

68. Der gefällige Liebhaber
Buchillustration von Marillier. 1776

Würden auch noch so viel Weiber aus Not, eine Anzahl aus Faulheit und einige aus übermäßiger Libido bereit sein, ihren Körper herzuleihen: niemals würde eine Prostitution existieren, wenn die Funktion und der Lustgipfel beim Manne in demselben Maße innerlich auf der Vorlust aufgebaut wäre, wie beim Weibe. Selbst da, wo keinerlei Angebot ist, z. B. im Verhältnis zwischen Gutsverwalter und Landarbeiterinnen, *schafft* und erzwingt der Mann von sich aus durch meist unlautere Mittel eine Prostitution des Weibes.

Ich wiederhole nochmals, was ich bereits in der Einleitung berührte: es ist ein schwerer Irrtum, wenn die an den Umgang mit Prostituierten gewöhnten Männer in der Regel meinen, eine äquivalente Mitschwingung in der erotischen Psyche ihrer momentanen Partnerin wahrgenommen zu haben. Die geschäftliche Konkurrenz nötigt die Prostituierte zur schauspielerischen Maske. Da werden die schnellen Seitenblicke und das Klappern der Augendeckel, das gewinnende Lächeln, die gespreizten Bewegungen der Finger, der wiegende Gang und vieles andre

gleichſam vor dem Spiegel eingeübt, bis hinein in die Intimität gemachter Konvulſionen. Der düpierte Klient glaubt an ein „Fertigwerden", wie die ſeeliſche Schlußreaktion im Jargon genannt wird. Er glaubt es um ſo eher, weil er gar keine Ahnung davon hat, wie dieſe Reaktion in Wahrheit verläuft; daß ſie Symptome zeitigt, die keine noch ſo geſchickte Komödiantin hervorzurufen vermöchte, weil ſie ſich unterhalb der Willens- und Bewußtſeinsſchwelle auslöſen.

Hinzufügen möchte ich, um gleich einem Einwand zu begegnen, daß die Proſtituierte natürlich ein Weib wie alle anderen iſt. Daher iſt ſie ſelbſtverſtändlich auch fähig, Gipfel zu erklimmen, ſobald ſie das Stadium der Vorluſt durchſchritten hat. Aber das muß ſie eben durchſchritten haben. So kann es ausnahmsweiſe vorkommen, daß ein Zufallsgaſt ein ſolches Abreagieren hervorruft, wenn ſie ſich vorher ſchon aus anderen Gründen, und ſei es rein gedanklich, im Vorluſt-Stadium befunden hat. Eine ſolche, immerhin lügneriſche Vortäuſchung von Perſonal-Beziehungen, iſt auch unter vielen Ehepaaren älteren Datums im Schwange, indem man ſich in Flirt, Theater oder Variété eine Anregung holt, die man hernach voreinander wohlweislich verſchweigt.

69. Galanterie
Engliſche Spielkarte. 18. Jahrhundert

Es ſtände dem auch von Natur nichts im Wege, daß die Proſtituierte täglich ſo viele Gipfel hätte wie Beſucher. Sie hat ſie aber nicht, ſo wie ſie ſich proſtituiert oder vom Manne proſtituiert wird. Sie hat ſie aber ſofort, ſobald ſie mit ihrem amant de cœur zuſammen iſt. Will man noch beſſere Beweiſe dafür, daß die erotiſche Schwingung des Weibes (im Gegenſatz zum Durchſchnittsmanne) allein auf der ſeeliſchen Vorluſt baſiert iſt?

Ich lege ungern ein Werturteil an alle dieſe Dinge. Aber rangieren möchte ich die Gruppen doch wenigſtens. Alſo faſſe ich mich dahin zuſammen, daß nur derjenige Mann mit dem Weibe erotiſch auf einer Stufe ſteht, für den gleichfalls die Vorluſt, d. h. im Stile des Mannes geſprochen: das umwerbende Liebesſpiel die unerläßliche Vorbedingung iſt, wenn er nicht einfach reaktionslos bleiben ſoll. Ich habe dieſen Typus Mann in der Einleitung ſchon als den „Leidenſchaftlichen" bezeichnet.

* * *

Das Liebesſpiel. Die Tierwelt iſt über dies Thema noch wenig ausſtudiert, und doch iſt die Literatur davon ſchon ſo reichhaltig, daß ſich dies Buch allein mit derartigem Material füllen ließe. Der Großſtädter weiß davon wenig aus eigener Anſchauung. Haustiere zeigen ein abnormes, ich möchte faſt ſagen: ein „Kultur"-Benehmen. Höchſtens der Jäger ſieht manches, falls ihn nicht vor jedem balzenden Hahn gleich der nervöſe Schieß-Tatterich befällt. Es iſt daher begreiflich, daß z. B.

70. Die Primadonna
Karikatur auf die Launen der Sängerinnen. 18. Jahrhundert

Aquarien-Liebhaber in grenzenloses Erſtaunen und Entzücken geraten, wenn ſie zum erſten Male die graziöſen, unermüdlichen und hitzigen Spiele der Makropoden, Chanchitos oder ähnlicher, leicht zu züchtender Exoten in ihrem engen Glaſe beobachten. Man ſieht die „kaltblütigen" Fiſche ſich raſend tummeln und ſo feurig werden wie brünſtige Hirſche. Es ſetzt Küſſe, daß die Lippenhaut in Fetzen geht. — Nehmen wir ein anderes Beiſpiel aus der gefiederten Welt, das Büchner ſehr anſchaulich beſchrieben hat:

Auf grünen, von mittelhohem Dickicht umgebenen und möglichſt einſam gelegenen Waldwieſen tanzt der Birkhahn, von Mitte März bis in den Mai hinein, allmorgendlich, während das Licht im Oſten heraufzudämmern beginnt, ſeinen poetiſchen, von Waldesduft und Frührotſchimmer umwobenen Liebesreigen. Er beugt den Kopf faſt bis auf die Erde nieder, ſträubt alle Federn, drückt die halbausgebreiteten Flügel nach unten oder läßt ſie ſchlaff herabhängen, breitet den leierförmigen Schwanz zu einem weiten Rade aus, beginnt zu kollern, wiederholt dasſelbe drei- bis fünfmal und ſpringt einmal oder öfter tiſchhoch vom Boden auf, auf dem er tanzt, trippelt, ſich dreht und wendet unter fortwährendem Gurgeln und Schleifen. Er wechſelt jeden Augenblick mit den wunderlichſten Stellungen, rennt wie beſeſſen kreuz und quer auf ſeinem Tanzplatz umher, ſchlägt mit den Flügeln, ſtreckt den Hals bald dicht über der Erde vor ſich hin, bald gerade in die Höhe und beträgt ſich, als wäre er verrückt oder toll. Die übermäßige Anſtrengung ſeiner Körper- oder Stimmkräfte erregt ihn dergeſtalt, daß er zuletzt jede Bewegung mit förmlicher Wut vollführt. Dabei hat jeder Hahn ſeine eigene Schaubühne und verteidigt ſie mit Aufbietung aller Kräfte gegen jeden Eindringling. Schon am Abend vorher übt er hier bisweilen ſeine Tänze ein, und wehe dem Nebenbuhler, der es wagen wollte, am Morgen mit ihm zu tanzen!

71. Die Entſcheidung über ſein Leben
Kupferſtich von Loder. 1815

Es iſt bekannt, daß in der Vogelwelt die Weibchen meiſt ein für unſere Augen unſcheinbares Äußere haben, während die Männchen in dem fabelhafteſten Farbenſchmuck auftreten. Für unſre äſthetiſche Auffaſſung ſind hier die Männchen „ſchöner"; die Schönheit iſt aber nur ein Mittel im Werbekampf. Kraft, Geſchicklichkeit, Intelligenz, Impulſivität und Körperpracht werden entfaltet, nur um das „unſcheinbare" Weibchen in Vorluſt zu verſetzen, es geneigt zu machen, daß es ſeine Auswahl treffe. Kein Hahn ſchlendert indifferent die Straße hinab, iſt in zwei Minuten mit einer Kontroll-Henne handelseins und ſo weiter... Der Hahn auf unſerm Hühnerhof gilt nicht; der hat „Kultur", iſt Börſeaner. Er pocht auf die „göttliche Weltordnung", die der Eierhändler eingeſetzt hat und die ihm kraft kapitaliſtiſcher Geſetze jeden Rivalen aus ſeinem Herrentum fernhält. Die Henne muß. Und paßt ihr die doppelte Bordellmoral nicht, wird ſie Frauenrechtlerin, erhebt ſie den Schrei nach dem Kinde eigener Wahl oder verweigert ſie dieſe Proſtitution innerhalb einer Ehe ohne Scheidungsmöglichkeit: ſo wandert ſie eben in den Suppentopf.

Im Hain der Amoretten. Kupferſtich von F. Schall, um 1785

72. Ihn bezaubern nur die Dicken! Karikatur von J. G. Travies. 1830

Aber draußen, außerhalb der Kultur und des kapitaliſtiſchen Männerrechts, werden die Hennen immer noch umworben, bis zur Extaſe. Das Rotſchwanz-Männchen legt ſich dem Weibchen förmlich zu Füßen, ſchlägt mit den Fittichen und drückt ſeinen ausgebreiteten Fächer auf den Boden. Wenn der Kuckuck ruft, hängt er die Flügel, hebt und ſenkt den Schwanz, dreht ihn hin und her und macht ſo viele Verbeugungen, wie er „Kuckuck" ruft. Bei den Vögeln macht auch nicht ein einziger Tenor Anſpruch auf ſämtliche Weiberherzen, ſondern die Tenöre veranſtalten den Sängerkrieg vor einer Dame.

Das Sprödetun und Flüchten der Vogeldamen iſt natürlich keine Kälte oder „mangelhafte Geſchlechtsempfindung", ſondern das allem Weiblichen notwendige Verharren in der Vorluſt und Genießen derſelben, bis die Zeit ſich erfüllt, die nie zu knapp bemeſſen ſein darf. Büchner ſagt vom Kuckucksweibchen:

Aber wie lange dauert es, bis ſich die Anfeuernde einem der ſie verfolgenden Liebhaber endlich ergibt! Eine tolle Jagd durch Gebüſche und Baumkronen beginnt, wobei das Weibchen die ermattenden Verfolger durch wiederholtes Kichern anfeuert und ſie ſchließlich geradezu in Liebesraſerei verſetzt. Dabei iſt das Weibchen nicht minder erregt als ſein raſendes Gefolge. Der eifrigſte Liebhaber iſt ihm ſicher auch der willkommenſte, ſein ſcheinbares Sprödetun nichts andres, als das Beſtreben, noch mehr anzufeuern. Dabei ergibt es ſich ſchließlich oft mehreren Bewerbern raſch nacheinander. — Auch das Weibchen des Eisvogels neckt ſeinen Liebhaber oft halbe Tage herum, in dem es ſich ihm abwechſelnd nähert, ihn anſchreit und wieder davonfliegt. Dabei verliert es aber doch das Männchen nie aus dem Auge, es ſieht ſich im Fluge rückwärts und von der Seite nach ihm um, mäßigt die Schnelle ſeiner Flucht und kehrt in weitem Bogen zurück, wenn das Männchen von der Verfolgung plötzlich abläßt.

Doch genug vom Tier, über das ſich der Menſch erhaben dünkt und deſſen ſeeliſche Bildung ihn oft beſchämt. Wie ſich Kultur und Nicht-Kultur in der menſchlichen Werbung unterſcheidet,

73. Vignette auf einem Dresdener Liebesbriefbogen mit Goldschnitt. Um 1815

hat einmal ein Eingeborener von der Tores-Straße treffend bezeichnet. „Wenn in England ein Mann viel Geld hat, sagte er, wollen die Weiber ihn heiraten; hier wollen sie ihn auch haben, wenn er gut tanzt.“ Haddon, der dies mitteilt, erzählt aus der dortigen Gegend weiter:

Verehrt ein junger Mann ein Mädchen, so fixiert er sie nicht oder spricht sie an, sucht sich ihr auch nicht zu nähern, sondern er offenbart seine Neigung durch athletische Sprünge und eigenartige Stellungen, durch Verfolgen und Speerwerfen hinter unsichtbaren Feinden, um hierdurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Erwidert das Mädchen seine Neigung, so schickt sie ihm durch ein Kind die Ugauga gauna d. h. Liebeseinladung, bestehend aus einer Areka-Nuß mit Einritzungen auf der Rinde, die ihre Geneigtheit ausdrücken. In der Dämmerung schleicht er dann zum Stelldichein, setzt sich eng neben sie, und sie verzehren nun gemeinsam eine Betel-Nuß.

Rhythmische Körperbewegungen, Sprünge, überhaupt Tanz ist beginnende Vorlust, und diese wiederum verstärkt die Elastizität der Bewegungen. „Nie ist mir's so leicht vom Fleck gegangen, läßt Goethe seinen Werther sagen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging ...“ Von malerischer Romantik ist das Tanzbild, das Joest auf den Molukken gezeichnet hat:

Große Fackeln aus trockenem Bambus und Haufen brennender harzhaltiger Blätter beleuchten die Riesenbäume bis zu ihren Gipfeln und lassen in der Ferne die kleinen Hütten erkennen, die sich die Alfuren im jungfräulichen Walde, geschmückt mit den Schädeln Erschlagener, gebaut haben. Die Weiber kauern um die Feuer und schlagen Gongs und Trommeln, während die Mädchen, reich mit duftenden Blumen geschmückt, den Anfang des Tanzes erwarten. Dann erscheinen die Männer und Jünglinge, ohne Waffen, aber in vollem Kriegsschmuck, die Gürtel mit der Zahl erschlagener Feinde bezeichnet. (Der Mann, der die größte Zahl von Schädeln erjagt hat, hat die besten Aussichten, seine Auserkorene zu kriegen.) Sie halten einander an den Armen und bilden einen an einer Stelle offenen Kreis. Ein Gesang wird angestimmt, und mit kleinen langsamen Schritten bewegt sich die Kette, wie eine sich windende Schlange, rückwärts, dann seitwärts, öffnet sich, schließt sich dann wieder, die Tritte werden schwerer, der Gesang und das Trommeln lauter, die Mädchen treten in den Kreis und ergreifen bei geschlossenen Augen den Gürtel des erwählten jungen Mannes, der das Mädchen um Hals und Hüften packt; die Kette streckt sich immer mehr in die Länge, Tanzen und Gesang werden feuriger, bis die Tänzer müde werden und die Paare im Dunkel des Waldes verschwinden.

74. Gardinenpredigt auf Stelzen
Scherzvignette von Gavarni. 1830

O Sexualweisheit dieser „Wilden“! Umwerbung, Vorlust und — Damenwahl! Der Mann wird richtig, weil geringer, eingeschätzt; er will immer und wird können. Aber das Weib muß erst wollen und dann kann sie auch. — Aus dem Felsengebirge berichtet Long Ähnliches von Indianern:

Bei den Minnetarie wird oft ein merkwürdiger nächtlicher Tanz veranstaltet. Die Squaws haben dann Gelegenheit, sich je nach Neigung einen Liebhaber zu wählen. Sie nähern sich dem, der sie durch persönliche Vorzüge oder Krieger-Ruhm anzieht. Dann klopft sie ihm auf die Schulter und läuft sofort aus der Tanzhalle in den Busch hinaus. Der so bezeichnete Mann folgt ihr. Hat er aber Neigung zu einer andern, ist er durch ein Versprechen gebunden oder ohne Wünsche, so kehrt er ihre Gunst höflich ab, indem er seine Hand sanft an ihren Busen führt; worauf sie zum Tanze zurückkehrt.

Aus Neu-Mecklenburg haben wir von Parkinson, der dort dreißig Jahre lebte, einen Bericht über einen Tanz, der haupt-

75. Ritterdienſte auf dem Eiſe. Lithographie von N. Maurin. 1832

ſächlich bei den zu Ehren der Verſtorbenen ſtattfindenden Feierlichkeiten aufgeführt wird. Symbolik der Lebensverneinung und -Bejahung an ein und demſelben Feſte. Es heißt da:

Die Tänzer tragen bei dieſer Gelegenheit die Tatanua-Masken, die den Träger unkenntlich machen. Außerdem trägt jeder Tänzer einen rings um den Leib gehenden Schurz aus Farnkräutern und anderem Laub, der vom Gürtel bis zu den Knieen reicht. Bei der Aufführung bilden die Zuſchauer einen Kreis, innerhalb deſſen das Orcheſter Platz nimmt. Dies letztere beſteht aus Holztrommeln und aus Brettern und Bambusſtücken, die im Takt geſchlagen werden. Unterſtützt wird die Kapelle von einem Sängerchor, der ſich möglichſt viel Mühe gibt, die dröhnenden Trommeln zu überſchreien. Zunächſt ſpielt das Orcheſter eine Art von Ouvertüre. Dann ſieht man von der Seite, gewöhnlich aus dem Gebüſch, eine Anzahl maskierter Tänzer hervortreten; langſamen, bedächtigen Schrittes nähern ſie ſich dem Tanzplatze, bald ſtehen bleibend, bald ſich nach allen Seiten umblickend, bis ſie ſich endlich am vorher beſtimmten Ort zu einer Gruppe vereinigen. Dieſe Gruppe führt nun unter Begleitung des Orcheſters eine Anzahl gemeſſener Bewegungen aus, die man wohl kaum als Tanz bezeichnen darf; denn ſie beſtehen darin, daß die Maskierten einander langſam umkreiſen, gleichſam als ob der eine auskundſchaften wolle, wer der andre wohl ſein könne. Dies dauert etwa zehn Minuten. Dann nähert ſich plötzlich, ebenfalls aus dem Gebüſch hervortretend, eine einzelne Maske und bewegt ſich nach der Gruppe hin, genau in der vorher beſchriebenen Weiſe. Sowie die andern Masken dieſe neue gewahren, geraten ſie anſcheinend in große Aufregung, trippeln ihr ſchnellen Schrittes entgegen, ziehen ſich dann zurück, während die zuletzt gekommene Maske ſich allmählich der Gruppe zugeſellt. Es beginnt jetzt eine ſehr komiſche Darſtellung, welche die Annäherung des Mannes an die Frau ſchildert; denn es wird dem Zuſchauer ſchnell klar, daß die zuletzt erſchienene Maske ein weibliches Weſen, die erſten Masken jedoch

11*

Männer repräsentieren. Die Männer versuchen sich nun dem Weibe angenehm zu machen, wobei jeder einzelne sich bemüht, die andern zu verdrängen. Vorderhand bleibt die Schöne jedoch anscheinend kalt gegen alle Liebesanträge, schiebt einen sich Anschmeichelnden derb zurück, kehrt einem andern den Rücken oder gibt durch andre nicht zu verkennende Zeichen ihr Mißfallen kund. Doch endlich erklärt sie sich für besiegt und erkennt einen der Maskierten als ihren Liebhaber an. Dieser ist nun voller Freude, welche er durch allerhand Sprünge um die Geliebte herum ausdrückt. Die verschmähten Liebhaber ziehn sich nun nach einer Seite des Tanzplatzes zurück und überlassen das Feld den beiden Verliebten, die nun eine intimere Annäherung darstellen; nicht ohne anfängliches Sträuben der Schönen, die jedoch schließlich dem Liebeswerben ihres Erwählten Gehör schenkt. Wenn nun auch, namentlich in der letzten Szene, die Darstellung es nicht an derber Realistik fehlen läßt, so kann man doch nicht sagen, daß der Tanz obszön ist. Das Komische und Groteske ist in der Vorführung zu sehr vorherrschend und wird noch mehr erhöht durch die geschnitzten und bemalten Tatanna-Masken mit ihren gefärbten Raupen, die an die altbayerischen Helme erinnern. Daß die Eingeborenen in der Aufführung nichts Anstößiges finden, brauche ich wohl nicht zu bemerken. Alt und jung, Männer und Weiber, Jünglinge wie Mädchen blicken dem Treiben mit ruhiger Miene zu und zollen den Aufführenden zum Schluß durch laute Zurufe ihre Bewunderung.

Der Tanz ist eine der elementarsten Ausdrucksformen menschlicher Psychologie. Jede gehobene Stimmung erzeugt muskuläre Unruhen und drängt zu rhythmisch accentuierten Körperbewegungen. Stoll will den erotischen, den kriegerischen und mystischen Tanz unterscheiden. Doch dürfte es nicht leicht sein, so genau zu trennen. Das kriegerische Element als Ausdruck von Mut, Gewandtheit, Todesverachtung, Schmerz-Unempfindlichkeit ist ein giltiger Bestandteil der männlichen Umwerbung. Starke und wilde Schützer sind den Frauen angenehm. Und wie sehr die ganze Mystik im Sexuellen wurzelt, bedarf eigentlich keiner Erwähnung; soll aber noch an andrer Stelle dargelegt werden. Die einzig unbestreitbare Kausalität der Tanzbewegungen läge doch immer im Erotischen.

Ich glaube, daß man gut von einer Einteilung in männliche und weibliche Tanzbewegungen ausgehn könnte. Auch hier muß sich der Unterschied der Geschlechter charakterisieren. Der primitivste Männertanz wird ein Herumspringen um das Weibchen gewesen sein, also mehr eine Bewegung der Extremitäten vom Orte fort. Der Weibertanz dagegen mehr ein Stehen am Ort mit rotierender Bewegung der Mittelpartie des Körpers. Der sogen. Bauchtanz, der eigentlich ein Beckentanz ist, hat diese Form verhältnismäßig rein erhalten. Ein Schlenkern der Hüften tritt beim Weibe unwillkürlich auf, sobald sie in Vorlust gerät. Die große Mehrzahl der bei allen Völkern vorkommenden Tänze ist jetzt allerdings zeremoniell ausgebildet, wodurch sich die Grundbestandteile verschleiern. Das bringt schon der Umstand mit sich, daß die Tänze oft lange Zeit währen und dann in ihren Einzelheiten mnemotechnisch erlernt werden müssen. Sobald aber völlig frei, möglichst ohne jede Anlehnung, improvisiert wird, fallen die Bewegungen auf die primitive Gebärdung zurück.

Am nüchternsten, man könnte sagen, am meisten degenerativ aus der Art geschlagen, sind unsre modernen Gesellschaftstänze. Obenan der urlangweilige Walzer. Infolge dieser Kastrierung des Tanzes kommt es, daß erstens gerade der Walzer berücksichtigt ist durch Versuche, auf andre Art erotische Reize gleichsam durchs Hinterpförtchen wieder einzuschmuggeln. Das lose Voreinander wird zur Umschlingung und Umpressung. Die romanischen Völker haben sich daher lange Zeit mit Recht gegen die Einführung dieses germanischen Tanzes voll prüder und heuchlerischer Sinnlichkeit gewehrt. La valse allemande war keine feine Nummer.

Zweitens aber ersieht man aus der Kastrierung der Tänze, daß das Aufkommen neuer und unregelmäßiger Formen daueben unausbleiblich ist. Die Erotik läßt sich, wie jede Dampfspannung,

76. Pygmalions Statue wird lebendig. Zeichnung von H. Lossow

77. Cocottocratie. Zeichnung von Félicien Rops

nur bis zu einem gewiſſen Grade knebeln. Beſchwert man die Sicherheitsventile allzu ſtark mit Konvention, Verflachung und „Sittlichkeit“, ſo ſucht ſich die exploſive Kraft andre Auswege, in denen die Leidenſchaft zunächſt ſcheinbar ungezügelt dahintobt. Jetzt hat man auf den öffentlichen Bällen die Schiebe-, Wackel-, Apachentänze und wie ſie alle heißen. Geſchieht den Sittlichkeitsmeiern ganz recht und wird immer ſo bleiben. Erſtaunlich aber iſt, daß man dieſe kurzſichtigen Maultheldeu auch hiergegen wieder die Polizei anrufen läßt. Vor einiger Zeit iſt richtig auch ſchon eine Verurteilung ergangen. Wie lange wird man ſich das noch duckmäuſeriſch gefallen laſſen? Wann wird man endlich aufſtehn und ſprechen: Weg da — wir haben ein Recht auf Erotik! Aber man läßt die Kaſtraten und Schnüffler ruhig weiter ihre Ränke ſpinneu gegen Volkskraft und Menſchenfreudigkeit.

Für die Aufgekitzelten bot ein früherer Tanz ein reiches Arbeitsfeld der Entrüſtung und Kapuzinerpredigt. Es war der Cancan oder Chahut. Er war unregelmäßig und daher wie geſchaffen für die individuelle Improviſation. Seine wirbeluden Figuren haben daher auch ſtets den Künſtler zur Darſtellung gereizt. Wir geben als Beiſpiel davon ein Blatt aus einer Serie von Berliner Lithographien, etwa vom Jahre 1865 (ſiehe die Beilage: „Cancan-Figur“). Ein flüchtiger Moment iſt da feſtgehalten. Rapider Kniefall des Mannes, ein wogendes Lüften ihrer Volants, das die hübſchen Schnürſtiefel, blendend weißen Strümpfe und breiten, bunten Strumpfſchleifen enthüllt — und ſchon iſt die Figur vorüber und eine neue an der Reihe.

Wie ſich die Umwerbung in der Welt des Kapitalismus zur Karikatur verzerrt hat, iſt aus einigen ſpöttiſchen Zeichnungen von Forain und Bertall zu erſehen. Die „große Mitgift“ (Abbildung Nr. 82) wird dieuernd umſchwärmt, während die Mauerblümchen verwaiſt ihre Stühle zieren. Vor der „Einflußreichen“ (Abbildung Nr. 80) treten die beſtackten Zierden des Männergeſchlechts in langer Queue an; bald katzbalgen ſie ſich eifrig „um ihr Taſchentuch“ (Abbildung Nr. 79). — Wenn es ſich um kapitaliſtiſche Intermezzi handelt, klingen die ſonderbarſten Nachrichten ſtets aus den Vereinigten Staaten herüber, dieſem Lande der techniſch unbegrenzten und erotiſch begrenzten Möglichkeiten, wo man die Beinkleider der landenden Damen nach geſchmuggelten Diamanten umkehrt, aber dafür auch den Buchhändler, der den allen ehrlichen Boccaccio ausſtellt, ins Zuchthaus ſpediert. Dort verbreiten die Zeitungen erotiſche Leckerbiſſen von eigener Art. Zum Beiſpiel unter dem Titel: Die Witwe mit den fünfzehnhundert Freiern! Mrs. Brown aus X-City im Staate Y iſt eine junge Witwe von rieſigem Vermögen und (begreiflich) ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ſich wieder zu verheiraten und ſuchte den Erwählten ihrer

Träume (!) auf dem Wege der Heiratsannonce. Mrs. Brown erhielt darauf nicht weniger als 1500 Offerten von Leuten, die ſich um ihre Hand und ihr Vermögen bewarben. Aber nicht ein einziger fand Gnade vor ihren ſchönen Augen. Dagegen arbeitete ſie eine Statiſtik dieſer Stellengeſuche aus. Unter den Gentlemen waren 66 Studenten von Harvard, 30 von Yale, 13 von Oxford, 150 Adlige Europas, die, wie es immer heißt, ihr Wappen vergolden wollen. 200 haben ſelber jeder ein Vermögen über 200000 Mark. 18 ſind Geiſtliche, 39 ſchon geſchieden, 207 troſtbedürftige Witwer. Warum bleibt dieſe Witwe ungerührt und einſam ihr Lager? Das macht die Moral. Nicht ihre eigene, ſondern die des Bürgermeiſters der Korruptionsſtadt New-York. Der ſchreibt ihr nämlich: „Sie ſuchen Ihr Glück in einer falſchen Richtung. Ich wenigſtens für mein Teil glaube nicht, daß ein Menſch exiſtiert, der zu Ihnen paſſen könnte. Wenn Sie wirklich glücklich ſein wollen, dann arbeiten Sie die Zeit über, die Ihnen zum Leben noch bleibt, für das Glück der andern und vergeſſen Sie ganz ſich ſelbſt.“ So kam es, daß auch der Chauffeur ablitzte, der ſeine Arbeit hatte und deshalb arbeiten, d. h. die Witwe heiraten wollte, gleichgiltig, ob ſie ſchwarz, weiß, rot oder ſonſtwie gefärbt ſei. So kam es, daß auch der einzige aufrichtige Bewerber leer ausging, ein Anwalt, der ſchrieb, er betrüge von Staats wegen die Welt und mache damit 150000 Mark im Jahre; da nun die Frauen von Natur wegen die Welt betrügen, ſo ſei das Zueinanderpaſſen folgerichtig erwieſen. Die Moral von der Geſchichte aber iſt, daß man nicht weiß, ob die Reklame von der Witwe, vom Bürgermeiſter, vom Anwalt oder von allen dreien zuſammen ausgeheckt worden iſt.

78. Sein Schickſal. Kupfer von Danguin nach einem Gemälde von Bouguereau. 1850

Wenn ſich amerikaniſche Witwen, die nicht aus Epheſus ſtammen, meiſtbietend verſteigern, ſo iſt das immerhin noch ihr freier Wille. Wie erbärmlich tief unter den nackten Wilden Neu-Guineas ſteht aber unſere Geſchäfts-Miſchpoche, wenn ſie ihre Mädchen als bloße

79. Um ihr Taschentuch
Zeichnung von Bertall. 1874

Zugabe, als entseeltes Stück Fleisch behandelt: Ein Inserat wie dies ist ganz und gar typisch: „Zur Einheirat in großes Textilunternehmen wird 45 bis 50 Jahre alter Herr aus seiner isr. Familie mit Vermögen gesucht. Eventuell Vereinigung mit bestehender Weberei nicht ausgeschlossen. Gefl. direkte Anträge unter Prima P. S. Nr. 146." Karl Kraus, der unübertreffliche Satiriker, knüpft hieran folgende Glosse:

Einer wird für ein großes Textilunternehmen gesucht. Man glaubt, es werde ihm eine eventuelle Vereinigung mit einem Weib in Aussicht gestellt werden, nein, es handelt sich um eine eventuelle Vereinigung mit einer Weberei. Mit keinem Wort wird das Weib erwähnt. Daß zwischen Textilunternehmen und Weberei Begriffe wie Liebe, Schönheit, Treue, Untreue, Beischlaf, Schwangerschaft und dergleichen Begleiterscheinungen des kommerziellen Lebens Platz haben, ahnt man auch nicht einmal. Die Gefahr dieser Ehe wird nicht die Impotenz, sondern die Insolvenz sein; wenn ein Hausfreund auftaucht, so besteht der Verdacht, daß er unlautern Wettbewerb treibe; und gegen Kinder gibt es Markenschutz. Man müßte das Seelenleben der Frau, die hier zwischen den Zeilen welkt, bis zum Grab verfolgen. Man dürfte nicht Bomben auf Könige werfen, sondern müßte solch ein Ehepaar aus dem Bett holen oder aus der Volkstheaterpremier' und dem versammelten Volk Anschauungsunterricht über das große Weltverbrechen geben. Nicht wie sich die Pariser Kokotte entkleidet, werde stereoskopisch vorgeführt. Sondern unter den Klängen eines Chopinschen Trauermarsches genieße man in allen Buden das Schauspiel, wie die Textiltochter die Anträge unter „Prima P. S. Nr. 146" durchliest, wie ihr der Textilerzeuger zuredet, wie der 50jährige Herr aus seiner isr. Familie erscheint, sie anstinkt und an ihr endlich die Handlung vornimmt, aus der das Leben kommt, und wie ihr das Leben in den folgenden Nächten und Jahren abstirbt... und wie die Kinder aussehen und was sie lesen und wie auch sie der Vereinigung mit bestehender Weberei entgegenharren...

Doch halten wir uns mit dem Mangel an Umwerbung und den fluchbeladenen Folgen der kapitalistischen Wirtschaft nicht länger auf, da unser Thema hauptsächlich sexualpsychologisch ist, also in erster Linie die natürlichen, im Menschen liegenden Kräfte darzustellen hat, nicht aber die unnatürlichen Entartungen in den gasbeleuchteten Trödlerstuben der „Zivilisation".

Um von Eva und Adam anzufangen. Die Auffassung des hebräischen Originals ist trostlos und patriarchalisch. Sie wird dadurch nicht besser, daß sie eine Kopie nach babylonischem Muster ist. Der Mann ist der Erste; das Weib hat gerade den Wert einer überzähligen Rippe. Sie ist Schuld an allem, bloßer Sündenbock, und verführt mit List und Tücke den guten, braven, soliden, gottesfürchtigen Adam. Darum muß sie hinterher furchtbar büßen, darum heißt es mit gräßlicher Betonung: ER soll dein Herr sein! Dieser grobe Unfug, dieser maßlose Männer-Sadismus mit seiner ungeheuerlichen Verachtung des Weibes wird heut noch ohne jeden kritischen Kommentar dem gläubigen Kindergemüt eingetrichtert! Lic. F. Wilke hat eine Art Ehrenrettung der damaligen hebräischen Herdenbesitzer unternommen. Er hebt hervor, daß sich Elieser nicht das schönste, sondern das „freundlichste und dienstwilligste" Mädchen zur Frau erbittet: also die gefügigste Sklavin. Das sei moralisch hochwertig; für das alt-

80. Die Einflußreiche. Zeichnung von Bertall. 1874

Vor dem Ball. Kupferstich von Jean de Troy. Um 1770

teſtamentliche Frauenideal ſeien ſchon in den älteſten Zeiten nicht äſthetiſche, ſondern ethiſche Geſichtspunkte maßgebend geweſen. Verlorene Liebesmüh. Es war damals wie heute. Die Frau war im großen Ganzen die Unterdrückte, das „ſchöne Weib" hat in Einzelerſcheinungen immer triumphiert. Und daß Elieſer die häßliche Magd vor der anmutigen Herrin bevorzugt, iſt keine Ethik, ſondern eine individuelle und ſadiſtiſche Triebrichtung. Außerdem muß man ſich hüten, ſchriftliche Dokumente voll geſetzlicher und ſittlicher Verordnungen, wie das Alte Teſtament, all zu genau auf das wirkliche Leben derſelben Zeit zu beziehn. Gebote bedeuten viel öfter, daß das Gegenteil von dem, was da gefordert wird, in Gebrauch und Sitte beſtand.

Die Kunſt hat ſich der ſtrengen bibliſchen Lesart nie anſchließen können. Sie hat überhaupt nicht viel mit dieſem Motiv anzufangen gewußt, das ſie der Kirche als kaufkräftigſter Arbeitgeberin zuliebe malen mußte. Die lange Bilderreihe vom erſten Menſchenpaar iſt eigentlich nur eine kunſthiſtoriſche Galerie über Ganz-Akt. Aber eine langweiligere läßt ſich kaum denken. Bemerkenswert iſt dagegen die Auffaſſung des italieniſchen Kupfers von Giacomo Baleggio (Abbildung Nr. 42). Nicht Eva iſt hier die Schuldige, ſondern die „verführeriſche Schlange" als Symbol der Libido. Sie trägt ein Weiberantlitz; ſie kann es nicht anders, da ſie dem verzückten Adam vor Augen ſchwebt. Aber dies Antlitz iſt nicht das der Eva! Es iſt das Weib überhaupt, nach dem Adams Sehnſucht geht.

81. Der Anbeter. Zeichnung von John Brieslander

Fremdartig komiſch wirkt der „erſte Sündenfall", den Jean Veber, ein Meiſter der Groteske, gemalt hat (Abbildung Nr. 33). Ein wildbehaarter Urweltmenſch mit fliehender Zwergenſtirn, noch ganz Freßkiefer, kriecht auf allen Vieren aus dem Gebüſch und glotzt erſtaunt auf das kokette Mädel, das ihn zum Anbeißen einladet. Allerhand prähiſtoriſches Getier ſteht nachdenklich am See-Ufer und wartet, wie ſich der Gang der Ereigniſſe weiter entwickeln wird.

Der lockende Apfel ſpielte auch in einer neu-amerikaniſchen Werbe-Epiſode eine Rolle. Es war aber diesmal ein richtiger, gut geratener Apfel von einer kaliforniſchen Farm, und nicht eine Banane, als welche gelehrte Botaniker jetzt die Paradieſesfrucht auslegen. Alſo Miß Ch. lebte auf der Farm und war ſchrecklich allein. Endloſe Tonnen voll Äpfel und keinen Mann zum Verſuchen. Schließlich befeſtigte ſie an einen der zum Verſand fertigen Äpfel ihre Photographie und ſchrieb

82. Die große Mitgift. Zeichnung von Forain. Le Courrier Français. 1895

auf die Rückſeite: „Wo ſind Sie, wer ſind Sie, der Sie dieſen Apfel eſſen werden? ſchreiben Sie bitte, ich langweile mich hier zu Tode.“ Die Antwort kam aus England und war kurz und bündig. Der Werber teilte mit, daß er mit dem nächſten Schiff abreiſe. Ob er das Paradies gefunden oder verloren hat, beſagt die Fama nicht.

Stärker iſt die Note, die uns Franz Stuck vorführt (Abbildung Nr. 85). Aus einem Adam ſind hier ſchon zwei geworden, und ſofort entſpinnt ſich der Kampf der „Nebenbuhler um das Weib“. Mit Zähnegefletſch, Gebrüll und gekrallten Fingern torkeln dieſe haarigen Leiber gegeneinander los. Einer muß am Platze bleiben! Und die Eva weidet ſich am Spiel ihrer Muskel-

wülſte. — Die Vignette von Salzmann (Abbildung Nr. 29) iſt weniger brutal. Dieſer „Hirſchbrunſt“ ſitzt das ewig Weibliche im Nacken. Aber die lecken Jägerinnen haben ihnen nicht nur ſich ſelber, ſondern auch das Geweih aufgeſetzt.

Szenen à la Stuck ſpielen ſich gar nicht ſelten an der Außenperipherie der Großſtädte ab. Nicht immer erwiſcht der Reporter die Moritat; aber wenn er ſie unter ſeinem Griffel hat, wächſt er mit der Materie zum heroiſchen Stil der Hintertreppe empor, und allen Leſerinnen grauſt es angenehm. Ich ſetze deshalb ein ſolches Beiſpiel ungekürzt hierher, weil es ein doppelter Beleg iſt, für die Pſychologie der Handelnden und die des Berichterſtatters:

Ein Apachenduell um die „ſchöne Helena“. Nicht um Geld und Gut allein zücken die gefürchteten Pariſer Apachen ihre Dolche und Meſſer. Ein blutiges Drama, bei dem biesmal kein friedfertiger Bürger als Opfer fiel, verſetzt Paris in Aufregung. Der Apachenball, den am Montag Abend eine Anzahl dieſer ſchnell fertigen Meſſerhelden in einer verrufenen Kneipe in Saint-Denis mit wilden Tänzen begann, endigte mit einem grauſigen Zweikampf auf Leben und Tod, in nächtlicher Straße. Die Königin der Orgie, die Schöne, um die das Blut floß, war Casque d'or die Zweite, „Helena mit dem goldenen Haar“, die alle Apachen kennen und vergöttern, und um derentwillen ſchon fünfzig oder mehr blutige Zweikämpfe ausgefochten wurden. Zwei Kavaliere hatte ſie für den Abend erwählt, Ferdinand den Großen, einen der gefürchtetſten Verbrecher der Seine-Stadt, und den kleinen Jojo, der dem Nebenbuhler an düſtern Heldentaten nicht nachſteht, gegenwärtig aber ſeine Dienſtpflicht als Soldat erfüllt und in Uniform zu dem Feſt der Genoſſen erſchienen war. Beide haben ſchon ihre erſten Gefängnisſtrafen hinter ſich, aber Jojo durfte trotzdem in Paris dienen und hatte für den Abend Urlaub erhalten. Der Ball war zu Ende, die Menge der Tänzer ergoß ſich bereits in die ſtillen Straßen, als Ferdinand der Große gewahr wurde, wie Jojo auf die ſchöne Helena zuging und ihr auf einem Teller Kuchen reichte. Plötzlich ſtand er neben der umſtrittenen Schönen. „Du kommſt ſofort hinaus und bringſt ihn mit!“ ziſchte er durch die Zähne. Im Saale entſtand Totenſchweigen. Ferdinand und Jojo, beides wilde, leidenſchaftliche Geſellen, würden ſich meſſen. Die zwei Poliziſten, die im Saal die Aufſicht führten, ſahen und hörten nichts. Sie wußten, daß ein Einmengen bei der Übermacht der Apachen Wahnſinn und Selbſtmord war. Wortlos gruppierte ſich die Schar auf der Straße, ein Viereck bildete ſich. „Aus dem Weg! ich habe ein Wort mit Helena zu reden.“ Ferdinands Hand fuhr in die Taſche, aber das Weib ſtürzte ſich auf ihn wie eine Tigerin, ſein Schuß ging in die Luft und ſtreifte nur ihre Schulter. Schweigend riß Jojo die Halsbinde ſeiner Uniform herunter, umwickelte ſeine Hand und zog ſein Bajonett. Ohne ein Wort, ohne Lärm begann der ſtumme Kampf. Die beiden Schußleute, die kaum 70 Meter weit davon auf der Straße ſtanden, hörten nichts und wußten nicht, was vorging. Der eine Kämpfer gleitet aus, zieht blitzſchnell den Revolver; aber die Kugel geht fehl. Als er wieder aufſpringt, hat Jojo auch einen Revolver gezogen, drei Schüſſe blitzen durch die Nacht, und Ferdinand der Große ſinkt tot in ſeinem Blut aufs Pflaſter. Drei Sekunden ſpäter iſt die Menge ſpurlos verſchwunden. Als die beiden Poliziſten zur Stelle kommen, liegt nur die blutige Leiche auf der Straße.

83. Der Bourgeois: „Wir man ſich wiederfindet... du biſt doch gleichalterig... nicht wahr, 24 Jahre?“
Die Arbeiterin: „Ja, aber ich ſteh' 20 Jahre in der Fabrik.“
Zeichnung von Grandjouan aus „Assiette au beurre“. 1906

Erst am nächsten Tage konnte der Mörder festgenommen werden. Die schöne Helena und eine Freundin, die einzigen sicheren Zeugen des Kampfes, mußten wieder entlassen werden. Auch Jojo, dem Soldaten, wird nichts geschehn. Die Zeuginnen haben bekundet, daß er in Notwehr handelte. Als Soldat hat er sogar das Recht des Waffentragens; das Gesetz bietet keine Handhabe, er wird frei ausgehn.

Wenn die Vorstadt sich so wüst geberdet, tut die „Gesellschaft" um so sanfter. Nehmen wir den preußischen Offizier, dem ja immer allzu große Schneidigkeit in Sachen eines angeblich veralteten Ehrenkodex vorgeworfen wird. Man möchte von weitem glauben, daß hier der Duellkrieg um die eine oder andre schöne Helena in Permanenz erklärt sei. Weit gefehlt. Nach einer neulichen Auskunft des Kriegsministers sind seit 1897 vierzehn Fälle vorgekommen, in denen eine Frau der Anlaß war. Der Nachtredakteur setzte zwar ein entrüstetetes Ausrufungszeichen hinter diese Verworfenheit; ich finde aber, daß Leute, die das Schießen von Berufs wegen betreiben und jeden Augenblick bereit sein müssen, für das Motiv „Vaterland" mit ihrer Person einzustehn, sich enorm zu beherrschen wissen, wo sie das allerstärkste Affekt-Motiv anreizt, nach den üblichen Regeln ihres Standes abzureagieren. Ich spreche weder lobend noch tadelnd zur Duellfrage, da ich hier nicht sozial zu polemisieren habe, sondern nur die seelischen Parallelen aufsuche. In diesem Sinne ist es völlig gleichwertig, ob die Stuck'schen Wilden sich um ein Weib raufen oder die Apachen aufeinander losstechen oder ob zwei Angehörige der höheren Klassen mit oder ohne Visier und Korn zielen. Nur die äußere Form ist verschieden. Das eine Mal irregulär und wüst, das andre Mal „vornehm" und zeremoniell geheiligt. Gerade aus diesem Grunde erscheint mir die geringe Anzahl der militärischen Duellanten verwunderlich. Denn wenn auch noch so drakonische Verordnungen den Zweikampf gänzlich austilgen, so wird ihn der erotische Affektzustand unter Männern immer wieder hervorrufen, mit Komment oder ohne.

84 Das Betteln um Liebe
Skulptur von Stephan Sinding. Photogr. Georg Gerlach & Cie, Berlin

Die Auswahl unsrer Bilder zeigt von diesen höchsten Irritationen der Umwerbung nur wenig. Wenn man die Seiten umblättert, so findet man ein Motiv unverhältnismäßig oft vertreten: Kniefall und Handkuß des Mannes. Es ist nun nicht so, daß wir dies Genre bevorzugt oder nach ihm allein gesucht hätten. Vielmehr haben wir alles durchgestöbert und standen dann vor dem Resultat, daß die Kunst hier einseitig bevorzugt. Vielleicht liegt es daran, daß die Künstler im allgemeinen in ihrer Artung der Gegensatz zum Krieger sind und das Sanfte und Friedfertige mehr lieben, als das Stürmische und Gewalttätige. Künstlercharaktere wie Stuck oder Corinth gelten darum auch gleich als brutale Kraftnaturen; ein Urteil, das inbezug auf die handelnde Persönlich-

85. Die Nebenbuhler und das Weib. Gemälde von Franz Stuck. 1905

leit des Lebens keinerlei Folgerichtigkeit beſitzt. Gemälde ſind, gleich den Dichtungen, Träume und Möglichkeiten der Seele.

Eine beſondere Stellung beanſprucht Morettos ſogenannte Heilige Juſtina (Abbildung Nr. 66). Der Mann auf dem Gemälde, der ſehr groß iſt und, wenn er aufſtände, den obern Rahmen einſtoßen würde, ſoll nach einer Ähnlichkeit Alfons I. von Ferrara ſein, der vor ſeiner Geliebten Laura Euſtochia kniet. Andre halten ihn für den Senator Lodovico Barbo, der das Kloſter der Juſtina in Padua reformierte. Der Hauptgedanke des Bildes iſt wohl aber die „Anbetung der Jungfräulichkeit“, wie man aus der Anweſenheit des fabelhaften Einhorns ſchließen kann. Das Einhorn galt ſeit unvordenklichen Zeiten als Symbol der weiblichen Keuſchheit. Kann ſein, wegen ſeiner Rarität, die ſo groß war, daß die Republik Venedig 1539 die Summe von 30000 Dukaten vergebens dafür bot. In Wahrheit iſt das Horn ein gewöhnlicher Stoßzahn des Narwals, der als Bewohner des nördlichen Eismeers den Alten unbekannt war.

Am geläufigſten iſt die Kniebeuge des Mannes natürlich dem Zeitalter der galanten Weibanbetung. Der leichte, fröhliche, tändelnde Geiſt, in dem ſie ſich vollzog, iſt am beſten in dem Kupfer von F. Schall ausgedrückt (große Beilage). In dieſem „Hain der Amoretten“ ſchwirrt es von reizenden Faltern um die eben aufgeblühte Schlankheit. Aus Lämmerwolken ſchüttet der Zephir Roſendüfte hernieder, leiſes Locken flüſtert durch die Baumkronen, und mit ſanftem Streicheln

wird der halb sich Sträubenden, halb sich Ergebenden Schleier um Schleier entwendet. — Was dieses Blatt symbolisch und lyrisch zeichnet, gibt Jean de Troy direkt und als Gesellschafts-Dokument in seinem Stich „Vor dem Ball“ (große Beilage). Hier ist alles bewußtes Umschwärmen der Königin eines Tanzabends. Toilettentisch, Puder, gelber Kerzenschein, Damast, eifrig helfende Hände, Flirt-Geplauder und Bewunderung ihrer Siegesgewißheit auf allen Mienen. — Persönlicher schon ist Fragonards „Liebesgeständnis“ (große Beilage). In schwüler Mittagsglut liegt die Gartenrotunde da, Schlinggewächse wuchern durch alle Ritzen des Gemäuers, und Amor auf dem Piedestal enteilt in flimmernder Erregung. Da erhascht der Liebende den Augenblick der schattigern Gelegenheit, der Federhut entgleitet der grüßenden Bewegung, er sinkt ins Knie und preßt die Hand aufs pochende Herz. Der volle Blick der Dame senkt sich ihm sekundenlang aufs Haupt. Und nur die Dienerin, die treue, listige, weiß, daß die Begegnung nicht ganz zufällig ist. — Näher vor seinem Ziele scheint der schön geputzte Amant auf Fragonards „Verliebter Morgenandacht“ (Abbildung Nr. 14). Daß er so weit bis dicht vors Allerheiligste eindringen durfte, beweist wiederum die Geneigtheit der Zofe, die über die Sympathien ihrer Herrin nicht unorientiert zu sein pflegt. — Die Bildchen Nr. 69, 70, 73 sind mit ihren wenigen Strichen im gleichen Sinne gehalten. Die „Courtship“, eigentlich das „höfische“ Benehmen, der englischen Spielkarte zeigt, was unter „Galanterie“ überhaupt zu verstehn sei. — Die kleine Karikatur von der „Primadonna“ verspottet die reichen Generalpächter, die sich vergeblich um die launenhafte Sängerin der italienischen Oper bemühn; es hält schwer, dem verhätschelten Schoßhündchen den Rang abzulaufen. — Die Vignette auf dem mit Goldschnitt verzierten Dresdener Liebesbriefbogen stammt bereits aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Hier liegt der erste schwache Ansatz zu einer Industrie vor, die am Ende desselben Jahrhunderts den Weltmarkt mit ihren Erzeugnissen überschwemmt, der Industrie der Ansichtskarten zur Bequemlichkeit der Schreibfaulen und Denkträgen. Zum Stil der Dresdener Vignette gehört bereits der Liebesbriefsteller, der Seite um Seite von ungelenken Fingern auf die Auswahl eines am wenigsten unpassenden Ergusses in geziertem Hochdeutsch geprüft wird. Heut liefert die Postkartenfabrik gleich die nötige Lyrik auf dem Einwickelpapier gratis mit:

Wenn ich all die Schönheit seh, deiner, meine Holde, Süße,
die ich so allein genieße, und wo ich nur geh und steh,
denke ich voll Sehnsuchtsweh schreibe ich dir Kartengrüße.

Die Umwerbung gebraucht hier Ausdrucksformen, die fix und fertig präpariert sind, und daher bloßen Symbolwert besitzen. Sie stehn auf einer Stufe mit der Blumen- oder Briefmarkensprache, deren Unbeholfenheit keinen individuellen Gedanken mehr zuläßt. Als Neuestes kommt aus Paris die Liebessprache vermittelst der Farbe des Siegellacks. Rosenrot und trübes Grau reden von selber. Violett soll Korrektheit bedeuten, Hellgrün Begehren, Hellblau Geneigtheit, stumpfes Braun Kälte.

Zwei Epigonen, die im Geiste des Rokoko gezeichnet haben, sind Heidbrinck und Lossow. Die „Marquise“ des ersten (Abbildung Nr. 64) mit ihrem Abbé ist so echt wie möglich; das macht: Heidbrinck ist überhaupt einer von jenen Künstlern, die ganz im Bannkreis unseres Themas produzieren. Er kann garnicht anders. Und Lossows weiche Formengebung erinnert deutlich an die Meister der galanten Zeit. Sein „Pygmalion“ (Abbildung Nr. 76) ist ein Märchenprinz aus Tausendundeiner Nacht, dem die gütige Fee Venus das inbrünstige Gebet erhört.

Idyllisch wirkt der Stich von Dangun nach einem Bouguereau'schen Gemälde des Jahres 1852 „Sein Schicksal“ (Abbildung Nr. 78). An solcher faden Seligkeit zweier Liebenden

86. Frau Katie Sandwina. 1913. Mit Erlaubnis der Dargestellten Photogr. Georg Gerlach & Cie. Berlin

hat die tonangebende Kunst von heute den Geschmack verloren. Abbildung Nr. 84 zeigt die Auffassung Stephan Sindings. Dies „Betteln um Liebe" ist weniger stürmisch, als die „Verzückung" von Klimsch (Abbildung Nr. 34); aber von der Körperlichkeit des Mädchens (im Gegensatz zu dem anbetenden Manne) möchte ich fast das Gleiche sagen, wie auf Seite 58.

Es bleibt noch die humoristische Note. Sie entspringt einem inneren Widerstande des Künstlers, dem es nicht liegt, sich dem Stoff bedingungslos hinzugeben, der „über der Sache" steht oder die eigenen Empfindungen zu persiflieren vermag. Öfters bedeutet die leichte Satire auch ein Sich-Schämen vor Regungen, die andre bespötteln könnten. Der Künstler bricht der Beziehung auf die eigene Person die Spitze ab, indem er selber den Pfeil schärft und abschießt. Wer aufmerksam Bilder betrachtet, wird das Versteckspielen des Produzierenden häufig herausfühlen.

Loder zeichnet den Wiener Gigerl von 1815 (Abbildung Nr. 71), wie er die „Entscheidung über sein Leben" beantragt. Zwei Pirzaulen hat er gleich mitgebracht. Falls die eine versagt. Und es macht Eindruck. Aber die Dame mustert ihn recht kritisch, und wer weiß, wenn er nicht für alle Ewigkeit so „auf die Platte gebannt" wäre, würde er am Ende doch, wie Nicolais Werter, sich das — Hühnerblut aufs Gilet knallen müssen. — Abbildung Nr. 74 ist eine Vignette vom Meister Gavarni. Kann die Dame des Hauses mehr von oben herab sein? Dieser Seladon ist schon mehr hingeknickt als gekniet und die „Gardinenpredigt" läuft „auf Stelzen". — Aus der gleichen Zeit um 1830 rührt die Lithographie von Travies her „Ihn bezaubern nur die Dicken!" (Abbildung Nr. 72.) Der verwachsene Liebhaber ist Mayeux, eine komische Figur, die bei dem Zeichner immer wiederkehrt, etwa wie Max und Moritz bei Wilhelm Busch. — Die „tropfenden Kerzen" von Robida (Abbildung Nr. 28) bringen uns der Moderne wieder näher. Gallischer Esprit ist in der kleinen, kecken Zeichnung. Welche Kerze wird sich die Witwe mit dem Pony-Haar weihen lassen? — Den Beschluß macht der „Anbeter" von John Brieslander (Abbildung Nr. 81), ein ultra-modern stilisiertes Schwarzweißblatt, bei dem besonders deutlich ist, daß die Komik dieser Situation immer über die Figur des Mannes ausgegossen wird.

87. Zum Kotau zugelassen

Zeichnung von Georges Meunier. 1901

Rasendes Glück. Englischer Kupfer nach einer Zeichnung von Cipriani. 1801

88. Die Tränke der Mannskraft. Pompejanische Wandmalerei

III

Die seelischen Spannkräfte

Willensfreiheit. Es war gesagt worden: der Mann will immer und wird können, das Weib aber muß erst wollen und dann kann sie auch. Das Können ist also gleichmäßig auf beiden Seiten vertreten, beim Wollen zeigt sich ein Unterschied. Es ist, wie wenn ein Wagen anfährt: Einmal auf glatter Bahn und sanft geneigter Ebene; er kommt schnell und unaufhaltsam ins Rollen. Das andre Mal ist eine Schwelle da, über die er erst hinüber muß; dann läuft er ebenso glatt weiter.

Bei dieser Sachlage muß untersucht werden, wie es sich mit dem Willen überhaupt verhält. Hinzu kommt, daß man von vielen leidenschaftlich gearteten Männern die stereotype Redewendung zu hören bekommt, sie möchten ihrem Weib-Ideal gegenüber „willenlos" sein. Diese wollen also nicht wollen. Man kann das beobachten bei unbedeutenden Anlässen, wo der Mann recht oft nur galanten Humbug treibt. Ein Paar betritt das Sommerlokal. „Nehmen wir diesen Tisch?"

89. Salomos Götzendienst
Holzſchnitt von Burgkmair

fragt ſie, „oder jenen —?“ und ſie weiſt auf die entfernteſte Ecke der gegenüberliegenden Seite. „Ganz wie du willſt, mein Schatz!“ Endlich liegt die Speiſekarte vor ihr. „Was eſſen wir nur?“ — „Alles, was du willſt, mein Schatz!“ — Man kann das aber auch beobachten bei den ſtärkſten Anläſſen erotiſcher Selbſtentäußerung, und dann iſt von bloßer oberflächlicher Mache des Mannes keine Rede mehr, ſondern es iſt abſolut echt, daß er nicht zuerſt wollen will.

Man ſticht eigentlich in ein Weſpenneſt, wenn man über Willensfreiheit ſpricht. Auch auf dieſem Gebiet gibt es Fanatiker, die einer vorgefaßten Sittlichkeit zuliebe nicht mit ſich handeln laſſen. Sie nennen ſich Indeterminiſten und behaupten, der Wille ſei eine das ganze Univerſum durchdringende Kraft, die von innern und äußern Motiven unabhängig ſei. So wenig Gefühle und Vorſtellungen (als Seeleninhalte) den Willen beeinfluſſen können, ſo ſehr könne dieſe Kraft in ſie eingreifen, könne wählen und beſtimmen, welche Vorſtellungen und Gefühle eine Handlung veranlaſſen ſollen. Die Indeterminiſten meinen, nur ſo ſei ein „ſittliches“ Handeln gewährleiſtet, wenn der Menſch in jedem Falle die freie Wahl hatte, auch anders und noch anders handeln zu können. Nun, Dogmatiker laſſen ſich ſchwer überzeugen; auch davon, daß dann nach ihrer eigenen Theorie der Zufall in der ſittlichen Welt die größte Rolle ſpielen müßte. Niemals könnte man dann auch nur ungefähr voraus wiſſen, wie ein beſtimmter Menſch in einer beſtimmten Situation handeln würde. Alſo eine völlige Ignorierung des pſychologiſchen Individual-Charakters! Der doch der ſtudierbare Barometer der Sittlichkeit (oder Unſittlichkeit) eines Menſchen iſt. Aus der Erfahrung weiß jeder, daß ſich die Handlungsweiſe eines Menſchen um ſo eher vorausſagen läßt, je näher man ihn, d. h. ſeinen ganzen Charakter, kennt. Am klarſten ſtimmt dieſe Rechnung wieder für erotiſche Handlungen.

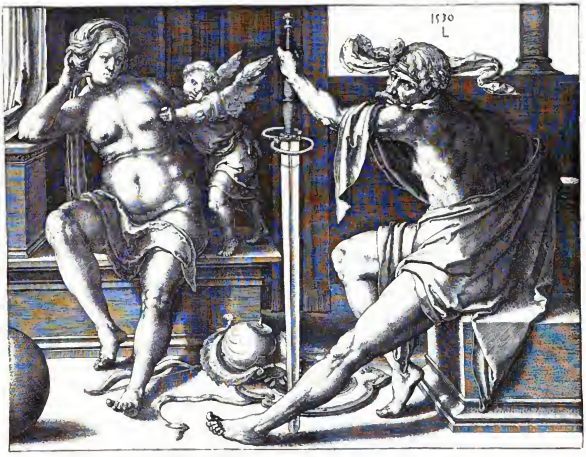
Nun haben ſich die Indeterminiſten, wie alle Dogmatiker, einen Ausweg zurechtgemacht: das immanente, ewig unveränderliche Sittengeſetz. Der moderne Naturwiſſenſchaftler, der ſich Endreſultate nicht vorher fix und fertig im Studierſtübchen ausſtiftelt, ſteht achſelzuckend vor dieſem Luftgebilde und bedauert, daß der Name Kant dahineinſpielt. Der Naturwiſſenſchaftler kennt keine unbedingte und unveränderliche Sittlichkeit; er fragt nach dem Nutzen oder Schaden einer Handlung, nach Zeit, Milieu, Anſchauungen, aus denen ſie entſpringt uſw.

Der Naturwiſſenſchaftler betrachtet das ganze Problem daher mehr als Determiniſt. Alles iſt kauſal bedingt. Auch „gewollte“ Handlungen (etwa neben bloß unbewußten Reflexhandlungen).

Danach gibt es keine Willensfreiheit im ſtrengen Sinne. Wohl haben wir ein Gefühl der Wahlfreiheit, das indeſſen auf Täuſchung beruht. Niemand vermag ſich im Momente der Willensentſcheidung ſelbſt genügend zu beobachten. Erſt nachträglich findet man, daß auch eine andre Willensentſcheidung denkbar geweſen wäre, weil die reproduzierten Stimmungen nur ſehr abgeſchwächt die urſprüngliche Stärke des Motivs wiedergeben und uns jetzt in der Abſchwächung andre Motive ebenſo ſtark erſcheinen. Aber die Denkbarkeit einer andern Entſcheidung wird mit der Möglichkeit einer ſolchen verwechſelt.

Es gibt krankhafte Geiſteszuſtände, die man tatſächlich als unfrei bezeichnen muß. Bei einer dieſer Formen, z. B. der Manie, beſteht indeſſen ſubjektiv ein ſehr lebhaftes Gefühl eines erleichterten, freieren Ablaufs aller geiſtigen Vorgänge, wie Bresler in einer Arbeit hierüber angibt. Das Gefühl der Willensfreiheit iſt alſo kein verwendbarer Maßſtab für den Grad der objektiv vorhandenen Freiheit. Geiſtiges und materielles Geſchehen ſind nur die verſchiedenen Fronten ein und desſelben Vorganges; von außen geſehn: Veränderungen in der Nervenſubſtanz des Gehirns, und von innen geſehn: bewußte Vorgänge.

Ob Determinismus oder Indeterminismus: praktiſch baſiert unſer ethiſches Werturteil nicht auf der Willensfreiheit. Praktiſch wird auch garnicht mit ihr gerechnet, da wir dauernd bei den andern Menſchen die Urſachen ihres Verhaltens zu erforſchen ſuchen, und ſelbſt ein überzeugter



90. Venus betrachtet Mars. Kupferſtich von Lucas von Leyden. 1530

Indeterminist, wenn er sich geirrt hat, wird niemals sagen: ich habe den X zwar richtig beurteilt, aber sein freier Wille hat ihn anders gelenkt; sondern: ich kannte ihn noch nicht genügend, er ist anders, als ich dachte. Auch das Verantwortlichkeitsgefühl braucht keine Willensfreiheit vorauszusetzen. Es beruht auf einem kausalen Urteil, indem sich der Mensch als Urheber seiner Taten fühlt und über eigene und fremde Taten Werturteile fällt.

Um nun auf den Eingangsfall zurückzukommen: Daß der Mann immer will, ist einfach kausal bedingt, ist die Resultante aus seinen Anlagen, ist der sichtbare Ausdruck der in ihm liegenden Aktivität. Dasselbe gilt vom Weibe und der am Beginne ihres Wollens erst mit einem gewissen Elan anzufahrenden Schwelle. Das ist eben ihre relative Passivität. Hernach, wenn diese Schwelle genommen ist, möchte ich den sehen, der noch behaupten würde, das Wollen sei beim Weibe weniger intensiv als beim Manne.

Nun die Männer, die vorm Weibe „willenlos" sind. Wir haben gesehn, daß es keine eigentliche Willensfreiheit gibt; folglich kann sich niemand eine besonders geartete Willensfreiheit zulegen und noch viel weniger kann jemand eine Willensfreiheit, die garnicht existiert, aufgeben. Der Ausdruck „willenlos" in dem spezifischen Sinne ist nichts, als ein salopper Sprachgebrauch. Was er in seiner Gedankenlosigkeit ausdrücken soll, ist gerade: eine außergewöhnliche Intensität des Wollens!

Nämlich: es ist keine Phrase, daß zwei Menschen in der Liebe Eins werden, eines Sinnes und eines Begehrens. Die höchsten Extasen sind so sehr von dem Gefühl der Einheitlichkeit und Unzertrennbarkeit durchtränkt, daß die Buddhisten die monistische Verschmelzung von Materie und Geist in eine absolute Einheit nicht sinnfälliger darzustellen gewußt haben, als durch die unendlich und bis ins Groteske variierte Kopulation zweier Liebenden. Gibt es einen sicherern Weg, die höchste Einheit des Willens herbeizuführen, als exakt dasselbe zu wollen wie das Weib? denn das bedeutet die angebliche Willenlosigkeit des Mannes vorm Weibe. Kann der Mann intensiver wollen, als daß er jedesmal, tatsächlich und ohne Grenze, das will, was das Weib will oder möchte? Wir haben vorher gesehn, daß man nur bei intimer Charaktererkenntnis eines andern Menschen im voraus zu wissen vermag, was er in einer bestimmten Situation wollen wird. Diese Kenntnis ist aber am schwierigsten auf erotischem Gebiet zu erwerben, weil der Sexualcharakter und besonders der des Weibes von höchst variabler Subtilität ist. Daher ist nur ein Mann von intensivster Willenskraft fähig, auf jede nicht vorherzusehende Willensregung des Weibes gleichsam einzuschnappen. Der Leidenschaftliche alias Masochist, der sich einen eigenen literarischen Jargon geschaffen hat, drückt das populär so aus: es sei sein glühendstes Begehren, alle Launen seiner Herrin widerspruchslos zu befriedigen.

Und endlich: Die Schwelle der relativen Passivität, die dem erotischen Wollen des Weibes vorgelagert ist, kann nur mit eigener Bewegungskraft genommen werden. Es ist wie beim modernen Motor: er stockt anfangs, springt nicht auf Fingerdruck gleich an, man muß ihn erst ankurbeln. Auch da liegt eine Schwelle vor der Kraft. Aber die hohe Tourenzahl macht der Motor dann allein. Beim Weibe überwindet der Motor die Schwelle am leichtesten, erreicht er die Tourenzahl am schnellsten, wenn sich ihr Motor (= Wille) summiert weiß durch die völlige Identität des männlichen Willens, d. h. wieder durch die angebliche Willenlosigkeit des Mannes.

Ich meine, dies alles ist, zwar nicht ohne Aufmerksamkeit, aber doch ohne sonderliches Kopf-

91. Sie hält alle zum Narren. Deutsches Flugblatt. 1530

zerbrechen verſtändlich. Sehn wir nun zu, was man bisher aus dem Phänomen gemacht hat. Krafft-Ebing, der zuerſt den gedankenloſen Brei angerührt hat, den einem die Schreibtiſch-Forſcher immer wieder vorlöffeln, hat über das Willensproblem ungefähr folgende Anſicht: Ein Individuum kann in auffällige Abhängigkeit von einem Individuum des entgegengeſetzten Geſchlechts (er meint: Mann und Weib) geraten bis zum Verluſt jedes ſelbſtändigen Willens. Die Abhängigkeit, die alſo reſultiert aus der Intenſität des Geſchlechtstriebes und dem geringen Maß der Willenskraft, die dem Trieb nicht das Gleichgewicht halten kann, aber halten ſollte, heißt Geſchlechtshörigkeit. Sie iſt beim Weibe naturgemäß; beim Manne abnorm, aber noch nicht perverſ. Aus dieſem Mutterboden „entſprießt" die heranzüchtbare Wurzel des leichten Maſochismus, heißt Perverſität. Die ſchwere Form der „glühenden Sehnſucht nach Unterwerfung" heißt Perverſion, iſt angeboren und „naturgemäß" ein krankhafter Geiſteszuſtand.

92. Der Tod überraſcht die Lebensfreude
Gemälde von Manuel Deutſch. Muſeum Baſel

Man ſucht vergeblich nach einer wiſſenſchaftlichen Erklärung in dieſem hochtrabenden Galimathias. „Abhängigkeit" iſt ein ganz äußerlich geſehenes Faktum. Über den „Verluſt des Willens" können wir zur Tagesordnung übergehn. Von der pathologiſchen Nomenklatur iſt ſpäter noch zu reden. Von Intereſſe ſcheint mir nur die Gegenüberſtellung von „Trieb" und „Willenskraft". Daß die eine den andern zügeln „ſollte", iſt moraltheologiſch, aber nicht naturwiſſenſchaftlich gedacht. Fragen wir lieber, ob ſie es kann. Sicher iſt, daß Trieb und Wille nach ihrer Intenſität ſehr variieren. Wobei ich geneigt bin anzunehmen, daß die Artung des Willens eher durch die erzieheriſchen Einflüſſe ſich abwandeln läßt, als die Artung des Triebes. Willenshandlungen gehn hervor aus dem bewußten Widerſtreit von Motivkomplexen, und dieſe ſind irgend wann erlebt, bewertet und einregiſtriert in der Pſyche. Es läßt ſich denken, daß Zielſtrebigkeit und Intenſität des Willens zunehmen mit dem Reichtum an geordneten inneren Erlebniſſen. Von der Triebſtärke dasſelbe zu ſagen, liegt kein Anlaß vor; vielmehr ſcheint ſie zu den eingeborenen Eigenſchaften zu gehören. Wenn wirklich vereinzelte Fälle

vorkommen, in denen es so aussieht, als ob der Wille um Haaresbreite dem Triebe das Gleichgewicht gehalten hat, so wäre es doch lächerlich, anzunehmen, daß bloße moralische Ermahnungen von Einfluß auf eine sogenannte Stärkung des Willens sein könnten. Erlebt muß alles werden! Der Ermahnende, wenn er wahr ist, hat erlebt.

Im allgemeinen aber waltet bei diesem angeblichen Widerspiel der Kräfte dieselbe Erinnerungstäuschung, von der ich vorhin auf Seite 99 sprach. Der Pharisäer wirft sich in die Brust und sagt vorwurfsvoll: „Ich kann mich beherrschen!" Er meint damit seine Willenskraft gegenüber dem Geschlechtstrieb. Ich bin im Laufe meiner Erfahrungen zu der positiven Gewißheit gelangt, daß das entweder eine unverschämte Lüge ist, insofern der Pharisäer heimlich seine Detumeszenz auf masturbatorischem Wege erledigt, oder daß seine Triebstärke hinterher von ihm weit überschätzt wird. Es schmeichelt dem Selbstgefühl, Sieger gewesen zu sein über „niedere" Instinkte und „tierische" Triebe, vielleicht gar, den Dämon der „Sünde", den unheiligen Versucher oder Unzuchtsteufel untergekriegt zu haben. Je mehr der Pharisäer dem oben skizzierten psychologischen Irrtum über Willensfreiheit erliegt, um so intensiver wird ihm der Trieb vorkommen, den er meint, bezwungen zu haben.

93. Der Ritt der Bacchantin. Gemälde von Poussin

Beinah spaßhaft aber wirkt das ganze Bramarbasieren, wenn man erwägt, daß es öfters sehr schwer, wenn nicht unmöglich ist, zwischen einer Willenshandlung und einer Triebhandlung zu unterscheiden. Die Triebhandlung erfolgt aus einem Motiv und die Willenshandlung aus einem Widerstreit von Motiven. Gut. Ein erotischer Vorgang besteht aber fast stets nicht bloß aus einer einzigen triebmäßigen, d. h. ohne bewußtes Wahlfreiheits-Gefühl erfolgenden Handlung, sondern aus einer größeren Reihe von Akten, die den Eindruck typischer Willenshandlungen machen. Also würde dann nicht der Wille den Trieb, sondern der Wille den Willen bezwingen; was ungefähr so gut möglich ist, als daß die Rechte sich selber die Hand schüttelt.

Variabilität. Die ganze Konfusion, die hier schließlich ad absurdum geführt ist, rührt letzten Endes daher, daß man nicht einsehn will, wie ungeheuer verschieden die erotische Trieb-

94. Die träge Venus Kupferstich von Matthaus. 1600

ſtärke überhaupt iſt. Deshalb wird die auffallende Differenz der Erſcheinungen immer auf den Willen geſchoben, und je erotiſcher ein Menſch veranlagt iſt, um ſo mehr wird ihm Willensſchwäche zugeſchrieben. Es iſt ſchwer, über die Intenſität des Triebes wahrheitsgemäße Auskünfte zu erhalten, da nach beiden Richtungen geflunkert und mit dem groſſen Aufſchnittmeſſer hantiert wird. Wenn es erlaubt iſt, die Triebſtärke grob nach der Anzahl der erfolgten Detumeſzenzen zu ſchätzen, ſo ſind nach meiner Kenntnis die Grenzen der Variationsbreite bei Menſchen, die ſich ſelber für richtig gebaut hielten, einmal im Monat und dreimal am Tage als individuelle Durchſchnittsziffern. Alſo eine Variation zwiſchen 1 und 100. Wie die Häufigkeits-Kurve zwiſchen den beiden Enden verlaufen würde, vermag ich nicht zu ſagen. Bekannt iſt ja Luthers „der Wochen zwier". Doch dieſe und ähnliche Einzelangaben haben keinen Allgemeinwert und die Literatur verſagt hierbei völlig. Auf andern Gebieten iſt man eher geneigt einzuſehn, daß ſich eins nicht für alle ſchickt, da ſind die Menſchen halt verſchieden gebaut. Nur in dem dunklen Erdteil der menſchlichen Pſychologie, in der Erotik, will man alle über einen Kamm ſcheren. Und der Kamm iſt ein Striegel für Banauſen. Vor der nie definierten Vogelſcheuche des erotiſchen Normalmenſchen duckt ſich alles Spatzengelichter, wenn es auch eben noch von den Dächern pfiff, daß jeder Nachbar vor dem andern ſeine beſondere Art voraus hätte. Statt wiſſenſchaftlich unterſucht, wird geſchimpft, zum gröſſern Ruhme der Vogelſcheuche.

So hat Krafft-Ebing den Typ Sacher-Maſoch nicht unterſucht, ſondern bloß gebrandmarkt. Es iſt ihm und ſeinen Nachtretern zwar aufgefallen, daß zu dem Typ vielfach Naturen gehören, die ſich „im gewöhnlichen Leben" beſonders tatkräftig und energiſch betätigen, äußerlich ſogenannte Herrenerſcheinungen, Offiziere, deren Kommando gefürchtet iſt: iſt egal, wird ignoriert, paßt nicht ins bequeme Schema. Der Typ wird zum lebenslänglichen Verluſt des Willens verurteilt, es handelt ſich um bedauerliche Schwächlinge und Entartete. Sagt die Vogelſcheuche. Und alles verſtummt. Oder iſt je eine eigene Meinung dagegen geſtellt worden, außer von Karl Kraus, der folgende „Widerſprüche" drucken ließ:

Die Einteilung der Menſchheit in Sadiſten und Maſochiſten iſt beinahe ſo töricht wie eine Einteilung in Eſſer und Verdauer. Von Abnormitäten muß man in jedem Falle abſehen, es gibt ja auch Leute, die beſſer verdauen als eſſen und umgekehrt. Und ſo wird man, was den Maſochismus und den Sadismus betrifft, getroſt behaupten können, daß ein geſunder Menſch über beide Perverſitäten verfügt. Häßlich an der Sache ſind bloß die Worte, beſonders entwürdigend jenes, das ſich von dem deutſchen Romanſchriftſteller herleitet,

Das Weib als Symbol des Glückes

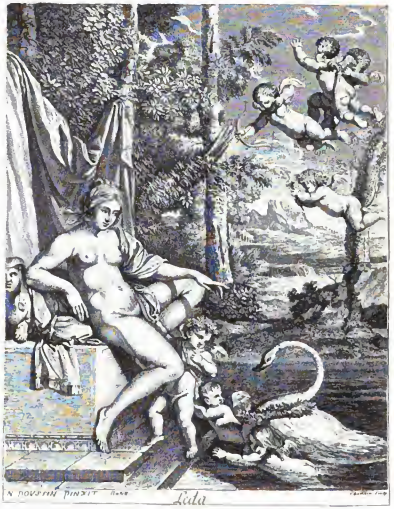
Kupferstich von Albrecht Dürer

und es iſt ſchwer, ſich von den Bezeichnungen nicht den Geſchmack an den Dingen verderben zu laſſen. Trotzdem gelingt es einem Menſchen mit künſtleriſcher Phantaſie, vor einer echten Frau zum Maſochiſten zu werden und an einer unechten zum Sadiſten. Man brutaliſiert dieſer die gebildete Unnatur heraus, bis das Weib zum Verſchein kommt. Die es ſchon iſt, gegen die bleibt nichts mehr zu tun übrig, als ſie anzubeten. —

Wenn man vom Sklavenmarkt der Liebe ſpricht, ſo faſſe man ihn doch endlich ſo auf: Die Sklaven ſind die Käufer. Wenn ſie einmal gekauft haben, iſt's mit der Menſchenwürde vorbei; ſie werden glücklich. Und welche Mühſal auf der Suche des Glücks! Welche Qual der Freude! Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du deinen Genuß finden. Wie plagt ſich der Mann um die Liebe! Aber wenn eine nur Kanda heißt, wird ſie mit der ſchönſten ſozialen Poſition fertig. —

Iſt der „Maſochismus" die Unfähigkeit, anders als im Schmerz zu genießen, oder die Fähigkeit, aus Schmerzen Genuß zu ziehen? —

Wenn es ſchwierig iſt, die Variation der Triebſtärke zu ermitteln, ſo iſt es kinderleicht, zu erkennen, daß die Triebrichtung ganz außerordentlich variiert. Unter Richtung iſt nicht bloß eine Tendenz auf Perſonen des einen oder andern Geſchlechts zu verſtehn; ſonſt wäre nur die Homoſexualität darunter einbegriffen. Sondern ich meine die Richtung auf Lusthandlungen irgendwelcher Art überhaupt, ſei es mit andern Perſonen, mit Objekten, oder ohne andre Perſon und Objekt. In dieſem Sinne kann ich auf Grund meiner Studien ſagen: ich habe noch nie zwei Menſchen kennen gelernt, deren Triebrichtung genau identiſch geweſen wäre. Um derartige Subtilitäten feſtzuſtellen, braucht man allerdings mehr Zeit und Mühe, als der Bücher ſchreibende Medicus communis (Feld-, Wald- und Wieſenarzt), der in Sexualwiſſenſchaft pfuſcht, in ſeinem Sprechzimmer übrig hat. Da haben ſich alſo Leute, die auf der Univerſität keine Gelegenheit fanden, ein Kolleg über Liebe zu belegen, an eine Materie herangemacht, von der ſie ſo viel verſtehen, wie der Ochs vom Stenographieren. Gewohnt, alle Erſcheinungen auf



95. Leda läßt ſich umbuhlen
Radierung von B. Audillon nach einem Gemälde von Pouſſin. Um 1720

96. Eitelkeit. Kupferſtich von De Gheyn. Um 1600

der Oberfläche der Patienten im pathologischen System nachzuschlagen, haben sie auch die oberflächlichen Mitteilungen über Liebesangelegenheiten in ein (natürlich pathologisches) System gebracht, ohne zu bemerken, daß die Sexualität zur Persönlichkeit gehört und daher verschieden sein muß, die Facialislähmung oder die feuchten Kondylome aber nicht und daher die gleichen sein können.

Nachdem der Normalmensch als undefiniertes Muster und ohne die geringste Erörterung vorausgenommen war, hat man dann alle von dieser total unbekannten Größe abweichenden Variationen als auf degenerativer Basis entstanden bezeichnet. Die kulturelle Entartung des modernen Großstädters spielt dabei eine bombastische Rolle.

Wer sich nun bloß auf zeitgenössische Beispiele für die Variabilität der Triebrichtung stützen wollte, bekäme doch gleich den Einwand der Entartung, Perversität usw. zu hören. Ich möchte deshalb Dokumente menschlicher Psychologie heranziehn, die so weit wie möglich vom Dunstkreis unsrer Zeit entfernt sind. Es ist das persisch-arabische Folklore, dessen Fassung aus dem 9. Jahrhundert stammt. Die Sammlung geht unter dem Titel der Tausendundeinen Nacht. Diese Geschichten sind eine unendliche Zeit von Mund zu Mund gelaufen, ehe sie schriftlich fixiert wurden. Ich sehe den Belegwert des Folklore darin, daß die Motive durch ungählige menschliche Gehirne filtriert sind und, weil sie so lange Zeit flexibel waren, nunmehr auf ihre Möglichkeit hin gleichsam eine Approbation besitzen. Bloß abnorme, degenerative, krankhafte Gestaltungen wären sicher durch so viele psychische Siebe nicht glatt durchpassiert. Sie wären bei Menschen ohne das, was man heute Bildung nennt, an den Widerständen des Nicht-denkbar-möglichen stecken geblieben.

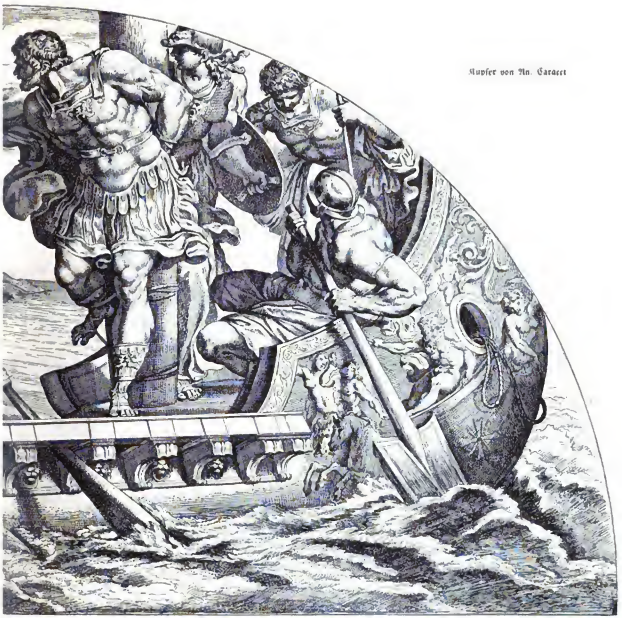
Nun muß ich es mir allerdings des Raumes halber versagen, eine größere Liste von Variationen hier zu belegen. Der interessierte Leser kann dies leicht nachschlagen in Richard F. Burtons englischer Wiedergabe der Alf-Laylah-Wa-Laylah oder in den zwei, wenn auch nicht ganz vollständigen deutschen Übersetzungen der Tausendundeinen Nacht. Ich hebe nur ein paar Beispiele heraus, auf die die Diagnose Sadismus und Masochismus gestellt werden würde:

Wisse, ob Gebieter der Gläubigen, daß mein zweiter Bruder den Beinamen führte el-Heddar, der Schwätzer, und daß er zahnlückig war. Beschäftigung übte er durchaus keine aus, sondern verursachte mir gar viel Kummer und Sorge durch seine verschiedenen Abenteuer mit den Frauen, von denen ich dir hier eins von hunderten und tausenden erzählen will. Als er eines Tages durch die Straßen von Bagdad wanderte, um sich an dem Leben und Treiben zu ergötzen, siehe, da trat ein altes Weib an ihn heran und sprach: Warte ein wenig, mein lieber guter Mann, auf daß ich dir etwas mitteile und dir einen Vorschlag mache, den anzunehmen oder zurückzuweisen dir freisteht. Nimmst du ihn an, so will ich zu Allah flehn, daß dir Genuß und Freude daraus entstehe! Als nun mein Bruder stehn blieb, ihren Vorschlag anzuhören, sprach sie: Ich will dir ein Vergnügen ermöglichen, wenn du ein Mann bist, der seine Zunge zu hüten weiß und nicht verschwenderisch ist in seinen Worten! Da sprach mein Bruder: Heraus mit deiner Rede! Und die Alte darauf: Was meinst du zu einem herrlichen Palast mit fließenden Wässern, mit herrlichen Fruchtbäumen, wo der Wein in den Bechern nie schwindet, wo du die reizendsten Gesichter ungestraft ansehn kannst, wo du zarte Wangen zum Küssen findest, fein gebaute, schlanke und biegsame Leiber, dich daran zu erfreun, und noch andres mehr, und dies alles vom Abend bis zum Morgen? um dies alles zu erreichen, dich daran zu erfreun, hast du dich einzig und allein einer Bedingung zu fügen, und diese ist: auf die Launen und Scherze der Dame einzugehn! Auf diese Worte erwiderte mein Bruder: Oh meine Herrin, wie kommt es, daß du mich in dieser Angelegenheit allen andern Geschöpfen Allahs vorziehst, und was erregt dein Gefallen in so hohem Maße an mir? Doch sie darauf: Bat ich dich nicht, sparsam zu sein in deiner Rede? bezwinge deine Neugier und folge mir! Bei diesen Worten wandte sich die Alte und eilte davon. Mein Bruder aber, auf das heftigste in seiner Neugier erregt durch all die Dinge, welche die Alte ihm versprochen hatte, beeilte sich, hinter ihr herzugehn, bis daß sie

14*

97. Sirenen-Gewalten

zu einem wunderbaren Palaſte kam, in welchen jene Alte eintrat und auch meinen Bruder einließ. Da ſah er nun, daß das Innere ſehr ſchön war, ein herrlicher Bau, von den koſtbarſten Steinen aufgeführt, und er ſah auch, daß der Inhalt noch ſchöner war als die Hülle: vier wunderbare Mädchen von unvergleichlicher Schönheit befanden ſich in jenem Raume, in den reizvollſten Stellungen auf Kiſſen ruhend und mit ihren ſüßen Stimmen Lieder ſingend, denen das Herz keines der Söhne Adams hätte widerſtehn können. Nachdem er nun, wie es ſich geziemt, jene ſchönen Damen auf das ehrerbietigſte begrüßt hatte, erhob ſich die eine von ihnen, füllte einen Becher mit ſüßem Weine und trank ihn. Mein Bruder aber ſprach, wie es die Wohlerzogenheit fordert: Möge es dir gedeihlich ſein und angenehm und Kräftigung bringen! Mit dieſen Worten trat er ellends an ſie heran, den Becher ihren Händen zu entnehmen und für ſie friſch zu füllen. Doch ſie hatte ihn ſchon ein andres Mal gefüllt und bot ihm den vollen Becher mit anmutiger Geberde. So nahm er ihn denn mit den üblichen Worten des Dankes und trank ihn. Jene junge Dame aber liebkoſte hierbei ſeinen



Kupfer von An. Caracci

Nacken mit der Fläche ihrer Hand, doch ſo ungeſtüm, daß ſie ihm einen ſtarken Schlag verſetzte. Da erhob ſich mein Bruder ſofort und, unwillig über dieſe Behandlung, wollte er ſeiner Wege gehn. Doch die Alte erinnerte ihn, daß er verſprochen hatte, ſich den Launen jener Dame zu fügen, und überredete ihn, zu bleiben, auf daß er aller Genüſſe teilhaftig werde, die ihn erwarteten. So gehorchte denn mein Bruder und ertrug alle Launen jener jungen Dame, die ihn zwickte, mit Nadeln ſtach und ſeinen Nacken in einer Weiſe ſtreichelte, die äußerſt unangenehm zu ertragen war. Auch die drei andern Mädchen taten ein übriges, ihn zu necken, indem die eine ihn am Ohre riß, die andre ihn mit ihren Nägeln zwickte, die dritte ihm Naſenſtüber verſetzte, daß Tränen ſeine Augen füllten. Dies alles ertrug mein Bruder mit großer Geduld, denn ſtets machte die Alte ihm Zeichen, geduldig zu ſein und auszuharren. Endlich erhob ſich eine der jungen Damen, und um ihn für ſeine Geduld zu belohnen, hieß ſie ihn ſich ganz entkleiden. Er tat dies ohne Widerrede. Da beſprengte ſie ihn mit Roſenwaſſer und ſprach: Du würdeſt mir gar wohl gefallen, doch haſt du

einen Schnurrbart, der meine Haut stechen würde, und desgleichen würde ich unter den Haaren deines Backenbartes leiden. Willst du mich also ganz besitzen, so mußt du vor allen Dingen dein Antlitz ganz rasieren! Da erwiderte er: Um Vergebung, oh meine Herrin, aber was du von mir verlangst, ist eine gar schwierige Sache, denn dies ist ja die größte Schande, die mir angetan werden könnte! Doch sie: Ich könnte dich anders nie lieben, es ist durchaus notwendig, daß du meinem Wunsche willfahrest! So gab denn mein Bruder nach und folgte der Alten in ein anstoßendes Gemach, wo sie ihm Haar und Bart, desgleichen Schnurrbart und Augenbrauen glatt wegschor. Sodann schminkte sie sein Gesicht mit Hennah und Mehl und führte ihn zurück zu den jungen Damen. Diese aber wußten sich bei seinem Anblick nicht zu fassen vor Lachen und lachten so heftig, daß sie auf den Hintern zurückfielen. Dann aber erhob sich die schönste von diesen jungen Mädchen, trat vor ihn hin und sprach: Oh mein Gebieter, du hast meine Seele gefangen genommen durch den herrlichen Anblick deiner Reize. So habe ich denn von dir auch nur noch eine einzige Gnade zu erflehn, und dies ist, so wie du jetzt bist, nackt und hübsch, irgend einen sinnigen und anmutigen Tanz auszuführen! Als sich El-Heddar ein wenig sträubte, da sprach sie: Ich beschwöre dich bei meinem Leben, tu mir doch diesen Gefallen und dann sollst du mich sofort besitzen! Da begann denn El-Heddar, nachdem er sich mit einem Seidenschleier geschmückt hatte und in die Mitte des Raumes getreten war, nach den rhythmischen Klängen der Tamburine zu tanzen. Er tat dies aber in so lächerlicher Weise und mit so wunderlichen Verdrehungen seines Körpers, daß die Mädchen sich vor Lachen nicht zu meistern wußten und ihm alles an den Kopf zu schleudern begannen, was ihnen unter die Hände kam, als da waren Kissen, Früchte, Becher, ja selbst die Krüge. Nun erhob sich die Schönste von den jungen Mädchen und warf, indem sie allerhand verführerische Stellungen einnahm und mit schmachtenden Blicken nach meinem Bruder sah, eins ihrer Gewänder nach dem andern ab, bis daß ihr nichts mehr auf ihrem Leibe verblieb als das feine durchsichtige Hemd und die weiten seidenen Beinkleider. Bei diesem Anblick unterbrach El-Heddar seinen Tanz, ward von höchster Erregung erfaßt und schrie: Allah! Allah! Da trat auch schon die Alte an ihn heran und sprach: Nun handelt es sich nur mehr darum, deine Geliebte im Laufe zu fangen, denn meine Gebieterin hat die Gewohnheit, wenn sie durch Tanz und Wein erregt ist, sich ganz zu entkleiden und sich erst dann ihrem Geliebten hinzugeben, wenn sie sich von seinen Vorzügen überzeugt hat durch den Anblick seines nackten Körpers, der Größe und Stärke des ragenden Zeichens seiner Mannheit und von der Kraft seiner Lenden durch seine Schnelligkeit im Lauf, und ihn bei dieser Probe ihrer würdig befunden. So darfst du denn nicht eher hoffen, sie zu besitzen, als bis du diesen ihren letzten Wunsch erfüllt hast! Da riß mein Bruder den Seidenschleier ab, den er sich umgebunden hatte, und bereitete sich zum Laufe vor. Das junge Mädchen ihrerseits warf ihr Hemd ab und ihre Beinkleider und erschien nackt und schlank wie ein junger Palmenstamm, der sich im Hauche des Windes wiegt. Dann stürmte sie laut lachend davon, rannte zweimal um jene Halle herum, und mein Bruder verfolgte sie. So machte sich denn mein Bruder, nackend wie er war, voll Leidenschaft und Gier nach dem Besitze jenes Mädchens, an ihre Verfolgung. Und bei diesem Anblick, als nämlich die drei jungen Mädchen und die Alte das bemalte Gesicht meines Bruders, ohne Bart und Augenbrauen, wie er so in höchster Erregung dahinstürmte, sahen, ergriff sie unhaltbares Lachen, sodaß ihre Körper erschüttert wurden und sie in die Hände schlugen. Als aber das junge nackte Mädchen zweimal um jenen Saal herumgelaufen war, schlüpfte sie in eine lange Galerie, eilte von einem Raum in den andern, immer verfolgt von meinem keuchenden Bruder, der sich im höchsten Wahnsinn der Erregung über die Schönheit ihres Körpers und das herrliche Wiegen ihrer schweren Hüften befand. Doch plötzlich verschwand das junge Mädchen um eine Ecke, und mein Bruder riß eine Tür auf, durch die er glaubte, das Mädchen sei davongeeilt, stürmte durch diese hinaus und — fand sich plötzlich inmitten des Basars der Lederverkäufer von Bagdad zur Zeit des größten Marktgewühls. Als diese nun plötzlich mitten im Marktgewühl einen nackten Mann erblickten, Haare, Bart und Augenbrauen geschoren und das Antlitz rot und weiß angemalt, wie er so aus einer Tür angestürmt kam, da erhob sich ein ungeheures Lärmen und ein heftiges Gelächter und alle fielen über ihn her und schlugen ihn mit den Häuten und Riemen, bis mein Bruder das Bewußtsein verlor. Sodann luden sie ihn auf einen Esel, das Antlitz dem Schweife zugekehrt, führten ihn durch alle Straßen des Basares und brachten ihn endlich vor den Wali. (Dieser läßt ihm dann noch hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben.)

(Eine Gattin wird untreu, indem sie sich von einem andern küssen läßt. Der Mann stellt sie zur Rede. Sie macht Ausflüchte.) Bei diesen Worten konnte mein Gemahl seinen Zorn nicht länger zurückhalten und er rief: Du hast deinen Eid gegen mich nicht gehalten! Dann stieß er einen lauten Schrei aus und ein Tor öffnete sich und sieben schwarze Neger von schrecklichem Aussehn stürzten herein. Da befahl mein Gatte diesen Negern, mich aus dem Bette zu reißen, und sie schleppten mich in die Mitte des Gemachs. Und er befahl dem einen, mich an den Schultern zu halten, und dem andern, sich auf meine Knie zu setzen, um meine Füße

Künstliche Wind-Mull:

Auff welche man die Alten: sowol auch sonsten Hesslich vnd Ungestalten Weiber widerumb gantz schön vnd Jaube durchmallen, vnd herauß Bringt. Jahr

Zuwissen sey hiemit allen Mannern, so gar Alte oder sonsten Hesslich Ungestalte Weiber haben, daß allhie gegenwertig an kommen ist Ein Künstliche Mull, welche mit sich hie zugegen gebracht hat Eine Künstliche Wind-Mull, auff welche man die Alten: sowol auch sonst Hesslichen Ungestalten Weiber, alle widr gantz schön vnd Jaube Mallen vnd herauß Bringt: Bald in kan, daß Sie alsdann ihren Mannern wider gantz anmutig vnd erfreulich zugestellt werden. Welcher Man nun also ein solch Hesslich Weib hat der kan sie allhie (E wie viele Frau: meinet:) umb ein geringes Geldt wider schön vnd Jaube bekommen vnd mag alsdann sein Lust vnd Freud mit Ihr nach seinen willen haben vnd genuesen so gut er kan. Wornach sich ein jeder bedürfftiges zurichten hat.

Paulus Fürst Excudit

98. Der Traum der alten Weiber: Aus neuem Schrot und Korn! Flugblatt von Paulus Fürst. 17. Jahrhundert

festzuhalten. Dann zog er sein Schwert und gab es einem dritten und sprach: Schlag zu, oh Sa'ad, und teile sie in zwei Stücke. Laß die Hälften aufnehmen und in den Tigris werfen, auf daß die Fische sie fressen, denn dies ist die gerechte Strafe, die jenen zukommt, die ihren Eid verletzen und verrätersich sind in der Liebe! (Sie bestätigt ihn schließlich durch Bitten und Verhandlungen soweit, daß er spricht): Ich verzeihe ihr, doch muß ich sie zeichnen, auf daß man es ihr ganzes Leben sehe! Dann befahl er den Sklaven, mich ausgestreckt zu Boden zu legen, nachdem sie mir die Kleider herabgerissen. Dann nahm er eine biegsame Rute und machte sich daran, meinen Körper zu schlagen, meinen Rücken, meine Brust und meine Hüften, und dieses tat er mit solcher Wut, daß ich das Bewußtsein verlor. Dann befahl er den Sklaven, mich wegzuschaffen, sobald es dunkel werde, zusammen mit jenem alten Weibe, und mich nach jenem Hause zu bringen, das ich vor meiner Heirat bewohnt hatte.

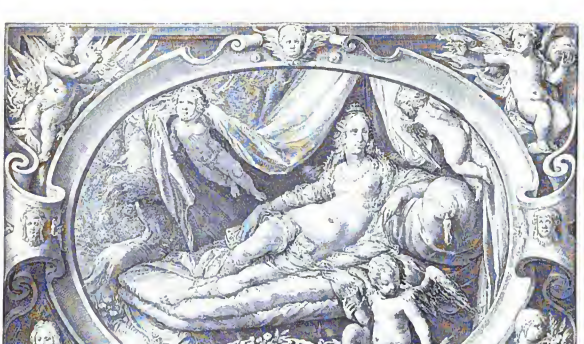
(Die Gattin betrügt ihren Mann mit einem Negersklaven. Der Mann will den Neger erschlagen und verwundet ihn. Die Gattin trauert drei Jahre um den Neger. Der Mann verhöhnt sie wegen dieser Trauer.) Als sie diese Worte vernahm, sprang sie auf ihre Füße und rief: Pfui über dich, elender Hund! All dies ist deine Hand. Du hast meines Herzens Liebsten verwundet und dadurch mir Weh und Trauer bereitet. Du hast diesen Jüngling vernichtet, sodaß er drei Jahre darniederlag mehr tot als lebendig! Und ich in sinnloser Wut schrie: Oh du gemeinste der Dirnen, stinkendste der Huren, je gebraucht von schmutziger Neger edlen Lüften, Neger, die nur gemeinet mit dir huren! Ja denn, ich war es, der diese gute Tat vollbrachte! Und ich zückte mein Schwert, sie niederzuschlagen. Doch sie lachte meiner Worte und meines Zorns und rief: Kusch! Hund der du bist! Wehe, die Vergangenheit ist vergangen, und nichts nützt es, den Toten aufzurichten. Doch Allah hat nun ihn in meine Hand gegeben, der dies mir angetan, eine Untat, die mein Herz versengt hat mit einem Feuer, das nicht erlischt, mit einer Flamme, die nicht unterdrückt werden kann! Dann erhob sie sich, murmelte Worte, mit unverständlich, und sprach: Durch die Kraft meines Zauberes werde du halb Stein halb Mensch! Und zur selben Stunde ward ich, mein Gebieter, zu dem, was du siehst. Und ich konnte mich nicht mehr rühren, noch konnte ich eine Bewegung machen, sodaß ich weder tot noch lebend bin. Nachdem sie mich aber in diesen Zustand versetzt hatte, verzauberte sie die vier Inseln meines Königreichs und verwandelte sie in die vier Berge mit dem See in der Mitte, und meine Untertanen, die von vier verschiedenen Religionen waren, als da sind: Muslim, Nazarener, Juden und Feueranbeter, machte sie zu Fischen, und es wurden die Muslim zu weißen, die Christen zu blauen, die Juden zu roten, die Magier aber zu gelben. Doch dieses ist nicht alles. Jeden Tag quält sie mich und peitscht mich mit einem Riemen aus Leder und versetzt mir hundert Hiebe bis aufs Blut. Sodann aber legt sie mir unmittelbar auf die Haut zu unterst meiner Gewänder ein haariges Gewand, das meinen oberen Körper ganz bedeckt. Und der junge Mann begann nach diesen Worten zu weinen. Da wandte sich der König zu ihm und sprach: Du hast zu meinen Leiden ein Leid hinzugefügt. Doch sage mir, wo befindet sich dieses Weib? Er erwiderte: In dem Grabmale, wo der Neger unter der Kuppel ruht. Jeden Tag kommt sie zu mir. Dann tritt sie an mich heran, entkleidet mich meiner Gewänder und züchtigt mich mit hundert Geißelhieben, während ich weine und wehklage und keine Bewegung machen kann, um mich gegen sie zu schützen. Dann aber, nachdem sie mich in dieser Weise mißhandelt hat, kehrt sie wieder zurück zu dem Neger, um ihm des Abends und des Morgens Weine und gekochte Getränke zu bringen! (Der König tötet nun den Neger, zwingt die Zauberin, den Mann und seine Untertanen zu erlösen und tötet dann die Zauberin selber.)

99. In der Kemenate.
Wiener Spielkarte

Eines Tages nun, als ich so in meinem Geschäfte saß, siehe, da erschien ganz unversehens vor mir eine junge Dame, gekleidet in ganz außerordentlich reiche Gewänder, mit Schmuck behängt, die auf einem weiblichen Maultier einhergeritten kam mit einem Negersklaven, der ihr voranging, und einem andern, der ihr folgte. (Diese junge Dame, eine vornehme Dame aus dem Hofstaat des Kalifen, heiratet schließlich den jungen Kaufmann.) Da nun sandte die Herrin Sobeida nach dem Kadi und den Zeugen und ließ den

LA DÉCLARATION.

Das Liebesgeständnis. Kupferstich von Fragonard



100. Die Liebesgöttin. Kupferstich von Goltzius

Heiratsvertrag aufsetzen. Sodann richteten die Sklavinnen Süßigkeiten und allerhand Näschereien[1] her, die durch die einzelnen Zellen des Harems, so man mit dem Namen Odha benennt, verteilt wurden. Diese Feierlichkeiten setzten sie durch weitere zehn Tage fort, nach deren Verlauf meine Herrin in den Chammam ging. In der Zwischenzeit brachte man mir Speisen der verschiedensten Art, darunter Kümmelragout mit Hühnerbrüsten, leicht mit Zucker und Mandeln bestreut, mit Moschus und Rosenwasser parfümiert. Bei Allah, ihr könnt glauben, edle Herren, daß ich nicht lange zögerte, mich vor der Platte niederzukauern und mit dem Essen zu beginnen und nicht eher aufzuhören, als bis ich nicht mehr konnte. Dann trocknete ich meine Hände, unterließ es aber, sie zu waschen, und saß nieder, bis die Dämmerung hereinbrach. Als nun die Wachskerzen entzündet wurden, kamen die Sängerinnen mit ihren Tamburinen herein, um mir die Braut in verschiedenen Gewändern vorzuführen und sie dann von Zelle zu Zelle rings im Palaste herumzuführen, während ihre Tamburine von geschenktem Golde schwer wurden. Dann brachten sie die Braut wieder zu mir zurück und entkleideten sie. Als ich mich nun allein mit ihr befand auf dem Lager, umarmte ich sie und war unsrer baldigen Vereinigung sicher. Doch siehe, da wollte es das Verhängnis, daß sie an meinen Händen den starken Geruch des Ragouts roch, und alsogleich stieß sie einen fürchterlichen lauten Schrei aus, sodaß von allen Seiten ihre Sklavinnen herbeigestürzt kamen. Ich zitterte vor Schrecken, da ich die Ursache nicht wußte, und die Sklavinnen fragten sie: Was bedrückt dich, oh unsre Schwester? Und sie erwiderte: Entfernt diesen Wahnsinnigen von mir, denn ich hatte gedacht, es wäre ein vernünftiger Mann! Da rief ich: Weshalb hältst du mich für wahnsinnig? Und sie: Du Narr, wer hieß dich Kümmelragout essen und sodann das Waschen der Hände vergessen? Wenn deinesgleichen mit meinesgleichen das Lager teilt, sollte dann deinesgleichen es wagen dürfen, mit unreinen Händen zu kommen? Bei diesen Worten nahm sie eine schwere Geißel von ihrer Seite und ließ sie niedersausen auf meinen Rücken und jenen Teil, auf dem ich saß, bis daß ihre Vorderarme erlahmten von der Anstrengung und ich infolge der Schmerzen ohnmächtig niedersank. Dann rief sie ihren Dienerinnen zu: Nehmt ihn und schleppt ihn vor den Obersten der Wache, auf daß er ihm die Hand abschlagen lasse, mit der er von dem Kümmelragout gegessen hat! Als ich diese Worte vernahm, rief ich:

Es gibt keine Macht und keine Gewalt außer bei Allah, dem sehr Erhabenen, dem sehr Barmherzigen. Wolltest du mir die Hand abschneiden lassen, weil ich von einem Kümmeltrageut aß und vergaß, mir die Hände zu waschen? Da nahmen sich ihre Dienerinnen meiner an, legten Fürbitte ein bei meiner Herrin, küßten ihre Hände und sprachen: Oh unsre Schwester, dieser Mann ist ein einfältiger Tropf; strafe ihn nicht für das, was er in seinem Unverstande getan hat! Doch sie darauf: Bei Allah, da gibt es keine Hilfe. Ich muß ihm etwas abschneiden, insbesondere an den Gliedern, mit welchen er mich beleidigt hat! Dann ging sie von dannen und den Zeitraum von zehn Tagen hörte ich nichts von ihr und sah sie nicht. Nur eine Sklavin brachte mir die Mahlzeit des Morgens und Abends und erzählte mir, daß meine Herrin krank sei infolge des Geruches jener Speise. Nach dieser Zeit trat sie wieder ein bei mir und sprach: Oh du, des Antlitz schwarz ist! ich will dich lehren, Kümmeltrageut zu essen, ohne dir nachher die Hände zu waschen! Sodann rief sie nach ihren Dienerinnen, die mich an Händen und Füßen fesselten, während meine Herrin ein Scheermesser mit wohlgeschliffener Klinge zur Hand nahm und mir beide Daumen abschnitt und beide große Zehen, so wie ihr es an mir selbst sehen könnt, ihr edle Herren. Ich aber wurde ohnmächtig, während sie mir ein Pulver aus heilkräftigen Pflanzen auf die Wunden streute, sodaß das Blut gestillt wurde. Als ich wieder zu mir selbst kam, sprach ich: Niemals wieder will ich von jenem Kümmeltrageut essen, ohne mir meine Hände zu waschen, und zwar vierzigmal mit Seife, vierzigmal mit Pottasche und vierzigmal mit Zyperwurz, im ganzen einhundertundzwanzigmal! Da nahm sie mich bei meinem Worte und hieß mich einen Eid schwören, daß ich dieses Versprechen halten werde.

101. Unterrocks-Regiment. Anonymer englischer Kupfer. Um 1800

Diese paar Beispiele, die gewissermaßen aufs Geratewohl herausgegriffen sind, genügen (wenigstens für unser spezielles Thema) als folkloristischer Beleg. Wären die Erzählungen heutegeschrieben worden, so würde es gleich heißen: das sind „Ausgeburten" einer masochistischen, verderbten Phantasie, Schundliteratur, die gewisse Gaumen kitzeln soll usw. Wir sind ja

102. Müdigkeit am Morgen. Englischer Kupfer. 1749

schon so weit gekommen, daß das nicht bloß die Sittlichkeitsschnüffler sagen, sondern daß auch literarische und juristische Kommissionen glauben, ähnliche Urteile logisch begründen zu können. Ich werde hierauf später an der Hand eines fast geistreichen, jedenfalls sehr sachverständigen Gerichtsurteils zurückkommen. Es dürfte sich aber kein Sachverständiger finden, den es gelüsten würde, sich mit solchen Behauptungen auch über das arabisch-persische Folklore zu blamieren. Leute, die nicht einsehen wollen, wie jener Staatsanwalt, der gesagt haben soll: Freilich würden wir den Goethe konfiszieren, wenn er heute erschiene! — solche Leute, denen jede Objektivität abgeht, zählen natürlich nicht ernsthaft mit.

Die psychologische Diagnose ist bei den mitgeteilten Proben leicht zu stellen. Bei der ersten Erzählung handelt es sich um eine launenhafte Dame, die schon in Vorlust-Schwingung ist und daher weiß, was sie will. Sie läßt einfach ein Objekt holen, das sie zu ihrer Auslösung gebraucht. Ihr Wille hat also bereits beim Einsetzen der Geschichte die Schwelle überwunden, sie ist infolgedessen nicht mehr relativ passiv, sondern voll aktiv. Der Mann ist nur anfangs verblüfft wegen des ungewohnten Milieus, stellt sich aber dann als sogen. Masochisten heraus, als welchen ihn die kundige Alte offenbar schon beim Ansprechen erkannt hat. Man wird später sehn, daß alle die Einzelheiten, die ich gesperrt wiedergegeben habe, auch in der Psychologie der Heutigen eine Rolle spielen, selbst das Schminken und das Kostümieren mit dem Frauenschleier.

15*

Die zweite Erzählung zeigt den brutalen Mann, den Sadisten, wie er mit Unrecht genannt wird. Obwohl dieser Typ streng genommen nicht in den Rahmen des Werkes gehört, läßt sich seine Psychologie nicht ohne fühlbare Lücke ausschalten und wird daher in einem besonderen Kapitel behandelt werden.

Von der dritten Erzählung könnte man sagen, sie stellt denselben Typ in weiblicher Ausgabe dar, den die zweite in männlicher hat. Es ist der bloße Flagellantismus, dem es gleichgültig ist, was und wie sein Objekt fühlt. Es dreht sich nur ums Schlagen, gleichsam aus Zorn und Vergeltung. Dieser Komplex bedeutet eine spezielle, mehr primitive und grobe Note der Erotik und hat fast gar nichts gemein mit den verwickelten Gefühlszusammenhängen der andern Gruppe.

Endlich die letzte Erzählung schildert wieder das Verhältnis beider Partner. Da ist der in sein Schicksal ergebene Mann, der arme Schlucker, dessen mindere soziale Position mit seiner psychischen Verfassung zusammenklingt, und die vornehme Dame, die ihn sich anheiratet und mit dem Zitternden nach Belieben und Willkür umspringt.

* * *

Verschwendungs-Lusthandlungen. Die Variabilität von allem, was körperlich und seelisch in das Gebiet der „Erhaltung der Art" gehört, führt nun zu einem weiteren Begriff, der meines Erachtens am besten geeignet ist, sowohl der jesuitischen Geschlechtsmoral als auch der pathologischen Auffassung den Boden unter den Füßen wegzuziehn.

Die ältere teleologische Weltbetrachtung glaubte gefunden zu haben, daß alles Seiende mit einer wunderbaren und unübertrefflichen Zweckmäßigkeit eingerichtet sei. Gleichsam wie bei einem Schachproblem, so stelle alles Existierende die einzige, richtigste, einfachste, zweckdienlichste Lösung dar, die sich in keinem Falle irgendwie einfacher und vorteilhafter denken lasse. Diese Betrachtung setzt die menschliche Endlichkeit und Armseligkeit in den Mittelpunkt des Universums und läßt Reichtum und Unendlichkeit des Alls um einen völlig exzentrischen Mittelpunkt kreisen. Als die große Ära von Technik und Naturwissenschaft hereinbrach, ergab sich vom gleichen Standpunkt endlich begrenzten menschlichen Denkens aus, daß die Sache nicht stimmen könne. Die photographische Platte ist empfänglicher als die Netzhaut; sie sieht Sterne, die kein fernrohrbewaffnetes Auge mehr wahrnimmt; sie sieht die Knochen im lebenden Körper und ein Geldstück im verschlossenen Portemonnaie. Von der „Zweckmäßigkeit" des Blinddarmfortsatzes gar nicht zu reden. Die ganze teleologische Auffassung krankt an dem vorgefaßten Bestreben, auch für gebildete Köpfe einen Zimmermeister des Weltalls von höchstem menschlichen Ingenium nachzuweisen.

Der Mensch ist in Zeit und Raum gebannt. Eh' er sich dessen versieht, ist seine Uhr abgelaufen. Er hat also weder Zeit noch Raum noch Kräfte zu verlieren oder zu verschwenden, sondern muß sparsam damit umgehn. Je ökonomischer er eine Maschine konstruiert, desto zweckmäßiger ist sie für ihn, den endlich Begrenzten. Die Natur aber kennt diesen Gesichtspunkt nicht; an diesen Gedanken muß man sich gewöhnen. Die Natur funktioniert in einer Weise, die der Mensch immer nur als Verschwendung bezeichnen kann. Wir sehen das Faktum und haben wohl Theorien über das Warum, z. B. die Theorie der Auslese des Passendsten, aber wegen der Grenzen unsres Denkens bleiben dies eben Annahmen, da wir nur ein Infinitesimalteilchen der Natur sind und über ihre Gesamt-Kausalität nur infinitesimalteilchenweise denken können, um einen Jean Paulschen Ausdruck zu gebrauchen. Könnten wir mit all den Erscheinungen der belebten und un-

103. Ausgelegte Angeln. Zeichnung von Heinrich Ramberg. 1800

belebten Natur, an denen wir das Was und Wie der Verſchwendung erkennen, zugleich auch über das Warum *mitdenken*, ſo kämen wir den wahren Gründen erheblich näher.

Wenn ich alſo ſage, die Natur arbeitet im Gegenſatz zum Menſchen *nicht ökonomiſch*, ſondern *verſchwendet*, ſo meine ich damit nicht, daß ſie „gleich einem Menſchen" verſchwendet; es ſoll in dem Ausdruck kein Ziel liegen, vielmehr nur ein bildlich erklärender Gegenſatz.

Die Verſchwendung von Ei- und Samenzellen in der Natur iſt für unſere Begriffe ungeheuerlich. Ein Karpfen hat eine Million Eier. Ein menſchliches Weib in ihren Eierſtöcken etwa vierzigtauſend. Von den entſprechenden Milliarden, Billionen, Trillionen von Spermatozoen reden wir mal ſchon garnicht weiter. Wieviel entſtehendes und entſtandenes Leben in jeder Sekunde des Zeitgeſchehens folglich umkommen muß, iſt nicht auszumalen. Wir, die wir dieſe Vorſtellung jetzt durchdenken, weil wir noch exiſtieren, ſind ein mathematiſch winziger Bruchteil des Überlebenden.

Alſo das iſt nun einmal ſo. Von unendlich Vielem führt nur *Eins* zum Ziele. Die gleiche Verſchwendung herrſcht aber inbezug auf die Handlungen, die der Erhaltung der Art unmittelbar vorangehn. Das heißt: inbezug auf die *Lusthandlungen*. Die teleologiſche Beſchränktheit will auch hier ſich ſelber d. h. den Menſchen zur naturwidrigen Ökonomie zwingen. Sie behauptet beweislos, der kürzeſte Weg ſei der einzig naturgemäße. Moraltheologen und Pathologen ſind darüber einig, die von der Gottheit gewollte reſp. phyſiologiſche Lusthandlung ſei diejenige, die in meßbar ſchnellſter Zeit und ohne Umſchweife die Spermatozoen an das Ovulum heranbringe. Der „gute" Jüd des Oſtens, wenn ſeine Samenblaſen gefüllt ſind, „vollzieht" unter Abwehr aller „unheiliger" Gedanken und im Eiltempo die ernſte Amtshandlung der Kohabitation. Er hat ſich darauf dreſſiert wie ein Fakir aufs Atemverhalten und entnimmt die verbannten Anreize aus einer andern Quelle, wohinein er ſeine geſamte Erotik verdrängt hat: aus der Gottſeligkeit. Denn die Natur läßt ſich nicht umkrempeln oder vergewaltigen. Sie iſt abſolut vulkaniſch. Wo ſich der eine Krater verſtopft, brechen daneben andre aus.

104. Trägheit. Lithographie von Numa Baſſaget. Um 1835

Ich ſetze alſo eine *Parallele* zwiſchen der Ei- und Samenverſchwendung der Natur und der unendlichen Variation der Lusthandlungen aller Art, die nur kleines Teils direkt, großen Teils auf Umwegen und vielleicht ebenſo großen Teils garnicht zur Befruchtung führen. Indem ich den Begriff „*Verſchwendungs-Lusthandlungen*" gebrauche, betrachte ich ſie weder als unmoraliſche Perverſitäten noch als pathologiſche Perverſionen, ſondern als natürliche Varia-

105. Amor in Feſſeln bei der kühlen Schönen. Kupferſtich von Bruddon

tionen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar ſind. Ich habe übrigens ſchon früher auf dieſe Parallele hingewieſen (A. Kind, Sexualwiſſenſchaftlicher Kommentar zu dem Hermaphroditus des Panormita, 1908).

* * *

Polygamie und „doppelte" Moral. Dem Variations-Prinzip entſpricht es, daß ſich die Richtung des Geſchlechtstriebs nicht auf eine einzige, beſtimmte Perſon bezieht, ſondern auf eine Unzahl von Perſonen einer beſtimmten Qualitätsmiſchung. In dieſer Frage herrſchen irrige und vor allem extrem heuchleriſche Meinungen. Heuchleriſche, weil das machthabende Männerrecht den Frauen nicht geben will, was es ſelber ſich nimmt. Und irrige, weil Staat und Kirche mit denkbar größtem Aufwand von Logik und Gewiſſenszwang bemüht ſind, die Inſtitution der Ehe auf derjenigen Höhe zu erhalten, die ſie in den Augen derer, die's noch nicht probiert haben, ſo bitter notwendig braucht. Das Übel liegt darin, daß die Ehe immer nur ein Kompromiß iſt, und zwar ein ſchlechter, weil man einen beſſern nicht hat.

Die auf die Güte dieſes Prokruſtesbettes eingeſchworen ſind, ſagen, Ehen ſeien im Himmel geſchloſſen, und nachdem ſich die für einander Vorherbeſtimmten einmal gefunden, verbinde ſie ewige Treue. Das heißt, der Geſchlechtstrieb, der anfangs ſuchend umhervagierte, ſei jetzt wie die Schnecke

106. Ball-Intermezzo. Lithographie von Numa. 1830

ins Häuschen gekrochen, sei blind, taub und gefühllos geworden gegen alle Reize, auf die er früher reagierte. Die Treue ist aber der leerste Wahn, den es gibt, sobald sie nur eine abstrakte Forderung darstellt und keinerlei Reizquelle in sich enthält. Treu wird nur sein, wer größeren Genuß davon hat treu zu sein, als untreu. Die Tat allein macht's nicht; auch die Gedanken und Vorstellungen rechnen hier mit.

Es scheint mir vorteilhaft, hier das Wort „Richtung des Geschlechtstriebs" durch den genaueren Begriff der erotischen Reaktionsfähigkeit zu ersetzen. Mit dieser wird der Mensch bereits geboren, und sie stirbt mit ihm. Solange er Sinnesorgane hat, die ihm Eindrücke übermitteln, so lange muß er reagieren. Wird ein Sinnesorgan ausgelöscht, so empfangen die andern um so heftiger. Nach dem, was ich von Blinden darüber gehört habe, steht ihre Triebstärke entschieden über dem Durchschnitt; durch Geruch und Gefühl reagieren sie auffallend heftig. Diese Tatsache der Reaktionsfähigkeit bleibt durch die Zeremonie einer Eheschließung vor dem Standesbeamten oder dem Priester gänzlich unberührt. Das gilt für Mann und Weib gleichmäßig. Ich bitte indessen, den Begriff Reaktionsfähigkeit nicht im groben Sinne der männlichen Erigierbarkeit zu verstehn, wofür das Weib ja kein genaues Analogon hat, sondern als die Fähigkeit, in Vorlust-Stimmung zu geraten.

Es kann ausnahmsweise vorkommen, daß die Reaktionsfähigkeit eines Menschen sich kürzere oder längere Zeit nur auf eine einzige Person bezieht und daß sie allen andern Personen gegenüber gelähmt erscheint. Das sind seltene Zustände entweder der unerfüllten Leidenschaftlichkeit, wenn der begehrte Partner als das relative Ideal betrachtet wird, oder der erfüllten Leidenschaftlichkeit, wenn er es tatsächlich ist. Diese Zustände kommen auch nur bei Menschen vor, die wirklich gereift sind und in eroticis Erfahrungen, d. h. fast immer: bittre Enttäuschungen, hinter sich haben. In eine Detail-Malerei solcher Ausnahmefälle kann ich mich hier nicht einlassen, wenn ich klaren Kurs halten soll. Es genüge die Erwähnung, um Einwänden zu begegnen. Jedenfalls spielt das Standesamt keinerlei kausale Rolle bei den Ausnahmen. Eine etwaige „Treue" aus Versorgungsgründen ist psychologisch keinen Heller wert; auch wird dann stets in Gedanken „betrogen".

Aus der natürlichen polygamen Veranlagung von Mann und Weib entspringt eben die sexuelle Kompromiß-Natur der Ehe. Eine Ehe hat unbestreitbare Vorteile: das Zusammenhalten, Zusammenwohnen und -wirtschaften ist eine Möglichkeit des Glücks für Liebende, für die sich auf anderm Wege kein Ersatz schaffen läßt. Alle Liebenden streben zu einer räumlich möglichst nahen Verbindung, selbst wenn sie aus der Erfahrung schon wissen, daß dauernde Nähe die Liebe um so

ENGLISCHER KUPFER NACH EINEM GEMÄLDE VON GRASHY 1796

Ruhende Venus

BEILAGE ZU EDUARD FUCHS · ALFRED KING · DIE WEIBER HERRSCHAFT

VERLAG ALBERT LANGEN MUEN

ſchneller abnutzt. Verſiegen dann die Reizquellen, ſo tritt Indifferenz ein. Endlich findet der polygame Trieb außerhalb andre Anziehungspunkte, und die Partner ſtreben um ſo gewaltſamer auseinander, als ſie durch nicht-erotiſche Feſſeln, Nahrung, Kinderverſorgung, Geſetz uſw., in dieſem Streben gehemmt werden. Jetzt beginnt das Unglück der „Ehe", das in der Regel viel dauernder und intenſiver empfunden wird, als vorher das aus ihr hervorgehende Glück.

Es liegt nahe, daß der Kompromiß der Ehe ſich günſtiger geſtalten würde, wenn nur der eine Teil polygam, der andre aber monogam veranlagt und wenn dem polygamen Teil die Veranlagung offenkundig ſanktioniert wäre. Ja. Es liegt auch nahe, daß wir doppelt ſo lange leben würden, wenn die Erde ſich erſt in 48 Stunden einmal umdrehn würde. Aber man würde dem, der das ernſthaft vertritt, das Irrenhaus nahe legen. Nun iſt es mit dem Irrenhaus ſo, daß darüber verfügt, wer die Macht hat. Und da die Männer die Macht an ſich gebracht haben, ſo wird ab und zu — um ein Exemplum zu ſtatuieren — eine Frau von ihnen ins Irrenhaus gebracht, weil ſie polygam veranlagt iſt. Der Hans Dampf auf allen Gaſſen der Wiſſenſchaft, die Pſychiatrie, tut dann das ihrige und begutachtet den Kaſus frei nach Krafft-Ebing, der eine „pathologiſche" Liebe von Ehefrauen zu andern Männern kennt, die darin beſteht, daß die Ehefrau ſo „ſchamlos" iſt, ihr „ſchreckliches Geheimnis" vor dem Mann nicht zu „verbergen". Die engliſchen Männer, eine der roheſten Nationen des Erdballs, hatten bis vor kurzem zum Geſetz erhoben, daß der Ehebruch der Frau Scheidungsgrund ſei, der des Mannes aber nicht.

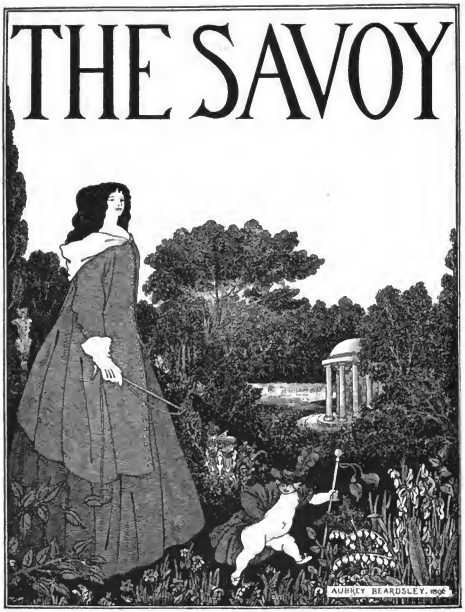
Den Engländern an brutalem Egoismus gleichzukommen, iſt das Beſtreben derjenigen „Herren im Hauſe", die die „doppelte Moral" vertreten. Ich pflücke einige Blümchen aus einem obſkuren Winkelblättchen, das ſich „Männerrecht" nennt und eine „unparteiiſche" Clique vertritt, die ſogar gegen unſre dürftige Alimentationspflicht die Kindertrommel rührt. Man wird den Geiſt dieſer gerechten Sache unſchwer erkennen:

... Von dieſer Gruppe, deren Anhängerſchaft keineswegs gering iſt, ging ja auch wohl die ſelbſt von führenden Frauenrechtlerinnen wiederholt vertretene Anſchauung aus: das Weib brauche nicht notwendig Gebärmaſchine zu ſein. Will man dieſe Äußerung ſelbſt nur als im abſtrakten Sinne gemeint annehmen, ſo iſt ſie noch charakteriſtiſch genug für die anarchiſche Ideenverwirrung, die ſich nachgerade in den Köpfen einer gewiſſen Sorte von Weibern feſtgeſetzt hat. Wohin eine Nation gelangt, wenn die Frau nicht Gebärmaſchine iſt, d. h. durch zweifelhafte Verhütungsmaßregeln ihrem vornehmſten Daſeinszweck ganz oder zum Teil entzogen wird, zeigt Frankreich nicht nur in militäriſcher Hinſicht.

... Für gedankenloſe Nachbeter frauen-

Fuchs-Kind, Weiberherrſchaft

107. Das Vollweib
Titelblatt der „Luſtigen Blätter" von Eyadran. 1898



108. Die Dame mit der Reitpeitſche. Titelblatt von Aubrey Beardsley. 1896

rechtlerischer Klagelieder mag es vielleicht nur als Zufälligkeit gelten, daß in allerneueſter Zeit von deutſchen Gerichten Frauen und Mädchen wegen Alimentationsmeineides verurteilt wurden, weil ſie einfach den zahlungsfähigſten Liebhaber als Kindesvater angaben, aber ſymptomatiſch bleibt die Sache doch... Schließlich muß auch einmal klipp und klar ausgeſprochen werden, daß die einſchlägige Geſetzgebung ſchon jetzt dem Manne bedeutend ungünſtiger geſtimmt iſt als dem Weibe, wenn ſelbſt eine unter ſittenpolizeilicher Kontrolle ſtehende Proſtituierte noch Alimentationsanſprüche an einen jeweiligen Beſucher ſtellen kann.

... Die völlige ſoziale Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne bedeuten alle dieſe Reformen noch nicht; ob jene möglich iſt, muß vor allem um deswillen bezweifelt werden, weil ſchon nach dem Stande der ganzen augenblicklichen Situation die Befürchtung zur Gewißheit wird, daß den bisher möglich gewordenen offenbaren Verletzungen der Rechts- und Intereſſenſphäre des Mannes nur noch weitere ſchlimmere folgen werden.

109. Die Toilette der Helena. Zeichnung von Aubrey Beardsley

... Zu dem vor dem Landgericht Y. kürzlich ſtattgehabten Verhandlung war ein Zeugenapparat aufgeboten, wie er wohl kaum bisher bei ähnlichen Anläſſen in Aktion trat. Ungefähr eine halbe Kompagnie des in Z. garniſonierenden Bataillons bekundete Mann für Mann, in der fraglichen Zeit mit der Angeklagten intim verkehrt zu haben. Trotz dieſes wahrhaft erdrückenden Belaſtungsmaterials war die Angeklagte zu keinem Geſtändnis zu bewegen und ſpielte ſich noch immer auf die Virgo intacta, die bis dahin unberührte Jungfrau hinaus. Zum mindeſten etwas ſehr gewagt will uns die Argumentik des Verteidigers, Rechtsanwalt Dr. X. erſcheinen, wenn er, um milde Umſtände für die Angeklagte zu erwirken, ihre jugendliche Unerfahrenheit hervothob und bemerkte, die M. habe lediglich vor den Eltern einzugeſtehn, daß ſie ſich mit den Soldaten eingelaſſen. Das Gericht zog dieſe Auffaſſung in Rückſicht und erkannte auf ſechs Wochen Gefängnis. Dies der Sachverhalt, der verſchiedene, höchſt bedenkliche Ausblicke auf Gegenwart und Zukunft bietet. Es nützt gar nichts, ſich mit billigen Vergleichen und Gegenüberſtellungen hinſichtlich Männerſünden

16*

110. Die Orientalin. Gemälde von G. Saintpierre. Photogr. Braun, Clement & Cie

über das Einseitige der Rechtslage hinwegzutäuschen. Die Tatsache bleibt vorläufig bestehn, daß Männer gegenüber den, mit intriganter List benutzten Rechtsvorteilen selbst einer solchen Regiments- bezw. Kompagniedirne beinahe rechtlos und vogelfrei dastehen. Wenn nun, wie im vorliegenden Falle, kein dummer Hansjörg zu finden war, der die Bevölkerungsbestrebungen dieser Messaline aus der Küche finanziell unterstützt, dann kann sie ihren Kompagniepröbling mit Otto Reuters Couplet in den Schlaf singen: „Das dank ich dir — mein teures Vaterland!"

... Wenn es schon gegenwärtig möglich ist, daß die erste beste Dirne zum Gericht gehen und, wie wir an dem Beispiel an andrer Stelle erweisen konnten, einen beliebig ihr zufällig näher bekannten Mann als den Vater ihres Kindes angeben darf und der so Angeschuldigte erst Himmel und Hölle in Bewegung setzen muß, um aus einer solchen Falle herauszukommen, dann kann eben nur noch ein Narr oder eine moderne Frauenrechtlerin leugnen wollen, daß es mit dem Herrenrecht des Mannes in Wirklichkeit ziemlich schlecht bestellt ist. Den Vätern und Vormündern, die noch über junge Männer zu bestimmen haben, kann gar nicht dringend genug empfohlen werden, ihren Söhnen bezw. Mündeln genau klar zu machen, was für sie daraus resultieren kann, wenn sie sich allzu leichtfertig eine derartige uneheliche Vaterschaft aufhalsen. Sehr treffend hat Wilhelm Busch auch nach dieser Richtung hin die Situation mit den besonders für junge Männer beherzigenswerten Worten charakterisiert: Vater werden ist nicht schwer, Vater sein — dagegen sehr — —!

Die üblen Bordell-Hähne, die hier auf ihrem Misthaufen krähn, vertreten „jene Sorte" von Trägern männlicher Geschlechtsorgane, die unter jedem Rock bloß eine „Hure" und „Dirne" vermuten, der sie frech an die Ehre greifen dürfen, die sie selber nicht besitzen. Die Frau ist ihnen ein Klosett, in das sie ihre bloß animalische Ejakulation „abladen". Man vergleiche die edlen Worte von Gabriele Reuter über Männer-Erziehung (auf Seite 13/14) mit dieser ludenmäßigen Aufforderung, die jungen Leute zum betrügerischen Gratis-Koitus zu dressieren. Man weiß hinlänglich, wie das Ding gedreht wird. Ein sauberer Freund lauert schon hinter der Tür, um gleich,

wenn der Erste „fertig“ iſt, ſich auf die Verblüffte und Verwirrte zu legen und den geſetzlichen Vorbeſtand zu ſchaffen, daß „ein Andrer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt habe“. Ich hätte nichts dagegen, wenn man Herrenrechtler, die Meineid und Kindesmord zeugen, alleſamt kaſtrierte, im Sinne der gerade von dieſen Kreiſen mit Vorliebe propagierten „eugeniſchen“ Auslese.

* * *

Geſchlechtsfreiheit. Wenn die polygame Veranlagung des Menſchen und die Kompromiß-Natur der Ehe ebenſo feſtſtehn, wie die Verſchiedenheit der Triebrichtung, ſo iſt damit eine Reihe von weiteren Fragen eigentlich ſchon erledigt, die ſich an das Stichwort „Promiskuität“ knüpfen. Unter Promiskuität verſteht man einen Zuſtand völlig wahlloſen und unregelmäßigen Geſchlechtsverkehrs, der in den frühſten Perioden der Menſchheitsgeſchichte geherrſcht haben und dementſprechend bei primitiven Völkern noch herrſchen ſoll. Zum Beweis werden Beiſpiele wie die folgenden angeführt.

Es komme der Brauch vor, daß die Hochzeitsgäſte in der erſten Nacht mit der Braut Verkehr haben. Bei Tanzveranſtaltungen verſchwinden von Zeit zu Zeit einzelne Paare nach draußen ins nächtliche Dunkel und kehren dann wieder, um nach einiger Zeit von neuem zu verſchwinden; doch ſeien das dann nicht immer die gleichen Paare wie vorher. Manche Völker legen ſo wenig Wert auf die ſogenannte Jungfernſchaft, daß diejenigen Mädchen am begehrteſten ſeien, die am meiſten Verkehr mit Männern gehabt hätten. Die totemiſtiſche Gruppenehe erlaube wahlloſe Beziehungen zwiſchen einigen Dutzend Männern und Frauen durcheinander. Von den Kelten Großbritanniens berichte Caeſar, daß die Gatten ihre Frauen zu zehn oder zwölf gemeinſam beſäßen, und zwar hauptſächlich Brüder zuſammen mit Brüdern, oder Eltern mit Kindern. Herodot erzähle, daß jede Babylonierin einmal in ihrem Leben in den Tempel der Mylitta gehn und ſich einem Fremden hingeben mußte, deſſen Geldgeſchenk nicht zurückgewieſen werden durfte, ſondern an den Tempelſchatz abzuliefern war; durch dies „heilige“ Opfer habe ſich das Weib gewiſſermaßen freigekauft und ſei fortan nicht mehr zu einer Proſtitution genötigt geweſen. (Die neuen babyloniſchen Forſchungen beſtätigen dies nur inſofern, als die In-

111. Eigenliebe. Gemälde von Caro-Delvaille. 1904

112. Das Aufstöhnen des Tieres. Skulptur von A. Baslet

saſſinnen eines Bordells der Stadt Uruk mit dem Namen „Dienerinnen der Göttin Iſchtar" belegt werden.)

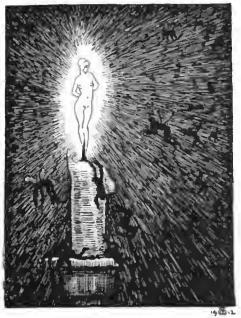
Die Vertreter des Gedankens einer völlig wahlloſen Promiskuität weiſen weiter darauf hin, daß eine ſolche auch innerhalb der Kultur noch neben der monogamiſchen Ehe weiter beſtehe und dieſe illuſoriſch mache. Man ſolle nur junge Leute fragen, mit wieviel weiblichen Weſen ſie im Laufe eines einzigen Jahres verkehrt hätten, oder an Dienſtmädchen und Konfektionöſen die entſprechende Gegenfrage richten; von Proſtituierten ganz abgeſehn. Man brauche übrigens nur die Zuſtände in den Seehäfen betrachten, um einzuſehn, daß die Menſchheit nie aufgehört habe, in Promiskuität zu leben.

Dieſer Meinung gegenüber hat hauptſächlich Weſtermarck den Beweis zu erbringen verſucht, daß eine Promiskuität bei Naturvölkern nicht exiſtiere, daß der Menſch in ſeiner Entwicklung vielmehr damit begonnen habe, womit die menſchenähnlichen Affen aufhören, nämlich mit der Mono-

113. Dämon Weib. Gemälde von Franz von Stuck

gamie; denn ausnahmsweise leben dieſe Affen in Familienbeziehungen, die man als monogamiſch bezeichnen kann, falls man überhaupt dieſe etwas verſchwommene Vergleichung will gelten laſſen.

Um bei der letzten Theorie anzufangen. Weſtermarck iſt ſicher im Irrtum, und daß des Rühmens von ſeinem Werk kein Ende iſt, erklärt ſich menſchlich-parteiiſch aus den Vorzügen der Auffaſſung, die viele Kreiſe, beſonders in England, hierin finden müſſen. Noch nie zuvor war einer aufgeſtanden, der die Monogamie naturwiſſenſchaftlich und beinahe — orthodox begründet hätte. Wenn ſich Weſtermarck auf das Benehmen der menſchenähnlichen Affen bezieht, ſo muß daran erinnert werden, daß die heutige Entwicklungslehre die Spezies Homo nicht mehr direkt von ihnen ableitet, ſondern annimmt, daß beide nur verwandt ſind und beide von einem weiter in der Tierreihe zurückliegenden Gliede ihren Urſprung nehmen. Dann könnte man alſo mit Weſtermarck gegen Weſtermarck deduzieren, daß die menſchenähnlichen Affen ſich gerade in einer andern Richtung entwickelt haben, als der Menſch. Und die Vögel, die vielfach über die Brutzeit hinaus monogamiſch zuſammenhalten? Sie ſtehn doch ſo viel tiefer in der Tierreihe! Dann hätte die Entwicklung von



114. Versengte Motten
Zeichnung von W. Scheirtel. 1912

den Vögeln an aufwärts das Bestreben gezeigt, das monogamische Element wieder fallen zu lassen. Also ausgemerzt, als ungeeignet? Nein, dies führt alles zu lächerlichen Schlüssen. Die Konfusion rührt daher, daß Westermarck anscheinend *natürliche* Eigenschaften des Geschlechtstriebs untersucht, in Wahrheit aber immer das *künstliche* Gebilde des Ehe-Kompromisses vorhat. Das ist doch nicht dasselbe! Man muß die psychologische Seite der Sache von der sozialen trennen und für sich untersuchen. Nur die Psychologie des Geschlechtstriebs läßt uns die allerursprünglichsten Faktoren erkennen, mit deren Wirksamkeit dann unter allen Umständen zu rechnen ist. Es ist eine bedenkliche Verkehrung der Tatsachen, aus Westermarcks Arbeit folgern zu wollen, es gäbe einen primären Grundtrieb zur Monogamie, und alle die komplizierten Erscheinungen der Erotik, die hier schon besprochen wurden, seien nur sekundär oder gar Entartungen. Es ist eine menschlich beschränkte Bewertungsmethode, die Kompromiß-Natur der Ehe als einen Makel zu betrachten, von dem sie auf jeden Fall reingewaschen werden muß, selbst wenn man sich blind stellt wie die ebenso menschlich beschränkte Frau Justitia.

Nun die andre Theorie von der wahllosen Promiskuität. Sie scheint entstanden unter dem Eindruck der Prostitution bei den Kulturvölkern, hat also wiederum die Monogamie mit ihrer ganzen Schwäche und Gebrechlichkeit zur Voraussetzung! Auch hier dreht man sich im Kreise und sieht nur äußerliche Geschehnisse ohne ihre innere Bedingtheit. Eine wahllose Geschlechtsfreiheit im strengen Sinne des Worts ist psychologisch ebenso unmöglich, wie eine völlig wahlfreie Willenshandlung. Auch hier wird die Denkbarkeit einer andern Entscheidung mit der Möglichkeit einer solchen verwechselt (vergl. Seite 99).

Die stärkste Kausalität, die allein schon eine extrem wahllose Vermischung der Geschlechter ausschließt, liegt in der Variation der Triebrichtung oder, anders ausgedrückt, in der unendlich abgestuften erotischen Reaktionsfähigkeit des Menschen. Das Beispiel von den Seehäsen ist nicht maßgebend. Seeleute sind auf jeden Fall ausgehungert gleich verirrten Wüstenfahrern, die am ältesten Leder nagen, um das qualvoll entbehrte Gefühl der Sättigung hervorzurufen. Seefahrer zeigen nicht, wie ein Autor will, die primitive Tierheit des Triebes, sondern eine durch Abstinenz geschärfte, *abnorme* Sensibilisierung. Das Gewehrschloß ist nicht bloß gespannt, sondern auch noch gestochen; es bedarf nur des minimalsten Fingerdrucks, und der Schuß fracht aus dem Lauf. Man untersuche doch Seeleute, wenn sie wieder in *normale* Verfassung gelangt sind; man wird staunen, wie verschiedenartig ihre Sehnsucht aussieht. Gerade auf der langen Fahrt fressen sich ihnen die Lieblingsbilder der Erinnerung tiefer ins Hirn und bewurzeln das, was ihr spezieller „Fall" in der Liebe ist. Ähnliche Erscheinungen beobachtet man bei Afrikaforschern, wenn man zwischen den Zeilen der meist prüden und europäisch-sittlichen Berichte zu lesen versteht. Das schwarze Weib ist für die mit fest eingestellter Psyche Hinausziehenden anfangs unannehmbar.

Dame mit Windhund. Pariser Modekarikatur von Plum. 1910

Dann kommt der Hunger mit seinem Gefolge von abnormer Reizbarkeit, und schließlich wird die Farbe annehmbar. Aber sowie nach langer Zeit die erste Europäerin in ihrem Gesichtskreis auftaucht, erscheint sie ihnen „überirdisch“ und wie eine „Göttin“.

Also die Reaktionsfähigkeit ist „determiniert“ wie der Wille. Sie ist gerichtet auf bestimmte Komplexe von Personen, Objekten und Handlungen von bestimmten Eigenschaften. Es ist längst heraus, daß die Träume (Nacht- und Wachträume) das feinste „Reagens“ der Seele sind. Im Traum verlaufen die erotischen Ideen-Assoziationen frei von verstandesmäßigen Hemmungen und allein bedingt von ihrer einmal gegebenen Richtung. Das kann jeder einzelne bequem bei sich nachkontrollieren. Man wird erkennen, daß jedem phantastischen Ausspinnen gewisse unverrückbare Elemente zu Grunde liegen, die von denselben Elementen bei andern Personen um wenige oder viele Nuancen differieren. Die virtuellen Spiegelbilder, die im Nacht- und Wachtraum auftreten, sind (abgesehn von typischen Kontrast-Träumen) die Projektionen des Gewünschten nach außen. Im innersten Kern dieser Gebilde gibt es in der Regel eine bestimmte Ideen-Assoziation, die ich schon früher die „unfehlbare“ genannt habe, weil sie, als Idee wie als wirkliche Handlung, mit unfehlbarer Reaktion einhergeht.

In dieser Weise also, wie ich es hier kurz umrissen habe, sind alle erotischen Vorgänge kausal bedingt. Demnach muß auch die Theorie von der völlig wahlfreien Promiskuität verworfen werden. Es bleibt davon nichts, als die mißverständliche Beobachtung äußerer Tatsachen.

115. Die Henne als Hahn
Aus dem Wiener „Karikaturen-Album“. 1888

116. Die Nymphe mit dem Bockgespann. Wandmalerei aus der Casa Bettii in Pompeji

IV

Machtkitzel und Demut

Der Kampf der Geschlechter. Kampf und Getümmel ist die Umwerbung in der Tierwelt. Kampf und Getümmel ist sie auch beim Menschen. Die Machtmittel sind von Natur verschieden, wie Weib und Mann verschieden ist; und wenn man die naturgegebenen Verhältnisse als „gerecht" bezeichnen darf, so ist die Verteilung der Machtmittel eine gerechte. Die Macht des Weibes ist rein seelisch. Sie besteht darin, daß das Weib dem Manne Lust gewähren oder versagen kann, indem sie sich selber in Schwingung befindet oder unbewegt bleibt. Die Machtmittel des Mannes sind mehr geistiger und körperlicher Art; intellektuelle und physische Stärke.

Alle Macht strebt zur Übermacht, alles Recht zum Vorrecht, weil Übermacht und Vorrecht Lustreize enthalten. Das Gleichgewicht wird gestört, die Wagschalen stehn hoch und tief, die

bedrängte Partei gerät in Mißbrauch und Unrecht. In der Menſchheitsgeſchichte ſehen wir, wie der Mann es fertig bekommen hat, Eigentum und Geſchäftsführung allein an ſich zu reißen d. h. die ſozialen Poſitionen allein mit ſeinen Truppen zu beſetzen. Dem Weibe blieb nach wie vor nur das Seeliſche. Die Männer teilten die neugewonnenen Kolonien unter ſich auf und bedrohten von da aus die unvordenklichen Rechte im engeren Mutterlande. Schon iſt man drauf und dran, dem Weibe auch die eingeborene Macht zu ſtumpfen, indem man es in der Dunkelkammer der prüden Sittlichkeit erzieht und ſeiner ſelbſt nicht bewußt werden läßt, und indem der Mann ſich an der Proſtituierten jeden innerlichen Zuſammenhang abgewöhnt.

Betrachten wir, wie Shakeſpeare den Ringkampf von Weib und Mann nachgezeichnet hat und wie er, ſeinem Männerpublikum zuliebe, das Problem mitten im Lauf fallen läßt.

Hortenſio: Petruchio, da wir ſchon ſo weit gediehn, ſo ſey ich fort, was ich im Scherz begann. Ich kann, Petruchio, dir ein Weib verſchaffen mit Geld genug und jung und ſchön dazu, erzogen, wie der Edelfrau geziemt. Ihr einz'ger Fehl — und das iſt Fehls genug — iſt, daß ſie unerträglich bös und wild, zänkiſch und trotzig über alles Maß. Daß, wär auch mein Beſitz noch viel geringer, ich nähm ſie nicht um eine Mine Goldes...

Grumio: Ich bitt euch, Herr, laßt ihn gehn, ſo lange der Humor bei ihm dauert. Mein Seel, wenn ſie ihn ſo kennte wie ich, ſo wüßte ſie, daß Zanken wenig gut bei ihm tut. Mag ſie ihn meinetwegen ein Stücker zwanzig Mal Spitzbube nennen oder ſo etwas, ei das tut ihm nichts. Aber wenn er nachher anfängt, ſo gehts durch alle Regiſter. Ich will euch was ſagen, Herr, nimmt ſie's nur irgend mit ihm auf, ſo wird er ihr eine Figur in das Angeſicht zeichnen und ſie ſo defiguriern, daß ſie nicht mehr Augen behält als eine Katze. Ihr kennt ihn noch nicht, Herr!...

Bianca: Sieh, Schweſter, mir und dir tuſt du zu nah, wenn du mich ſo zur Magd und Sklavin machſt. Das nur beklag ich: was den Putz betrifft, mach los die Hand, ſo werf ich ſelbſt ihn weg, Mantel und Oberkleid, bis auf den Rock. Und was du mir befiehlſt, ich will es tun; ſo wohl weiß ich, was ich der Ältern ſchuldig. — Katharina: Von deinen Freiern ſage, ich befehl's dir, wer iſt der Liebſte dir? und nicht gelogen! — Bianca: Glaub mir, o Schweſter, unter allen Männern ſah ich noch nie ſo auserwählte Züge, daß einer mehr als andre mir gefallen. — Katharina: Schätzchen, du lügſt. Iſt's nicht Hortenſio? — Bianca: Wenn du ihm gut biſt, Schweſter, ſchwör ich dir, ich rede ſelbſt für dich, daß du ihn kriegſt. — Katharina: Aha, ich merke ſchon, du wärſt gern reich, du willſt den Gremio, um in Pracht zu leben. — Bianca: Wenn er es iſt, um den du mich beneideſt, o dann iſt's Scherz, und nun bemerk ich auch, du ſpaßeſt nur mit mir die ganze Zeit. Ich bitt dich, Schweſter Käthchen, bind mich los! — Katharina: Wenn das ein Scherz iſt, ſo war alles Spaß. (Schlägt ſie)....

Petruchio: Ei das iſt nichts. Denn ſeht, ich ſag euch, Vater, iſt ſie unbändig, bin ich toll und wild. Und wo zwei wütge Feuer ſich begegnen, vertilgen ſie, was ihren Grimm genährt. Wenn kleiner Wind die kleine Flamme facht, ſo bläſt der Sturm Feuer und alles aus. Das bin ich ihr, und ſo fügt ſie ſich mir; denn ich bin rauh und werde nicht als Kind. — Baptiſta: Wird dann mit Glück und möge dir's gelingen; doch rüſte dich auf ein'ge harte Reden. — Petruchio: Auf Hieb und Stich. Wie Berge ſtehn dem Wind: ſie wanken nicht, und blies' er immerdar. — (Hortenſio kommt mit zerſchlagenem Kopf.) — Baptiſta: Wie nun, mein Freund, was machte dich ſo bleich? — Hortenſio:

117. Rabel und Sifara
Holzſchnitt von Albrecht Altdorfer

17*

118. Der ausgesperrte Ehemann. Französischer Kupfer um 1700

Das tat die Furcht, wahrhaftig, ward ich bleich. — Baptista: Bringt's meine Tochter weit als Künstlerin? — Hortensio: Ich glaube, weiter bringt sie's als Soldat. Eisen hält bei ihr aus, doch keine Laute. — Baptista: Kannst du sie nicht die Laute schlagen lehren? — Hortensio: Nein, denn sie hat die Laut' an mir zerschlagen. Ich sagt ihr, ihre Griffe sei'n nicht recht, und deg zur Fingersetzung ihr die Hand, als sie mit teuflisch bösem Geiste rief: Griffe nennt Ihr's? jetzt will ich richtig greifen! Und schlug mich auf den Kopf mit diesen Worten, daß durch die Laut' er einen Weg sich bahnte. So stand ich da, erschrocken und betäubt. Wie durch's Halseisen schaut' ich durch die Laute, während sie tobt' und schalt mich lump'gen Fiedler und Klimperhans und zwanzig schlimme Namen, als hätte sie's studiert, mich recht zu schimpfen. — Petruchio: Nun meiner Seel, es ist ein muntres Kind. Nun lieb ich zehnmal mehr sie, als zuvor. Wie sehn ich mich, ein Stück mit ihr zu plaudern. — Baptista: Kommt, geht mit mir und seid nicht so bestürzt, setzt mit der Jüngsten fort den Unterricht. Signor Petruchio, wollt Ihr mit uns gehn? sonst schick ich meine Tochter Käthchen her. — Petruchio: Ich bitt Euch, tut's; ich will sie hier erwarten und etwas dreist mich zeigen, wenn sie kommt. Schmält sie, erwid' ich ihr mit sestem Ton: sie singe lieblich gleich der Nachtigall. Blickt sie mit Wut, sag ich: sie schan so klar wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen. Und bleibt sie stumm und spricht kein einzig Wort, so rühm ich ihr beherdes Sprechtalent und sag: die Redekunst sei herzentzückend. Sagt sie: ich soll mich packen — dank ich ihr, als bäte sie mich, Wochen dazubleiben. Schlägt sie mich aus, so frag ich nach dem Tag des Aufgebots und wann die Hochzeit sei. Da kommt sie schon. Und nun, Petruchio, sprich! Guten Morgen, Käthchen! Denn so heißt Ihr, hör ich. — Katharina: Ihr höret recht und seid doch hart gehört. Wer von mir spricht, nennt mich sonst Katharina. — Petruchio: Mein Seel, Ihr lügt, man nennt Euch schlechtweg Käthchen, das lust'ge Käthchen, auch das böse Käthchen. Doch: Käthchen, schmucktes Käthchen in Europa, Käthchen von Käthchenheim, du Käthchen goldneß, Dukätchen sind Dukaten, drum Goldkäthchen! erfahre denn, du Käthchen Herzenstrost, weil alle Welt mir deine Sanftmut preist, von deiner Tugend spricht, dich reizend nennt und doch so reizend nicht, als dir gebührt, hat michs bewegt: zur Frau dich zu begehren. — Katharina: Bewegt? ei seht! so bleibt nur in Bewegung und macht, daß Ihr euch baldigst heimbewegt. Ihr scheint beweglich. — Petruchio: So! was ist beweglich? — Katharina: Ein

Ce Chien qui mirbeut doit servir de modéle
A tout galant qui voudra mén conter.
Il est discret, complaisant et fidéle,
Amants, pour être aymés, tachez de l'imiter.

119. **Das Vorbild des Liebhabers.** Kupferstich von Voilly nach Jac. Courtin

Feldstuhl. — Petruchio: Brav getroffen! sitzt auf mir. — Katharina: Die Esel sind zum Tragen, so auch Ihr. — Petruchio: Die Weiber sind zum Tragen, so auch Ihr. — Katharina: Nicht solchen Narrn als Euch, wenn Ihr mich meint. — Petruchio: Ich will dich nicht belasten, gutes Käthchen; denn weil du doch bis jetzt nur jung und leicht — Katharina: Zu leicht gefüßt, daß solch ein Tropf mich hasche; allein so schwer Gewicht, als mir gebührt, hab ich trotz einer. — Petruchio: Sprichst du mir vom Habicht? — Katharina: Ihr fangt nicht übel. — Petruchio: Soll ich Habicht sein und du die Ringeltaube? — Katharina: Zu den Tauben gehört Ihr selbst trotz Eurer großen Ohren, und dies mein Ringel ist wohl nicht für Euch. — Petruchio: Geh mir, du Wespe, du bist allzu böse. — Katharina: Nennt Ihr mich Wespe? fürchtet meinen Stachel! — Petruchio: Das beste Mittel ist, ihn auszureißen. — Katharina: Ja wüßte nur der Narr, wo er versteckt. — Petruchio: Wer weiß nicht, wo der Wespe Stachel sitzt: im Schweif! — Katharina: Nein, in der Zunge. — Petruchio: In wessen Zunge? — Katharina: In Eurer, Zungendrescher, spitzer Stichler. —

Petruchio: Was? meine Zunge wär dein Schweif? nein, Käthchen, ich bin ein Edelmann. — Katharina: Das wollt wir sehn. (Sie schlägt ihn.) — Petruchio: Mein Seel, du kriegst eins, wenn du nochmal schlägst! — Katharina: So mögt Ihr Eure Armatur verlieren. Wenn Ihr mich schlägt, wärt Ihr kein Edelmann, wärt nicht armiert und folglich ohne Arme. — Petruchio: Treibst du Heraldik? trag mich in dein Buch. — Katharina: Was ist Euer Helmschmuck? ist's ein Hahnenkamm? — Petruchio: Ein Hahn. Doch kammlos, bist du meine Henne. — Katharina: Kein Hahn für mich. Ihr kräht als mattes Hähnlein. — Petruchio: Komm, Käthchen, komm! du mußt nicht sauer sehn. — Katharina: 's ist meine Art, wenn ich Holzäpfel sehe. — Petruchio: Hier ist ja keiner; darum sieh nicht sauer! — Katharina: Doch! doch! — Petruchio: So zeig ihn mir! — Katharina: Ich habe keinen Spiegel. — Petruchio: Wie? mein Gesicht? — Katharina: So jung, und schon so klug? — Petruchio: Nun, bei St. Georg, ich bin zu jung für dich. — Katharina: Doch schon verwelkt! — Petruchio: Aus Gram. — Katharina: Das grämt mich nicht. — Petruchio: Nein, Käthchen, bleib! so nicht entkommst du mir. — Katharina: Nein, ich erbos' Euch, bleib ich länger hier. — Petruchio: Nicht dran zu denken. Du bist allerliebst! Ich höre, du seist rauh und spröd und wild, und sehe nun, daß dich der Ruf verleumdet. Denn scherzhaft bist du, schelmisch, äußerst höflich. Nicht schnelles Wort, doch süß wie Frühlingsblumen. Du kannst nicht zürnen, kannst nicht finster blicken, wie böse Weiber tun die Lippen beißen. Du magst niemand im Reden nur verhaun, mit Sanftmut unterhältst du deine Freier, mit freundlichem Gespräch und süßen Phrasen. Was sabelt denn die Welt, daß Käthchen hinkt? O böse Welt! seh, gleich der Haselgerte ist Käthchen schlank und grad und braun von Farbe, wie Haselnüss' und süßer als ihr Kern. Laß deinen Gang mich sehn. Nein, du hinkst nicht. — Katharina: Geh, Narr, befiehl den Leuten, die du lohnst! — Petruchio: Hat je Diana so den Wald geschmückt, wie Käthchens königlicher Gang dies Zimmer? O sei du Diana, laß sie Käthchen sein; und dann sei Käthchen keusch und Diana üppig. — Katharina: Wo habt Ihr die gelehrte Rede erlernt? — Petruchio: Ist nur ex tempore, mein Mutterwitz. — Katharina: O witz'ge Mutter! witzlos sonst ihr Sohn. — Petruchio: Fehlt mir Verstand? — Katharina: Ihr habt wohl just so viel, Euch warm zu halten. — Petruchio: Nun, das will ich auch; in deinem Bett, mein Käthchen. Und deshalb beisele setzend alles dies Geschwätz, sag ich Euch rund heraus: Euer Vater gibt Euch mir zur Frau ...

120. Die Rangen. Stich von A. Carracci

Bis hierhin ist das Käthchen (ein absoluter Gegensatz zum Heilbronner Käthchen) die ungezähmte „Widerspenstige" und aufs vollkommenste nach der Natur gezeichnet. Die psychiatrische Literatur-Diagnose würde lauten: sie ist eine Sadistin. Womit sehr wenig besagt wäre. Katharina, die Widerspenstige, ist erzogen „wie der Edelfrau geziemt"; sie gebraucht also starke Worte nicht aus Unbildung. Sie schlägt dem Musikus die Zupfgeige übern Schädel, weil ihr ein Mann überhaupt „pas grand' chose" ist und sie Zurechtweisungen nicht verträgt. Daß diese impulsiven Handlungen aus ihrer erotischen Anlage entspringen, sieht man deutlich in der Szene mit der jüngeren Schwester, die sie festbindet und mißhandelt und dabei einem sexuellen Verhör unterwirft. Endlich dem Freier gegenüber ist sie schlagfertig in des Wortes doppelter Bedeutung und von fast obszöner Verächtlichkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr ganzes Tun der Ausdruck von Vorlust-Stimmung ist. Und so weit ist die Charakteristik psychologisch echt.

121. Sie führt ihm die Hand. Anonymer niederländiſcher Kupfer. Um 1640

Nun aber vermochte Shakeſpeare entweder das Problem nicht weiterzuführen oder er brauchte das wilde Mädel nur als Folie für das Amüſement des übermächtigen Mannes. Die verſuchte „Umwerbung" iſt ja offenkundig reſultatlos verlaufen. Aber ſie muß ihn heiraten, weil Vater und Bräutigam handelseins ſind. Wütend ſagt ſie ſelber bald darauf: „... nur meine

122. Der widerſpenſtige Bub. Italieniſcher Kupfer von 1596

Schmach! ich bin, ſeht doch, gezwungen, die Hand zu reichen, meinem Sinn entgegen, dem tollen Grobian, halbverrückt von Launen..." Und was nun folgt, ſtelle ich mir vor, wurde von dem berüchtigten Parterre der Shakeſpeare-Bühne mit brüllendem Gelächter der Befriedigung aufgenommen. Der Bräutigam läßt ſeinen „Mutterwiß" ganz daheim und benimmt ſich fortab wie ein engliſcher Rowdy, der das angetraute Weib kraft göttlichen und menſchlichen Herrenrechts in ſeiner Gewalt hat. Er läßt endlos auf ſich warten, erſcheint dann in grotesken Lumpen zur Zeremonie, flucht und ſtampft und ſchimpft wie ein beſoffner Fuhrknecht, tritt den Prieſter vor den Bauch und ſchreit nach Alkohol. So geht es weiter. Er ſchlägt im Haus alles kurz und klein, fegt das Eſſen vom Tiſch, prügelt die Bedienung und macht durch bloße muskuläre Energie Katharinen ſo „zahm", daß ſie, vor Hunger ohnmächtig, auf ſeinen Befehl ihren Kopfputz mit Füßen tritt und zum Schluß des Spiels eine jämmerliche Rede hält des Inhalts, der Mann ſei Herr und Gebieter, das Weib aber demütige Sklavin. Wenn hierin noch Pſychologie ſteckt, ſo nur im Johlen der Zuſchauer. Gerade darum weiß ich kein beſſeres literariſches Beiſpiel für die Wendung, die der Kampf der Geſchlechter innerhalb der „Ziviliſation" zum Teil genommen hat.

* * *

Luſt und Leid. Wir nähern uns jetzt einer Erſcheinung der menſchlichen Pſychologie, die vielleicht die ſonderbarſte überhaupt und am ſchwerſten zu erklären iſt. Ich ſprach von dem durch

Venus ist unmutig über ihren Sohn. Kupferstich von Vitali. Um 1730

Übermacht und Vorrecht gestörten Gleichgewicht. Daß Übermacht und Vorrecht Lustreize in sich bergen, ist ohne weiteres verständlich; sie erweitern dem Triebhaften die Schranken und stärken das subjektive Gefühl der Wahlfreiheit des Willens, werden also als Lust empfunden. In gleichem Maße wird die gegenteilige Einengung und Hemmung als Leid perzipiert. Wenigstens geschieht das in so und so vielen Fällen, und daß es geschieht, ist ebenso ohne weiteres verständlich.

Jetzt kommen aber die Fälle, in denen das Leid begehrt wird. Es fragt sich: sind die Beziehungen, Einengungen, Bedrückungen, Hemmungen wirklich für den Betreffenden Gefühlskomplexe leidvoller Art? dann stehn wir vor einem ziemlich unlösbaren Rätsel. Oder sind dieselben Gefühlskomplexe für den einen Leid, für den andern aber Lust? Wir sahen auf Seite 105, daß auch der scharfe Denker Karl Kraus, der sich auskennt, das Fragezeichen setzt: „Ist der „Masochismus" die Unfähigkeit, anders als im Schmerz zu genießen, oder die Fähigkeit, aus Schmerzen Genuß zu ziehen?" Wobei allerdings das Fragezeichen das Wichtigste ist. Denn: im Schmerz „genießen", heißt eben auf jeden Fall Lust perzipieren, und das wäre ausgeschlossen, sobald einmal der Schmerz als solcher perzipiert ist.

Die Anzahl der Fälle, in denen das Leid nicht geflohen, sondern begehrt wird, ist keineswegs gering. Die Übersicht über das Wesen des Untertanentums (im nächsten Kapitel) wird ergeben, daß dieser psychologische Faktor im sozialen Leben der Völker die allergrößte Rolle spielt. Auf einen Wespenstich erfolgt unfehlbar als Schmerzreaktion eine energische Abwehrbewegung. Aber auf tausend Unterdrückungen, die der Herrschende ausübt, kommt noch nicht eine Revolte der Beherrschten. Wenn man sagt, die Menschheit müsse erst reif werden, sich selbst zu regieren, und bestimmte Entwicklungsphasen sozialer Bildung durchlaufen, so sind das Wechsel auf die Zukunft, zahlbar in Hoffnungen; für die Vergangenheit aber Bestätigung der Tatsachen. Würden die Beherrschten ihre Lage als den rein diametralen Gegensatz der Lust empfinden, so wäre die Abwehr so unmittelbar wie beim Wespenstich.

Doch bleiben wir zunächst bei der Erotik, wo die Ur-Instinkte des Menschen immer noch die deutlichste Sprache führen. Havelock Ellis, ein vorurteilsfreier Kenner des Liebeslebens, hat sich auch mit einer Untersuchung dieses Problems befaßt. (Er

L'AFRIQUE
Statue de marbre dans les Jardins de Versailles faite par Guerin
Gravée par L. Desplaces — A Paris chez Desplaces

123. Das Weib als Erdteil

Kupfer von Desplaces nach der Skulptur von Guérin

124. **Venus in Rage.** Kupfer nach Boucbardon

ist übrigens der Einzige, der bisher darüber selbständig und wissenschaftlich gearbeitet hat.) Doch kommt er zu keinem nennenswerten Ergebnis und begnügt sich damit, im allgemeinen von motorischer Erregung zu reden. Hören wir, was ihm eine Dame über den Gegenstand mitgeteilt hat:

Wenn auch der Gedanke an Schmerz gelegentlich etwas Anregendes haben kann, so ist doch, bei wirklichen Schmerzen, glaube ich, das Gegenteil der Fall. Ein geringer Grad von Schmerzen zerstört mir allen Genuß; so ging es mir einen ganzen Monat nach der Verbreiterung und noch länger. Wenn durch irgend einen Zufall Schmerz erregt wurde, war mein Genuß gleich bedeutend herabgesetzt. Ich kann mir denken, daß sehr wenig sensible Menschen, denen ein zärtlicher Kuß oder eine zarte Liebkosung keinen besonderen Eindruck macht, sich nach etwas gewaltsameren Caressen sehnen; aber in diesem Falle würde es sich für sie eben nicht um Schmerz, sondern um eine erwünschte Anregung handeln. Man kann daher von solchen stumpfen Individuen nicht sagen, daß sie Schmerz lieben, obschon es so scheinen mag. Ich kann mir nicht denken, daß es Personen gibt, die etwas lieben und wünschen, was ihnen selber wirklichen Schmerz bereitet, schon aus dem Grunde allein, weil es doch ihre Aufmerksamkeit teilen und ablenken muß. Dies ist allerdings nur meine persönliche, aus meinen eigenen negativen Erfahrungen stammende Ansicht. Niemals hat mir eine Frau gesagt, sie ließe sich gern Schmerz zufügen ... (Sie schildert weiter gedankliche Spiele der Jugendzeit, die sich auf Höllenstrafen bezogen.) Ebensoviel Freude fand ich daran, mich selbst als den Strafen verhängenden Engel zu betrachten, aber meine Schwester liebte das nicht sehr, weil sie dann keinen Leidensgefährten hatte, der ihre Demütigungen teilte. Es würde mir aber nicht möglich sein, eine solche Inversion meiner Gefühle einem Mann gegenüber durchzusetzen, weil es mir unnatürlich erscheinen würde und außerdem das Wesentliche für die Rolle des überlegenen Teils die größere körperliche Stärke ist. Ich kann jedoch Befriedigung dabei empfinden, wenn ich mich selbst als Mann fühle, der ein weibliches Wesen mit strengen Maßregeln und ernster Disziplin erzieht. Etwas Grausames liegt aber nicht in dieser Vorstellung; denn ich muß mir stets vorstellen, das Mädchen zu lieben. Ich finde nur Freude und Genuß beim Gedanken an eine Frau, die sich Schmerz und Leiden irgendwelcher Art von dem Manne, den sie liebt, gefallen läßt, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind: 1. muß sie der Liebe des Mannes ganz sicher sein. 2. muß sie volles Vertrauen zu seiner Urteilskraft besitzen. 3. muß der Schmerz mit Überlegung, nicht zufällig auferlegt sein. 4. muß der Schmerz ihr in Güte auferlegt werden, zu ihrer eigenen Besserung, nicht aus Zorn oder Rache; denn das würde das Ideal des Mannes zerstören. 5. muß der Schmerz nicht allzu groß sein und nicht das übersteigen, was wir als Kinder ein „bißchen Schmerz" nannten d. h. es darf nicht von irgend welcher Verstimmung, Schneiden usw. die Rede sein. Soviel über die Idee des Schmerzes. Da ich selbst niemals unter einer Kombination all dieser angeführten Bedingungen Schmerz gelitten habe, so habe ich kein Recht zu sagen, ob ich nun auch in Wirklichkeit Genuß dabei empfinden würde.

Ellis zitiert dies Beispiel nebst einigen anderen als Beweis für eine „gewisse Tendenz des Weibes, Schmerz zu suchen und zu lieben", eine Auffassung, der ich mich nicht anschließen möchte. Ich sehe in dem Beispiel einen Beleg dafür, daß das, was als Schmerz perzipiert ist, eine gleichzeitige Lustempfindung ausschließt. Daß Schmerz als solcher nicht begehrt wird. Daß die Vorstellung, Schmerz bereiten zu dürfen, lustreizend wirkt. Wenn die Korrespondentin sich in einen Mann umdenkt, so nur deshalb, weil sie als die Herrschende auch körperlich recht stark sein möchte und weil sie sich in der landläufigen Idee von der Superiorität des Mannes bewegt.

Bevor ich weitergehe, muß ich aber eine prinzipielle Unterscheidung machen, die die Beziehung zwischen Erotik und Schmerz betrifft. Die sogenannte Flagellation rangiert im System schlechthin unter der Rubrik Masochismus-Sadismus. Das ist indessen für einen erheblichen Prozentsatz, in England vielleicht für die Mehrheit der Fälle, absolut falsch. Es gibt eine Flagellation, die als zusammenhängende Erscheinung eng umschrieben ist und mit dem bloßen Faktum des Schlagens beginnt und endigt. Es handelt sich dabei um eine ganz äußerliche Reizung der Hautnerven, um eine Blutüberfüllung im feinen Kapillarnetz, die reflektorisch eine Erregung der genitalen Rückenmarkszentren und entsprechende Vorgänge an der Peripherie der Geschlechtsorgane zur Folge haben. Das Gehirn (mit seiner Fülle von Ideen-Assoziationen einer bestimmten erotischen Färbung)

125. **Amors Strafe.** Kupfer von Boutllard nach einem Gemälde von Lagrenée

ist dabei sozusagen ausgeschaltet. Man könnte ungefähr die gleichen reflektorischen Vorgänge auch bei einem Schlafenden hervorrufen. Gegenüber dem Reichtum der Vorstellungs-Inhalte des eigentlichen Masochismus-Sadismus, wie er z. B. aus den hier reproduzierten Abbildungen hervorgeht, ist dieser äußerliche Flagellantismus psychologisch ärmlich. Er besteht eigentlich nur in dem Wunsche, sich Hautreize zu applizieren oder applizieren zu lassen. Die Variation, die auch in diesem engen Bezirk unausbleiblich ist, setzt sich dann nur aus einem Wechsel der Mechanik d. h. der verwendeten Instrumente oder Positionen zusammen. Hinzu kommt etwa noch eine lusterregende Formbetrachtung jener sekundären Geschlechtsmerkmale, von denen auf Seite 72 die Rede war.

Etwas ganz andres aber ist es, wenn eine Flagellation nur integrierender Bestandteil der komplizierten Gefühlsrichtung Masochismus-Sadismus ist. Dann ist sie nicht reflektorischer Hautreiz, nicht wahllos gegenseitig, sondern bewußt einseitig und wird mit ganz andrer Bedeutung apperzipiert. Sie ist dann auch nicht notwendig ein ersehntes Moment in der Reihe der Handlungen. Denn es gibt viele sogenannte Masochisten, denen der flagellatorische Akt überhaupt nicht „liegt", weil jeder körperliche Schmerz sie sofort aus dem Vorlust-Stadium in das der Indifferenz zurückversetzt.

Es muß demnach die Frage nach den Beziehungen zwischen Leid und Lust in zwei Komponenten getrennt und in zwiefacher Weise beantwortet werden. Hören wir zuvor noch die Angabe eines Klienten Krafft-Ebings, die dem Zentralpunkt der Erscheinung sehr nahe beikommt:

Das Verhältnis ist nicht derart, daß einfach, was sonst physischen Schmerz verursacht, hier als physische Lust empfunden wird, sondern der in der masochistischen Extase Befindliche fühlt keinen Schmerz, sei es, weil er vermöge seines Affektzustandes (gleich dem Soldaten im Schlachtgewühl) die physische Einwirkung auf seine Hautnerven überhaupt nicht apperzipiert, oder weil (wie bei dem religiösen Märtyrer und Ekstatiker) der Überfüllung des Bewußtseins mit Lustgefühlen gegenüber die Vorstellung der Mißhandlung nur wie ein bloßes Zeichen, ohne ihre Schmerzqualität, in ihm stehen bleibt. Es findet im zweiten Fall gewissermaßen eine Überkompensation des physischen Schmerzes durch die psychische Lust statt, und nur die Differenz bleibt als restliche psychische Lust im Bewußtsein ... Analoges scheint in den Selbstpeinigungen religiöser Schwärmer (Fakire, heulende Derwische, religiöse Flagellanten) vorhanden zu sein, nur mit anderem Inhalt der das Lustgefühl erzeugenden Vorstellungen. Auch hier wurde die Vorstellung der Marter ohne ihre Schmerzqualität apperzipiert, indem das Bewußtsein von der mit Lust betonten Vorstellung erfüllt ist, durch die Marter Gott zu dienen, Sünden zu tilgen, den Himmel zu verdienen usw.

126. Verhör und Rute. Französischer Kupfer

Zu diesen interessanten Ausführungen ist zu sagen: Es wird da zwischen körper-

licher und seelischer Lust unterschieden, was die Klarheit der Sachlage gefährdet. Alle Lust kann nur seelisch perzipiert werden durch das Substrat des Nervengewebes. Der einzige Unterschied wäre, ob der Anreiz gegeben wird durch neue, momentan von den Sinnesorganen vermittelte Eindrücke oder durch Erinnerungsbilder und ihren rein innerlichen Aufbau zu visionären Schauhandlungen, z. B. im Traum. Das Beispiel vom Affektzustand im Schlachtgewühl ist ungünstig gewählt. Die moderne Waffe mit ihrem „stopping power" wirft den Mann einfach nieder mit einem schrecklichen Stoß oder Schlag, und er fühlt den Schmerz erst, wenn er aus der Ohnmacht wieder zu sich kommt und die Luft inzwischen an die zerschnittenen Nervenenden des Wundkanals getreten ist. Beim Rasieren pflegt niemand im Affektzustand zu sein; und dennoch fühlt man die Schnittwunde erst hinterher, aber dann tüchtig.

Die Theorie einer Überkompensation klingt sehr verlockend. Da es sich aber dabei um eine Differenz-Empfindung handeln soll, so müßte in jedem Fall die Summe der vorher vorhandenen Lustgefühle deutlich vermindert werden; bei fortgesetzter „Mißhandlung" müßte sie sogar verschwinden und dem Schmerzgefühl Platz machen. In den extremen Fällen der Ekstase ist indessen gerade das Gegenteil der Fall: die Summe der schon vorhandenen Lustgefühle wird rein gesteigert.

Generell lassen sich also die Dinge nicht erklären. Ich will versuchen, nach den zwei erwähnten Hauptgruppen zu sondern: Erstens, die rein äußerliche Flagellation ohne psychologische Vertiefung. Wann der leidende Teil hier Schmerz empfindet, hängt nur ab von der Stärke des Schlags und der eigenen Empfindlichkeit. Es ist erstaunlich, wie sehr die Schmerzempfindlichkeit variieren kann. Beim Militär sieht man stämmige Rekruten bei der Schutzpockenimpfung umfallen wie die Fliegen. Andrerseits berichtet Parkinson aus der Südsee folgendes von Kindern, denen der Schädel geöffnet wird:

... um ihre Kinder gegen Kopfschmerzen und Epilepsie während ihrer ganzen Lebensdauer zu schützen, unterläßt eine vorsorgliche Mutter nicht, ihren Kindern den Stirnknochen durch Schaben zu öffnen; in einzelnen Distrikten geschieht diese Trepanation nur einmal, in andern Distrikten dagegen zweimal und dreimal. Ich war vor Jahren geneigt, die durch die Operation entstandenen Narben als „Ziernarben" zu betrachten, obgleich ich mir nicht erklären konnte, wie dadurch eine fühlbare, tiefe Furche in dem Schädelknochen entstand. Vor einigen Jahren wurde ich unweit Kap Santa Maria durch das jämmerliche Geschrei einiger Kinder herangelockt, die mit mehreren Weibern eine Gruppe in dem seichten Gewässer eines kleinen Baches bildeten. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meinem Herantreten gewahrte, daß zwei etwa dreijährige Mädchen von mehreren Weibern festgehalten wurden, während die Mütter den bloß gelegten Stirnknochen energisch mit einem scharfen Muschelsplitterchen abschabten. Das Schaben an und für sich schien den Kleinen nicht gerade große Schmerzen zu bereiten, das Geschrei war wohl mehr ein Protest gegen das gezwungene Stillhalten; denn sobald eine Pause in dem setzteren stattfand, hörte auch das Geschrei auf. Die Operation wurde so lange fortgesetzt, bis ein feiner Spalt sichtbar wurde, etwa ein Zentimeter lang und einen halben Millimeter breit; dann spülte man die Wunde mit dem nicht sehr reinen Wasser des Baches ab und legte gequetschte Blätter darauf. Der Verband bestand aus einem Streifen alten Baumwollzeuges. Die operierten Kinder schienen wohl und munter zu sein; beide zogen an der Hand ihrer Mutter nach vollendeter Operation von dannen.

Daß diese Kinder sich nicht gutwillig die Stirn spalten lassen, begreift man. Unbegreiflich aber ist ihr sonstiges Verhalten für uns, die wir gewohnt sind, infolge der öffentlichen Hygiene den eigenen Körperzuständen eine vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dadurch die Schmerzempfindlichkeit zu steigern. Dies Hinwenden der Aufmerksamkeit auf einen, normalerweise schmerzerregenden Vorgang ist auch gerade bei der zweiten Gruppe, der mit psychologischer Vertiefung, vorhanden und erhöht die Schwierigkeit der Erklärung. Ich möchte hierzu die wenig beachtete, aber äußerst anschauliche Mitteilung wiedergeben, die ein Korrespondent an H. Ellis gerichtet hat:

Nul amour sans peine Nul Rose sans Epine

Rien n'est exempt d'amour quand un cœur est Sevère
C'est qu'il n'a point trouvé l'Objet fait pour luy plaire
Souvent trop tard helas, un tendre engagement
Nous prouve qu'on ne peut estre heureux en aimant.

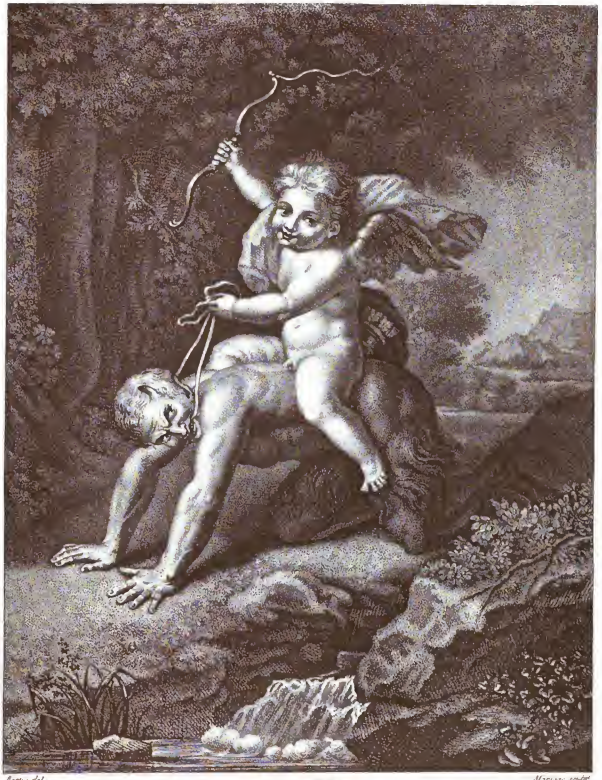
Telle est de ce Portrait la fiction badine,
Le Peintre nous fait voir par ce bizar retour
Que jamais il ne fut de Rose sans épine,
Et que les Deplaisirs, accompagnent L'amour

A Paris chez Duchange Graveur du Roy rue d'Anjou 1730

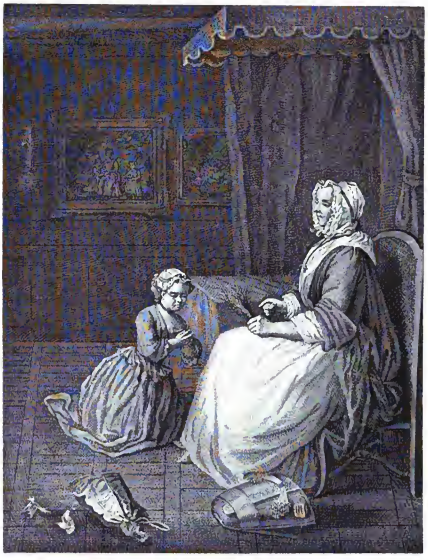
127 **Keine Rose ohne Dornen.** Kupfer nach einem Gemälde von Nattier

Als ich ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren war, befand ich mich einmal lange zum Besuch einiger guter Bekannter meiner Eltern. Die Tochter des Hauses, das einzige Kind, ein hübsches kräftiges Mädchen, das ungefähr sechs Jahre älter war als ich, war mein hauptsächlicher Spielgefährte. Dies Mädchen war immer hübsch gekleidet, besaß zierliche Füße und Knöchel und wußte dies natürlich. Wenn angängig, so kleidete sie sich so, daß ihre Vorzüge am besten zur Geltung kamen, also mit kurzen Röcken und gewöhnlich mit kleinen Niederschuhen, die hohe Absätze hatten, und sie war nicht abgeneigt, diese in einer sehr unterhaltenden koketten Manier zur Schau zu stellen. Sie schien eine gewisse Vorliebe zu haben, auf Dinge zu treten, die unter ihrem Fuß nachgaben und zusammenfielen, z. B. Blumen, kleines Fallobst, Eicheln, Heuhaufen, Stroh oder frisches Schnittgras. Bei unsern Spaziergängen durch den Garten, bei denen wir uns völlig überlassen blieben, hatte ich mir angewöhnt, ihr bei diesem Manöver zuzusehn und schalt sie deshalb gewöhnlich. Nun war es mir damals ein besonderes Vergnügen, und ich tue es jetzt noch gern, ausgestreckt auf einem dicken Kaminteppich vor einem tüchtigen Feuer zu liegen. Eines Abends befand ich mich wieder in dieser Stellung, wir waren allein, und X. ging durchs Zimmer, um etwas vom Kaminsims zu holen. Statt über mich weg den Arm auszustrecken, trat sie in neckischer Weise auf mich, wobei sie meinte, sie wolle mir zeigen, wie das dem Heu und Stroh täte. Natürlich ging ich auf den Scherz ein und lachte. Nachdem sie einige Momente auf mir gestanden hatte, erhob sie ihren Rockſaum leicht und streckte, indem sie sich am Kaminsims festhielt, einen ihrer zierlichen Füße im braunseidenen Strumpf und Stöckelschuh in den Lichtschein des Kaminfeuers, um ihn zu wärmen, wobei sie auf mich herabblickte und über mein erhitztes Gesicht lachte. Sie war ein ganz unbefangenes, sehr reizvolles Mädchen, und ich bin ziemlich sicher, daß sie, wiewohl ihr sichtlich meine Erregung und die Berührung meines Körpers unter ihrem Fuß behagte, bei dieser ersten Gelegenheit meinen Zustand nicht klar erkannte. Ich erinnere mich auch nicht, daß, obwohl mich das Verlangen nach sexueller Befriedigung fast außer mir brachte, bei ihr ein entsprechendes Gefühl durchgebrochen wäre. Ich faßte den erhobenen Fuß, küßte ihn und führte ihn in absolut unwiderstehlichem Drange an mein erigiertes membrum. Fast im Augenblick, als ihr Gewicht auf dieses fiel, entstand zum erstenmal in meinem Leben ein vollständiger wirklicher Orgasmus. Keine Schilderung kann einen Begriff von meinen Gefühlen geben, ich weiß nur, daß von dem Augenblick an mein sexueller Brennpunkt für immer fixiert war. Unzählige Male nach diesem Abend fühlte ich das Gewicht ihres zierlichen Pantoffels, und nichts wird jemals dem Andenken an den Genuß gleichkommen, den ich damals an ihr erfuhr. Ich weiß, daß X. mich mit eben solchem Vergnügen trat, als ich selbst daran hatte, getreten zu werden. Sie konnte sich ziemlich viel Toilettenausgaben gestatten, und da sie bemerkte, daß sie mir Vergnügen machte, so kaufte sie immerfort hübsche Strümpfe und zierliche Schuhe mit so hohen und spitzen Absätzen, als sie finden konnte und demonstrierte sie mir dann mit dem größten Behagen, indem sie darauf bestand, ich müsse mich niederlegen und sie auf mir anprobieren lassen. Sie gab zu, daß sie sie gern in meinen Körper einsinken sehe, wenn sie darauf träte, und freute sich über das Knacken der Muskeln unter dem Absatz, wenn sie diesen bewegte. Nach einigen Minuten führte ich immer ihren Schuh an mein membrum, und sie trat behutsam, aber mit ihrem ganzen Gewicht, ungefähr 110 Pfund, auf mich und betrachtete mich mit glänzenden Augen, gerösteten Wangen, zitternden Lippen, wenn sie, was deutlich der Fall gewesen sein muß, das Pochen unter dem Fuß spürte, wenn die ejakulatio

128. Mit dem Pantoffel. Radierung von Goya



Liebe macht zahm. Kupferstich von Mariage. 18. Jahrhundert



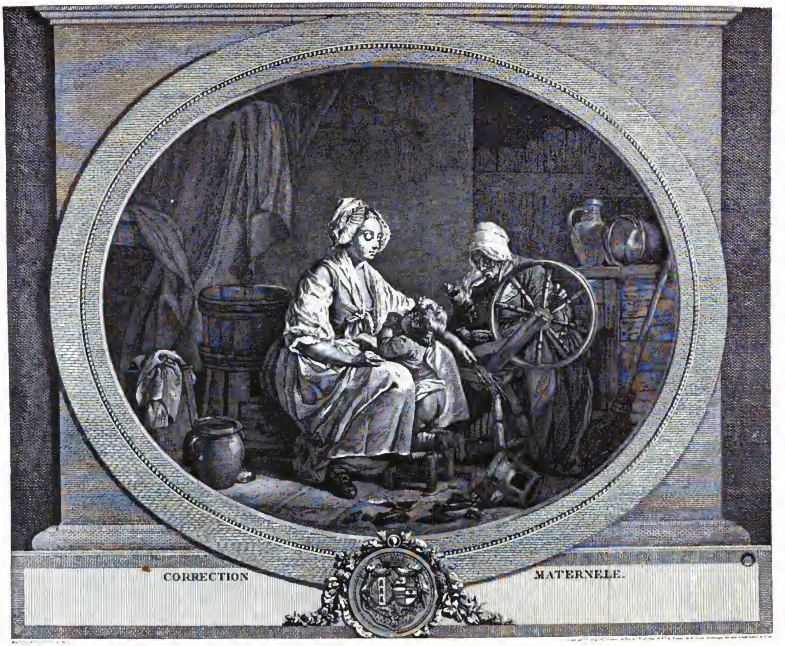
129. Die ſtrenge Mutter. Kupferſtich nach Chardin

erfolgte. Ich habe nicht den geringſten Zweifel, daß ſie gleichzeitig Orgasmus hatte, obgleich wir niemals offen davon ſprachen. Dies geſchah mehrere Jahre hindurch faſt bei jeder günſtigen Gelegenheit, die wir hatten, und nach einem oder zwei Monaten der Trennung vier- oder fünfmal an jedem Tage. Einige Male maſturbierte ich in ihrer Abweſenheit, indem ich mit ihrem Schuh, ſo ſtark ich konnte, an mein membrum drückte und mir dabei vorſtellte, ſie träte mich. Das Gefühl war dabei natürlich viel ſchwächer. Niemals war zu irgend einer Zeit zwiſchen uns die Rede von Sexualverkehr und wir waren beide ſehr zufrieden und ließen die Dinge ſo gehn. Als ich etwas über zwanzig Jahre alt war, ging ich auf Reiſen. Nach meiner Wiederkehr, drei Jahre ſpäter, fand ich ſie verheiratet. Obwohl wir uns häufig ſahen, wurde doch nie auf den Gegenſtand angeſpielt, wir blieben aber gute Freunde. Ich geſtehe, ich habe dann oft, wenn es nicht beobachtet werden konnte, nach ihrem Fuß geſehn und würde gern das Vergnügen akzeptiert haben, das ſie mir durch eine gelegentliche Wiederaufnahme unſrer merkwürdigen Praxis hätte gewähren können. Aber es kam nie dazu.

Soweit Havelock Ellis (Die krankhaften Geſchlechtsempfindungen auf diſſoziativer Grundlage, Würzburg 1907). Der Fall iſt in verſchiedener Hinſicht äußerſt lehrreich und wird uns in

seinen weiteren Mitteilungen später noch beschäftigen müssen. Hier sei nur ein Wort hinzugefügt über die allgemeine Auffassung, die Ellis von dieser Erscheinungsform hat. Er rubriziert den Fall im besonderen unter seine Kategorie des „erotischen Symbolismus". Dieser bedeutet nach ihm „ein psychisches Verhalten, wodurch die Aufmerksamkeit des Betroffenen von dem Kern des sexuellen Reizkomplexes hinweg und einem Gegenstand oder Vorgang zugewendet wird, der zu diesem nur in entfernterer oder in gar keiner Beziehung steht, wiewohl er assoziativ durch Ähnlichkeit oder durch Aufeinanderfolge in Zeit und Raum mit ihm verknüpft sein kann; so geschieht es denn, daß Tumeszenz und in extremen Fällen sogar Detumeszenz durch Apperzeption von Gegenständen oder Vorgängen hervorgerufen werden kann, die mit dem Zweck der sexuellen Konjugation gar nichts zu tun haben." Ich habe auf Seite 116—118, wo von „Verschwendungs"-Lusthandlungen im allgemeinen biologischen Sinne die Rede war, bereits ausgeführt, aus welchen Gründen ich den Lusthandlungen gegenüber einen gänzlich andern und neuen Standpunkt einnehme. Der Begriff „Symbolismus" führt ins Metaphysische, und je mehr er das tut, um so weniger kann er uns als naturwissenschaftliche Erklärung befriedigen. Ich bestreite, und tu dies keineswegs allein, daß bei der überwiegenden Mehrheit aller Lusthandlungen die Vorstellung von der „Fortpflanzung der Art" irgend einen Bewußtseins-Inhalt bildet, geschweige denn einen bewußten Anreiz. Moll sagt zum Beispiel: „Wir können das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes beim Menschen überhaupt fast ganz bestreiten. Es mag wohl bei vielen der Wunsch vorliegen, sich fortzupflanzen; aber ein Trieb dürfte kaum noch anzunehmen sein ... Daß ganz allgemein der Geschlechtstrieb auch als Fortpflanzungstrieb bezeichnet wird, das kommt von der Verwechselung des bewußten Zieles des Triebes mit dem unbewußten Zweck desselben. Der Trieb dient der Fortpflanzung; sie ist gewissermaßen die objektive Seite, während die subjektive Seite des Geschlechtstriebes das ist, was Hegar als Begattungstrieb bezeichnet; d. h. der Begattungstrieb dient dem Fortpflanzungszweck." Nun bin ich auf Grund meiner Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt, daß statistisch die größere Summe aller vorkommenden Lusthandlungen sichtbarlich nicht die Fortpflanzung der Art zum „Zweck" hat, sondern einzig die Erreichung des Lustgipfels. Es geht daher nicht an, die größere Summe der Erscheinungen als Außenseiter und abnorm zu behandeln, wie es eigentlich auch H. Ellis tut. Ferner ist Kopulation und Lustgipfel für sehr viele Frauen keineswegs identisch, da der unkomplizierte Akt der Kopulation sie im Vorlust-Stadium beläßt; daher ihr typisches Verlangen nach zeitlicher Ausdehnung desselben, wie sich aus jeder ars amandi der Weltliteratur belegen läßt; daher auch der wissenschaftliche Irrtum von der mangelhaften Geschlechtsempfindung des Weibes. Dadurch, daß beim Manne ein üblicher Weg zur Erreichung des bewußt angestrebten Lustgipfels mit der Fortpflanzung der Art zusammenzufallen pflegt, beim Weibe aber nicht in dem gleichen Maße: ist hier gewissermaßen eine zweite „doppelte Moral" auf dem Gebiete der Lustempfindungen entstanden, und wiederum vom unbekümmerten männlichen Standpunkt aus zum Nachteil der Frau. Aus allen diesen Gründen darf als Maßstab zur Klassifizierung von Lusthandlungen nicht ein unterbewußter teleologischer Zweck angesehn werden, sondern allein die erkennbare Richtung auf Herbeiführung der Detumeszenz, oder besser (für beide Geschlechter gleichmäßig passend): die Tendenz, den Lustgipfel zu erklimmen.

Nach diesen kritischen Einwendungen können wir uns der näheren Betrachtung des zitierten Falles zuwenden. Ich möchte jedoch noch auf einige Bildmotive hinweisen, die gleichfalls das Getretenwerden durch das Weib veranschaulichen. Es ist hierbei grundsätzlich zu beachten, daß der darstellende Künstler stets in den ursprünglichsten Elementen der erotischen Ideen-Assoziation



130. Mütterliche Züchtigung. Radierung nach einem Gemälde von Aubrey

drin steckt, und zwar in der Regel um so intensiver, je künstlerischer das Werk ist, das er produziert. Das ist durchaus natürlich. Es kann gar nicht anders sein, falls der Künstler nicht ein Kastrat ist. Aber dann wäre auch sein Werk lasch und blöde und ohne innerliche Intensität und Sprungfedern. Oder gibt es ein künstlerisches Werk, das von einem Eunuchen geschaffen wäre? Die Leute, die von der Fortpflanzung als dem allein berechtigten Grunde von Lustſtimmungen faſeln, wollen die Tatsache töten, daß der unerſchöpfliche und einzig giltige Wert der Sexualität (mit ihrem ewigen Streben von Verlust zu Lust) in den freudigen und schöpferischen Spannungen liegt, mit denen ſie uns beſtändig erfüllt und die aus der grauen Dämmerung des Geſchlechtslosen das farbige Lichterſpiel der innerlichen Lockungen ſchaffen. Alſo der Künſtler muß immer erotiſch ſein und er iſt es, meiſt ohne es genau zu wiſſen. Wenn er irgend einer Idee zum bildlichen Daſein zu verhelfen hat und wenn er dies notgedrungen aus ſeiner Erotik heraus tut, ſo denkt er nicht im geringſten daran, das Abſtrakte konkret werden zu laſſen in der Weiſe, daß ihm die Vorſtellung von der „Erhaltung der Art“ den zeichnenden Stift führt. Sondern: wir überraſchen den Künſtler auf ſeinem ſchöpferiſchen Wege in dem Vehikel irgend einer Vorſtellung, die wir im Leben als eine von den vielen vorkommenden und grundſätzlich gleich zu bewertenden Luſthandlungen wirklich nachweiſen können. Ich habe ſchon in der Einleitung geſagt: Idee und Tat iſt in der Erotik gleichwertig, nur iſt jene maſſenhafter als dieſe. Wie kann man ſo unlogiſch ſein, einerſeits die erotiſche Handlung des Getretenwerdens durch ein Weib als abnorm, entartet, krankhaft, laſterhaft uſw. zu bezeichnen, während es noch niemandem auch nur im entfernteſten einfallen iſt, die künſtleriſche Geſtaltung derſelben Idee mit einer dieſer Wertſchätzungen zu belegen. Während gar kein Zweifel iſt, daß beide, Idee und Tat, ein und derſelben Quelle entſpringen!

131. Die Katzenherrin. Stich von Loder. Wien 1815

Des Näheren. Jean Veber ſtand vor der Aufgabe, die Trennung von Staat und Kirche, wie ſie ſich im modernen Frankreich vollzogen hat, bildlich darzuſtellen. Ein Thema, das mit Erotik nicht das geringſte zu tun hat, wird man ſagen. Es hat auch nichts damit zu tun. Aber der Künſtler iſt ein Menſch mit ſechs vollen Sinnen und außerdem Mann. Er ſteckt als ſolcher in den urſprünglichſten Elementen der erotiſchen Ideen-Aſſoziationen drin. Das Vehikel, auf dem er das abſtrakte Stichwort ſeiner Aufgabe konkret werden läßt, wird nachweisbar erotiſch ſein. Es iſt ſo. Man betrachte unſere große zweifarbige Beilage Jean Veber „Mariannes Fußtritt“. Der Künſtler nennt das

132. Der Kraftwagen. Zeichnung von Maurice Neumont. 1896

Bild natürlich anders, nämlich „Le Polka des Cathedrales". Warum? Das habe ich ſchon auf Seite 96 angedeutet: wenn der Künſtler mit dem Werk fertig iſt, erkennt er plötzlich, daß ihm eine erotiſche Spannung den Zeichenſtift führte, er ſchämt ſich gewiſſermaßen, der Öffentlichkeit Einblick in ſeine geheime Werkſtatt zu gewähren, und er ſucht zu kaſchieren, ſo weit ſich kaſchieren läßt. Er lenkt durch die Unterſchrift die Aufmerkſamkeit diskret ab von dem robuſten Weib, das doch die einzige Hauptſache des Bildes geworden iſt, und das frech, üppig, brutal, gewaltſam und beinah im Rauſch alles zu Boden ſtampft, was ihr unter die Füße gerät. Alſo der Schaffende iſt hier ein Mann, und ein vollſinniger Mann, und außerdem ein ſtarker Künſtler. Das ſagt alles. Ohne daß er etwas dazu tut, formt ſich der Begriff „Staat" in ihm zu einem Weibe und zwar zu dieſem Weibe. Eine Frau hätte das Thema niemals ſo dargeſtellt, ſie wäre denn homoſexuell. Und ein andrer Mann hätte es nur deshalb in andrer Nuance dargeſtellt, weil ſeine erotiſche Richtung eine andre individuelle Nuance gehabt hätte.

Abbildung Nr. 169 gibt ein venezianiſches Deckengemälde von Palma Vecchio wieder „Die Juſtiz tritt den Miſſeläter zu Boden". Die Unterſchrift iſt auch hier, wie faſt bei ſämtlichen Bildern, von mir in dem Sinne modifiziert worden, daß die exemplifizierte pſychologiſche Beziehung möglichſt ſofort deutlich wird. Alſo Palma Vecchio hat den Malauftrag nicht etwa mit dem Stichwort der Unterſchrift empfangen, ſondern nur mit der allgemeinen Bezeichnung einer ſozialen Inſtitution, der Rechtspflege. Das Wie der Darſtellung zeigt uns, welchen Weg die Schöpfung

133. Ein zweizylindriger Motor. Anonyme englische Karikatur. Um 1817

durch ſein Männerhirn genommen hat. — Hierher gehört auch der deutſche Kupfer von 1600 „Victoria auf der Kriegsbeute" (Abbildung Nr. 173), wiederum von mir pſychologiſch deutlich umgetauft, und beſonders der Stich von Sadeler, ungefähr aus der gleichen Zeit (Abbildung Nr. 171). Der äußere Anlaß zu dem Blatt war wohl irgend ein Friedensſchluß; Künſte und Wiſſenſchaften atmeten auf, daß der hemmende Kriegszuſtand erledigt war. Und welche Geſtalt nahm die Darſtellung dieſer Ereigniſſe bei Sadeler an? Eine ſchneidige Amazone tritt einen Mann zu Boden und verſchnürt ihn mit einem Strick zu einem ſoliden Gliederpaket. Ihr Fuß drückt dabei auf ſeine Kehle. Wir werden ſpäter bei der Fortſetzung des Elliſchen Falles ſehn, daß es dem Betreffenden gleichfalls ein erſehntes Moment war, wenn eine ſolche „Siegesgöttin" wie hier auf ſeine Kehle trat und ihn als unterworfenen Kriegs-Sklaven behandelte.

Ich ſagte, das Hinwenden der Aufmerkſamkeit auf den erwarteten, ſchmerzerregenden Vorgang erhöhe die Schwierigkeit der Erklärung. Ich zitierte deshalb den Ellis'ſchen Fall, weil er dies Moment in ſeltener Reinheit zeigt. Da ſind zwei gut erzogene junge Leute der höheren Geſellſchaftsklaſſe Englands, deren Pſyche in erotiſcher Beziehung gewiſſermaßen noch ein unbeſchriebenes Blatt iſt, und die durch die Zufälligkeiten von Milieu und ſchlummernder Anlage in eine ſolche Situation gelangen. Es kann kein Zweifel ſein, daß der Knabe die ſchmerzerregende Handlung mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwartete und daß er das erſte Mal weder aus Erfahrung noch durch irgend welche Mitteilungen etwas davon wußte, daß direkte Beziehungen zwiſchen Leid und Luſt exiſtieren. Und trotzdem verläuft das Phänomen in der ſo typiſchen und gleichzeitig ſo rätſelhaften Weiſe.

Ich geſtehe, erklären im naturwiſſenſchaftlichen Sinne kann ich es nicht, wie es zugeht, daß

in einzelnen Fällen eine normalerweise schmerzerregende Handlung nur als Lust apperzipiert wird. Es kommt dies öfter vor, als man glauben möchte, und ich habe anfänglich derartigen Angaben sehr skeptisch gegenüber gestanden, weil ich Erinnerungstäuschungen vermutete. Nachdem ich aber Experimentalerscheinungen dieser Art (unter Ausschluß bloß hysterischer oder neurasthenischer Symptome) unmittelbar habe nachprüfen können, mußte ich das Faktum als solches zugeben. Ich fand, daß die Dinge völlig identisch sind mit andern sehr bekannten, aber bis jetzt ebenso wenig hinreichend „erklärten", nämlich mit gewissen Erscheinungen der Hypnose.

Die Hypnose ist ein Zustand, in den jeder, auch vollkommen gesunde Mensch versetzt werden kann. Schon deshalb scheint es mir verkehrt, die damit identischen Erscheinungen des sogen. Masochismus nur vom pathologischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, worauf ich übrigens schon früher aufmerksam gemacht habe (A. Kind, Über die Komplikationen der Homosexualität mit andern sexuellen Anomalien, 1908). Man sagt, die Hypnose sei ein Zustand, bei dem die Willenstätigkeit eine Hemmung erfährt. Das ist ungefähr derselbe Irrtum, als wenn der sogen. Masochist für willensschwach oder willenlos erklärt wird (vgl. Seite 97—103). Es wird allgemein bestätigt, daß Personen, die „willensstark" sind und sich konzentrieren können, leichter in Hypnose versetzt werden können, als zerstreute und abgelenkte. Bei kleinen Kindern, die noch keiner Konzentration fähig sind, wird die Herbeiführung der Hypnose fast zur Unmöglichkeit. Nicht der Hypnotiseur überträgt ein fabelhaftes Willensfluidum auf sein Medium, sondern die betreffende Versuchsperson muß selber hypnotisch werden wollen. Ich habe Personen, die ohne jedes Schwanken sofort dazu willig

134. Madame fährt aus. Anonyme englische Karikatur von 1819

waren, in wenigen Augenblicken in die tiefste Somnolenz versetzen können, sogar ohne Fixieren und ohne den üblichen Zuspruch. Dabei habe ich den Eindruck gehabt, als sei ich eigentlich das „Medium", dessen sich der Wille der Betreffenden als Mittler zur Erreichung des Zustandes bediente.

Sind nun die Willensbeziehungen analoge, so noch vielmehr die Qualitäten der apperzipierten Empfindungen. Der Hypnotisierte empfindet Dinge, die ihm sonst unangenehm wären, als angenehm, oder umgekehrt, weil er so will. Wenn ich einem Menschen, der bisher nie hypnotisiert wurde und der im allgemeinen recht wehleidig ist, eine Nadel in die Haut bohre, nachdem ich ihm vorher gesagt habe, ich werde ihn mit einer Flaumfeder streicheln, und er lächelt dann: so wäre es doch sonderbar anzunehmen, daß ich, der von ihm räumlich Getrennte, durch bloßes Antippen einer unzutreffenden Ideenassoziation irgend etwas Nennenswertes zu solcher Veränderung der Gefühlsapperzeption getan hätte. Nein, den Vorgang bewirkt allein die Versuchsperson; sie bedient sich meiner Äußerung nur zur Verstärkung der eigenen Willensfähigkeit. Die Willenshandlung entspringt ja, wie wir sahen, aus einem Widerstreit von Motiven. Dadurch, daß die Versuchsperson mein Urteil über die Angelegenheit hört, wird dieser Widerstreit bei ihr nur schneller entschieden. Es ist auch nicht angängig zu sagen, die Versuchsperson sei mir nur gefällig. Den Schmerz über einen Nadelstich könnte sie sich am Ende verbeißen. Aber wie sollte sie bloß mir zu Gefallen die unwillkürliche Tränenabsonderung zurückhalten können, wenn ich ihr fünf Minuten lang stärksten Ammoniak zu riechen gebe und sage, es sei eine Rose? Ich kenne keine stärkere Form einer Willenserscheinung als diese, wo selbst Reflexe beeinflußt werden, die sonst jeder Willensbeeinflussung entrückt sind.

Ein weiterer Beweis, daß es sich um eigene Willenstätigkeit des angeblichen Mediums handelt, sind diejenigen Fälle, wo überhaupt kein Hypnotiseur vorhanden ist. Man hat die Möglichkeit der „Autosuggestion" bestritten. Aber der Fehler liegt nur im Wort. Suggerieren d. h. durch Unterschiebung von unzutreffenden Tatsachen beeinflussen, kann sich niemand. Wohl aber kann man wollen. Justinus Kerner, der Dichter und Arzt und Erforscher solcher Zustände, brachte es durch Übung fertig, sein Herz beliebig schneller und langsamer schlagen zu lassen und hat dies oft seinen Freunden vordemonstriert.

135. Die Wahrheit über Dante. Satire von J. Viatier. 1837

Die erstaunlichsten Fähigkeiten sind in der Beziehung den indischen Fakiren nachgerühmt worden. Ich könnte Berichte von englischen Augenzeugen anführen, die man kopfschüttelnd liest, weil man nicht in der Lage ist, diese außergewöhnlichen Erscheinungen mit den modernen Untersuchungsmethoden nachzukontrollieren. Fakire sollen sich auf lange

The ENGLISH LADIES DANDY TOY

Das Spielzeug der englischen Lady

Farbiger Kupfer von J. R. Cruikshank, 1818

136. Ein englischer Sacher-Masoch. Politische Karikatur von Gillray. Um 1795

Zeit lebendig begraben und den Sarg einmauern lassen und nachher frisch und gesund davonspazieren. Es würde sich also dabei um Zustände handeln, die wir vom Winterschlaf der Tiere her kennen und die mit Verlangsamung der Herz- und Atembewegung und allgemeiner Herabsetzung der Körpertemperatur einhergehn. Wir haben aber einen solchen Fall, der in Europa wissenschaftlich geprüft worden ist. Auf der Millenniums-Ausstellung in Budapest befanden sich zwei Yogi aus Hindostan, die abwechselnd je acht bis vierzehn Tage eingesargt wurden. Die Einschläferung und Erweckung geschah öffentlich vor dem Publikum; ebenso war der in seinem gläsernen Sarg liegende Yogi zur Schau gestellt. Török hat die Sache untersucht und darüber einen wissenschaftlichen Bericht erstattet. Da heißt es unter anderm:

Gestern kam die Reihe der Einschläferung an Gopal Krischna. Bis zum Beginn der Einschläferung war derselbe sehr munter, aufgeweckten Geistes, sehr gesprächig und bekundete ein lebhaftes Interesse für das anthropologische Studium, bat mich auch, ihm nach der Erweckung alles zu erzählen, was mit ihm während seines Schlafes vorgehn sollte ... Nach einem kurzen, höchstens drei Minuten dauernden, eintönigen Hermurmeln eines sanskritischen Gebetes wurde Gopal Krischna in den geräumigen, etwa 2 m langen, 1 m hohen und etwas mehr als 1 m breiten, gläsernen Sarg auf weicher Unterlage gelegt und mittelst einer dichten seidenen Decke bis zum Kopf eingehüllt. Sofort schloß er seine Augen und murmelte einige Minuten lang diejenigen Gebete nach, die der andre Yogi Bhimsen Pranay eintönig, aber mit von Zeit zu Zeit rhythmisch abgeänderten Timbre der Stimme hersagte. Nach etwa drei Minuten verstummte der Mund Gopals, während Bhimsen seine monotone Rezitation noch fortsetzte. Es vergingen abermals 3—4 Minuten, dann hörte Bhimsen plötzlich auf und hob das obere linke Augenlid seines Genossen empor; der Augapfel war bereits nach innen und oben gerollt und dem Anschein nach unempfindlich. Bhimsen überstrich die Stirn und das Gesicht mit einem Tuch. Der Yogi ward als eingeschlafen erklärt. In der Tat lag Gopal ganz ruhig in seinem Glassarge, ohne Bewegung, die Atmung war ebenfalls ganz ruhig und durch die Decke hindurch nur bei angespannter Aufmerk-

137. Hängen geblieben. Sogenannte Krähwinkliade. Um 1820

samkeit wahrnehmbar. Nach Verlauf von zwanzig Minuten wurde das eine und andre obere Augenlid gehoben, der Augapfel betastet, der Herzschlag und der Pulsschlag befühlt, sowie die Atmung durch Auflegen der Hand auf die Magengegend untersucht. Die Körperwärme war normal 37° C, der Puls 80, Atmung 18, die Muskulatur erschlafft, der Augapfel unempfindlich. Heute, also nach 24 Stunden, fand ich Gopal ganz ruhig, kaum bemerkbar atmend in seinem Glassarg liegen, die Gesichtshaut schien mir etwas welk, eingefallen. Körpertemperatur 36° C, Puls 75, Atmung 16 ... Bevor ich auf die Besprechung des Schlafs übergehe, wollen wir zuerst sehn, wie die Erweckung aus einem solchen lethargischen Zustand vor sich geht. Samstag Abends um 7 Uhr wurde der Glassarg mit dem darin schlafenden Yogi Bhimsen Pratap vor dem Publikum auf das Podium gestellt. Gopal stürzte sich mit seinen zum Gebet gefalteten Händen an den Sarg und rezitierte ganz laut, aber mit abwechselnder Stärke seiner Stimme in sanskritischer Sprache ein Gebet, was etwa 8 Minuten dauerte, dann bestrich er mittelst eines Tuches Stirn, Augen, Nase, Mund des noch immer ganz reglos daliegenden Bhimsen und öffnete die Augen, die noch ganz unempfindlich waren; die Atmung war noch immer ruhig und sehr oberflächlich. Bhimsen fing abermals ganz laut zu rezitieren an, was etwa 5 Minuten lang dauerte. Während dieser Zeit bemerkte man, daß die Respiration stärker und beschleunigter wurde. Ein Geräusch der ein- und ausströmenden Luft war jedoch nicht vernehmbar. Gopal, indem er plötzlich sehr laut und immer lauter rezitierte, faßte nun den Kopf des schlafenden Bhimsen, schüttelte denselben ziemlich kräftig, wischte mit dem Tuche öfters über das Gesicht und öffnete gewaltsam den Mund, ohne sein sehr lautes Rezitieren zu unterbrechen. Etwa nach 5 Minuten hörte man zuerst das Geräusch einer röchelnden Atmung und bald darauf einen krampfhaft und plötzlich hervorgestoßenen, unartikulierten, dumpfen Laut, wie man dies bei schlaftrunkenen Menschen gelegentlich zu hören bekommt. Gopal rezitierte ohne Unterbrechung weiter, schüttelte wiederholt den Kopf und hob mit Hilfe eines Dieners den noch immer schlaftrunkenen Bhimsen hervor, um den Körper in eine aufrecht sitzende Lage zu bringen. Es wurde fortwährend die Brust, namentlich die Herzgegend kräftig betastet, gestreichelt, der Rücken geklopft, das Gesicht mit dem Tuch abgewischt. Infolge dieser stärkeren Reize kam Bhimsen sehr rasch zum Bewußtsein, und nach einigen krampfhaften Körperbewegungen rief er mit heiserer Stimme: „Milk!“. Es wurde ihm nacheinander schluckweise Milch in den Mund eingeflößt; die Kopf- und Gesichtshaut bedeckte sich mäßig mit Schweiß, die Augen blieben bereits offen, die Gesichtszüge waren schroff verzogen, wie bei heftigem Unwohlsein. Nun fing auch der bereits erwachte Bhimsen mit schwacher, heiserer

Stimme zu rezitieren an. Nach einigen Minuten wurde er aus dem Sarge gehoben und auf einen Seſſel geſetzt. Es wurde ihm noch etwas Milch gereicht, ſein Körper frottiert, ſein leichter, luftiger Anzug in Ordnung gebracht, wonach er ſelbſt aufſtand und ſich dem Publikum zeigte. Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis alles zu Ende war. Eine Stunde darauf fuhren wir mit Bhimſen auf der Trambahn in die Stadt; der auferweckte Yogi war ganz munter und plauderte lebhaft, nur beklagte er ſich über Müdigkeit. Nach dem Erwachen wurde Bhimſen gewogen, wobei es ſich herausſtellte, daß er während des achtägigen Schlafes 6 Kilo an Körpergewicht verloren hatte.... Nach der Erweckung war ein ſchneller Puls vorhanden. Es muß als auffallend bezeichnet werden, daß die Erholung nach dem Erwecken aus dem achttägigen Schlaf ſo raſch vor ſich ging. Daß der Eingeſchläferte während der acht Tage hie und da momentan die Augen öffnete, ſowie ſeine Hände etwas bewegte, wurde beobachtet.

Nun, es ſoll ſogar noch mehr beobachtet worden ſein. Einige Herren, die gern „entlarven" wollten, verſteckten ſich über Nacht in dem „Grabgewölbe" und überraſchten den ſchlafenden Fakir, wie er ſich erhob und nach einem Stück Kuchen und einem Schluck Milch langte. Richard Schmidt, der ohne Kenntnis der experimentellen Pſychologie ein Buch über Fakire geſchrieben hat, erklärt deshalb die Budapeſter Yogis einfach für ein „Schwindlerpaar", an das der Unterſucher Török „ſeine Zeit verſchwendet" habe. Das iſt ſehr bequemes Abtun. Angenommen, der Yogi habe ſich wirklich Nachts durch einen kleinen Imbiß geſtärkt, ſo bleibt doch die genau feſtgeſtellte Abnahme des Körpergewichts von 64 auf 58 kg, der Körpertemperatur von 37,6' C auf 36,4', der Pulszahl von 74 auf 60 und der Atmung von 18 auf 10; alles innerhalb acht Tagen. Dafür hat ſich der Yogi bedeutend ſchneller ermuntert, gegenüber etwa einem Murmeltier. Auch kann er durchaus in unverändert hypnotiſchem Zuſtande nach der Speiſe gegriffen haben. Für unſre Betrachtung jedenfalls genügt das Experiment im nachgewieſenen Umfange durchaus, um die außerordentlichen Willens-Erfolge der Fakire im Prinzip nicht länger anzuzweifeln. Mit dieſen

138. Zur Schlachtbank. Anonyme engliſche Karikatur. Um 1830

Erſcheinungen haben natürlich nichts gemein jene Zauberkunſtſtücke von Fakiren, wie ſie z. B. von der Theoſophin Mme. Blavatsky in ihrem Hauptwerk „The Isis Unveiled“ erzählt werden; da läuft alles durcheinander, Mumpitz, Wahrheit, Betrug und Selbſttäuſchung.

Aber in andrer Hinſicht ſind die Fakire noch heranzuziehn: in der Übung, ſelbſtzugefügte Schmerzen zu ertragen. So ungeheuerlich die Berichte hierüber auch klingen, halte ich das Phänomen der Selbſtfolterung dennoch pſychologiſch für etwas geringeres, als den Verſuch des Winterſchlafs. Dieſe Aſketen ſetzen ſich alſo z. B. zwiſchen fünf brennende Holzſtöße und laſſen ſich langſam ſchmoren. Der äußere Zweck der Übung iſt faſt immer ein geſchäftlicher; man lockt Bewunderer und Klienten damit an. Mill ſah einen ſolchen Heiligen, der zwiſchen vier Feuern auf einem Beine ſtand und in die Sonne ſtarrte; dann legte er ſich auf den Rücken, ſtreckte die Beine in die Luft und blieb ſo drei Stunden; dann ſetzte er ſich mit gekreuzten Beinen bis zum Abend unbeweglich nieder und ließ ſich die indiſche Sonne auf den Schädel brennen. In der Sakuntala heißt es: „Wo befindet ſich Maritſchas Andachtsſtätte? — Dort, wo jener Weiſe ſo unbeweglich gleich einem Pfahl ſteht, zur Sonnenſcheibe gekehrt; es ſank ſein Körper halb in einen Ameiſenhaufen; als Brahmanenſchnur dient ihm die Schlangenhaut; ihn peinigt hart an ſeinem Hals ein Ring, der ſich aus den Ranken vertrockneter Lianen gebildet; er trägt die Flechte, die zu einem Kranz gebunden ward und bis zur Schulter reicht und mit Vogelneſtern angefüllt iſt.“ Andre ſitzen auf nägelſtarrenden Brettern; ſie ſchlafen auch darauf. Manche binden einen Arm über dem Kopfe feſt und laſſen ihn dort ſo lange, bis er ſchrumpft und nicht mehr aus ſeiner Lage heruntergebracht werden kann. Oder ſie halten die Hand ſo lange und krampfhaft geſchloſſen, bis die Fingernägel auf dem Rücken der Hand hindurchwachſen. Oder ſie machen eine Pilgerfahrt, indem ſie ſich zunächſt lang auf die Erde werfen, dann vorwärts kriechen, bis die Ferſen an der Stelle ſind, wo die Stirn war, dann ſich wieder niederwerfen, und ſo fort. Um auf dieſe Weiſe zu den heiligen Quellen des Ganges im Himalaya zu kommen, können Jahre vergehen. Ich möchte nicht mit einer Aufzählung der Selbſtverſtümmelungen ermüden, die ſonſt noch aus Indien bekannt geworden ſind. So ſehr auch dieſe „Büßer“ nach weltlicher Belohnung für ihr maſochiſtiſches Schaugepränge trachten mögen, kann man doch nicht annehmen, daß das Honorar die einzige Triebfeder ihres Handelns ſei. Schließlich gibt es auch in Indien immer noch angenehmere Methoden, ſich das bischen Futter zu verdienen, das der Proletarier dort braucht. Es iſt wohl zweifellos, daß

139. Die Stiefmutter. Satire von Grandville. 1844

So Huberlne jetzt habts gnug mit eure Saberln und Flinterln g'spielt, her mit den Wäffen! wieder mal zum Lernen!

Carricaturen Cabinet

bei Carl Hohlfelder in München

140. Frau Germania und die deutschen Stämme. Anonymes Flugblatt auf die Reaktion von 1849

die Mehrzahl dieser Fakire befähigt ist, statt der Schmerzen Lust zu empfinden, daß sie also gar nicht „büßen"; was wohl auch auf die berühmten Büßer anderer Religionen in gleichem Maße zutreffen wird.

Es ist unter vielen Naturvölkern Sitte, diese Eigenart der menschlichen Psyche, die mit dem Willen des Einzelnen so eng zusammenhängt, zu einer Prüfung der männlichen Kraft und Standhaftigkeit auszugestalten. Diese Prüfungen finden statt an den Pubertätsfesten. Damit wird wieder einmal die Beziehung zum Erotischen offenkundig: mit dem Eintritt der Geschlechtsreife wird von dem primitiven, aber schärfer beobachtenden Menschen der Masochismus für offiziell erklärt! Und zwar der Masochismus des Mannes, was besonders beachtenswert ist. Es gibt in der Regel keine weiblichen Fakire, keine weiblichen Säulenheiligen und auch keine Standhaftigkeitsprüfung der Mädchen bei Pubertätsfesten. Der Masochismus ist etwas exquisit Männliches!

Ich muß bei der Gelegenheit wieder auf Krafft-Ebing zurückkommen, der ja der hauptsächliche

141. Tantalusqualen. Zeichnung von Grandville. 1844

Urheber der gangbaren Verwirrung iſt. Er ſagt: der Maſochismus ſei eine exquiſit weibliche Eigenſchaft, und begründet das ſo: Das Weib ſei die Unterworfene ſchlechthin, von Natur, alſo eine Maſochiſtin, das ergebe ſich auch aus der üblichen (d. h. von den Jeſuiten erlaubten, von andern Völkern aber nicht angewandten!) Poſition des Weibes beim Akte der Kopulation; wenn nun der Maſochiſt die „Unterwerfung" liebe, ſo habe er eben einen weiblichen Sexualcharakter, ſei eigentlich homoſexuell; aber dieſe Homoſexualität ſei nur „rudimentär" d. h. nicht völlig ausgebildet. Es lohnt ſich wohl kaum, über dieſen Galimathias zu reden. Erwähnen will ich nur, daß ich in einer Kaſuiſtik 100 Fälle publiziert habe, in denen Homoſexualität mit den Abarten des Maſochismus vergeſellſchaftet war; wenn man Krafft-Ebing folgen wollte, wären in dieſen Fällen alſo eine ausgewachſene und eine rudimentäre Homoſexualität vorhanden geweſen.

Die Pubertätsfeier, aus der die Kirche eine „Konfirmation" gemacht hat, zeigt uns alſo beim Jüngling eine typiſche Erziehung zum Maſochismus. Einige Beiſpiele werden das belegen. In Sparta wurden die jungen Leute vor dem Altar der Artemis (alſo einer weiblichen Gottheit) ſo heftig gegeißelt, daß die weniger Kräftigen ohnmächtig zuſammenbrachen. Bei den Samoanern fand früher eine ſchmerzhafte Tatauierung ſtatt; dabei ſtreckte ſich der junge Mann auf einer Matte aus und legte den Kopf in den Schoß des Tatauierkünſtlers. Deſſen Werkzeug beſtand aus einem Hammer und mehreren Kämmen von ſechzig Zinken. Der Kamm wurde nun in eine Miſchung von Kokosnußaſche und Waſſer getaucht und mit raſchen Schlägen in die Haut eingetrieben. Die Umſtehenden wiſchten das Blut ab und ſtimmten laute Geſänge an, die das Stöhnen des Operierten übertönten. Das Verfahren dauerte ſehr lange, da in einer Stunde nur neun Quadratzentimeter fertig wurden und die ganze Körperoberfläche tatauiert wurde. Charakteriſtiſch war, daß für die Mädchen des Stammes kein Mann als Heiratskandidat in Frage kam, bevor er dieſe Prozedur nicht überſtanden hatte. Andernfalls wurde er von ihnen beſtändig verhöhnt. Bei den Altperuanern in Cuzco fand zur Zeit der Geſchlechtsreife der Knaben in einem beſtimmten Monat eine Weihe ſtatt, beſtehend aus einem feierlichen Zug nach dem heiligen Berge, einer Geißelung, einem Wettlauf und großen Täuzen, bei denen Maskierte in Puma-Fellen auftraten. Bei den Auſtraliern

beſtehn die Prüfungen der Knaben in Hungern und Dürſten, gewiſſen Speiſeverboten, im Beibringen von Wunden, Ausſchlagen von Zähnen und in der Beſchneidung. Bei den Karaiben Guayanas ſetzt man die Knaben den Stichen von Weſpen und Ameiſen aus, die zwiſchen den Maſchen eigentümlich geformter Geflechte feſtgehalten werden; oder man ſchlägt ſie mit großen Peitſchen bis aufs Blut.

Unſere Abbildung Nr. 229 zeigt eine ſolche „Standhaftigkeitsprüfung junger Indianer" nach einer Zeichnung von *François Kupka* aus der „Assiette au beurre" von 1904. Einem Indianer ſind Pflöcke durch die Haut geſtoßen, und er wird daran emporgezogen. Die Abbildung iſt keine Zeichnerphantaſie, ſondern ſtellt einen typiſchen Vorgang dar.

* * *

Machtgefühl. Eine wiſſenſchaftliche Analyſe des Machtgefühls iſt noch nicht geſchrieben worden. Sie ſcheint um ſo ſchwieriger, als es ſich um einen Begriff handelt, der jedem geläufig iſt, deſſen innerliche Komplexe aber in unſrer Zeit der Demokratiſierung ängſtlich geheim gehalten und nur im verſchwiegenen Kämmerlein genoſſen werden, wie der Alkohol in den abſtinenten Staaten der Union. Die Macht iſt *heimtückiſch* geworden, ſeit ſie ſich als Kapital und Aktiengeſellſchaft verkleidet hat und in Stahlkammern auf papierenen Blättchen verwahrt wird und die Inhaber mit ſcheinheiligen Schafsgeſichtern unter ihren ahnungsloſen Sklaven umherlaufen.

Der pſeudonyme *Max Stirner* verſuchte ſich 1844 an dem Problem. „Von dem Augenblick an", beginnt er ſein Buch, „wo er das Licht der Welt erblickt, ſucht ein Menſch aus ihrem Wirrwarr, in welchem auch er mit allem andern bunt durcheinander herumgewürfelt wird, ſich herauszufinden und ſich zu gewinnen. Doch wehrt ſich wiederum alles, was mit dem Kinde in Berührung kommt, gegen deſſen Eingriffe und behauptet ſein eigenes Beſtehen. Mithin iſt, weil Jegliches *auf ſich* hält und zugleich mit anderem in ſtete Kolliſion gerät, der Kampf der Selbſtbehauptung unvermeidlich. Siegen oder Unterliegen — zwiſchen beiden Wechſelfällen ſchwankt das Kampfgeſchick. Der Sieger wird der *Herr*, der Unterliegende der *Untertan*: jener übt die Hoheit und Hoheitsrechte, dieſer erfüllt in Ehrfurcht und Reſpekt die Untertanenpflichten. Aber Feinde bleiben beide und liegen immer auf der Lauer: ſie lauern einer auf die Schwäche des andern, Kinder auf die der Eltern, und Eltern auf die der Kinder, z. B. ihre Furcht, der Stock überwindet entweder den Menſchen oder der Menſch überwindet den Stock. — Im Kindheitsalter nimmt die Befreiung den Verlauf, daß wir auf den Grund der Dinge oder hinter die Dinge zu kommen ſuchen: daher lauſchen wir allen ihre Schwächen ab, wofür bekanntlich Kinder einen ſichern Inſtinkt haben, daher zerbrechen wir gerne, durchſtöbern gern verborgene Winkel,

142. Handgepäck
Zeichnung von Daboi. Um 1865

143. Zu Kopf geſtiegen

H. Gray. Aus dem „Courier Français“ von 1884

ſpähen nach dem Verhüllten und Entzogenen, verſuchen uns an allem. Sind wir erſt dahinter gekommen, ſo wiſſen wir uns ſicher; ſind wir z. B. dahinter gekommen, daß die Rute zu ſchwach iſt gegen unſern Trotz, ſo fürchten wir ſie nicht mehr, ſind ihr entwachſen. Hinter der Rute ſteht, mächtiger als ſie, unſer Trotz, unſer trotziger Mut. Wir kommen gemach hinter alles, was uns unheimlich und nicht geheuer war, hinter die unheimlich gefürchtete Macht der Rute, der ſtrengen Miene des Vaters uſw., und hinter allem finden wir unſere Ataraxie d. h. Unerſchütterlichkeit, Unerſchrockenheit, unſere Gegengewalt, Übermacht, Unbezwingbarkeit. Was uns erſt Furcht und Reſpekt einflößte, davor ziehen wir uns nicht mehr ſcheu zurück, ſondern faſſen Mut. Hinter allem finden wir unſern Mut, unſere Überlegenheit; hinter dem barſchen Befehl der Vorgeſetzten und Eltern ſteht doch unſer mutiges Belieben oder unſere überliſtende Klugheit. Und je mehr wir uns fühlen, deſto kleiner erſcheint, was zuvor unüberwindlich dünkte. Und, was iſt unſere Liſt, Klugheit, Mut, Trotz? Was ſonſt als — Geiſt!“

Stirners Werk „Der Einzige und ſein Eigentum“ gilt als die ſtärkſte Interpretation des Egoismus; aber wir kommen, wie aus der angeführten Stelle wohl deutlich wird, auf dieſem Wege der ſpekulativen Philoſophie zu keinem Ergebnis, das uns pſychologiſch befriedigen könnte. Beweisloſe Behauptungen und undefinierte Begriffe werden dadurch nicht klarer, daß man ſie doppelt und dreifach herſagt. Und ſchließlich, der „Geiſt“, auf den dann alles hinausläuft, iſt ein ziemlich abgegriffenes Requiſit aus der transzendentalen Rumpelkammer.

Von Intereſſe iſt ein Verſuch, den Otto Sonka gemacht hat, die pſychologiſchen Wurzeln des Machtgefühls aufzudecken. Die kleine Skizze ſteht in der von Karl Kraus herausgegebenen „Fackel“:

Der Sklave. Der Doktor Hans Ferdinand Werentin kaufte ſich einen Sklaven. Er erſtand ihn während ſeines Aufenthaltes in Eheir und bezahlte ihn mit 200 Tomans. Er hätte ſich auch das Zehnfache für dieſe Laune leiſten können. — Eine eigenkümliche Laune war es immerhin. Die Werentins von der Berghofſchen Linie hatten alle ihren Sparren. Franz Xaver hatte es mit der Kunſt, und der Doktor Hans Ferdinand brachte von ſeiner Orientreiſe einen eingeborenen Diener mit. Der Händler bot ihm eine junge Dame für 150 Tomans an, er nannte ſie ſchlicht „die Abendſonne von Schiras“. Sie war groß und ſchlank und hatte ſchöne Augen. Der Doktor fürchtete, in ſeiner Heimat zu viel Aufſehen mit ihr zu erregen. Auch war er ſich über den Verkehrston mit der jungen Dame nicht im Klaren. Aber Aſſad, „die Blume von Sneira“, war ein ſchlanker Knabe von fünfzehn Jahren. Sein Geſicht war weiß, ſeine Glieder zart, die Züge regelmäßig und intelligent. Der Doktor kaufte ihn. Der Doktor hatte den Ruf eines Originals, und er gehörte zu den Leuten, die etwas für ihren Ruf tun. — In der Heimat gab es keine Schwierigkeiten. Die Behörde

Das Weib mit dem Hampelmännchen

Radierung von Felicien Rops. Um 1880

erfuhr, was ſie wiſſen wollte: die Rückkehr des Doktors und die Anweſenheit des perſiſchen Dieners. Militärpflichtig war der nicht, alſo intereſſierte er ſie weiter in keinerlei Weiſe. — Der Doktor war ein aufgeklärter Mann. Er kannte den Katechismus dieſer Leute in einwandfreier Weiſe auswendig. Es ſteht geſchrieben: „Die Unterſchiede innerhalb der Menſchenraſſe ſind geringfügig. Es ſind nur Bildungsunterſchiede oder Kapitalsunterſchiede.“ Da iſt ferner ein Abſatz Menſchenrechte und ein Kapitel Humanität. Das war ihm alles geläufig. — Und doch gab es noch Seltſamkeiten für ihn. Ja, ſeltſam war er, der Gehorſam des Dieners Aſſad. Nie fragte er, nie zögerte er. Er war nur Werkzeug, war ohne eigene Perſönlichkeit, war eine Verſtärkung der Kräfte ſeines Gebieters und nichts anderes. Der Körper des Doktors war um eine Menſchenkraft ſtärker, ſein Gehirn um eine Willenskraft reicher geworden. — Dieſer fremdartige Gehorſam eines Menſchen, eines Weſens ſeiner eigenen Art, erregte ihn. Er befahl um des Befehlens willen, ohne einen anderen Zweck zu haben, als dieſen Gehorſam auszulöſen, den er nicht zu begreifen wagte und immer vor ſich ſah. Er erdachte Aufträge, deren Reiz für ihn in ihrer Sinnloſigkeit lag und in der Machtprobe, die ſie ihm gaben. Er befahl, um nach der Vollführung zu widerrufen und das Gegenteil zu befehlen. Und das erfüllte ſeine Tage, nahm völlig Beſitz von ſeinem Denken und Wollen. Ein Ankämpfen gab es nicht. Der Katechismus des aufgeklärten Menſchen enthielt keine Bannformel gegen dieſe Verſuchung. — Betrat er die Räume, in denen Aſſad ſchaltete, ſo geriet er unweigerlich in den Bann dieſes bedingungsloſen Gehorſams. Es war ein Rauſch, der ſich ſeiner bemächtigte, ein luſtvolles Machtgefühl, das ihn gefangennahm. Es forderte Betätigung, neue Beweiſe ſeiner unbeſchränkten Herrſchaft. — Sein Wille war den Widerſtand einer Umgebung von Kulturmenſchen gewohnt. In dieſer Umgebung war er ein Wille von normaler Kraft und Richtung. Jetzt bewegte er ſich in maßloſen Geſten, weil der gewohnte Widerſtand fehlte; wie ein Körper, der plötzlich in eine Atmoſphäre ohne Schwerkraft geraten iſt. Er ſuchte die Grenzen ſeiner Kraft, die notwendige Hemmung und er erzedierte im Suchen. — Endlich ſchlug er zu. Es geſchah faſt inſtinktiv, gehetzt, den Widerſtand eines Körpers erſehnend, wo alle Geſetze ſeeliſcher Notwendigkeiten ihm verſagten. Für ſeinen Gehorſam züchtigte er den Knaben. Der ſchlanke Körper wand ſich in Schmerz unter ſeinen Schlägen, unter Klagen und Bitten. Aber jede Bewegung erpreßte die Qual, keine Zuckung bedeutete ein Aufſehnen des Gepeinigten. — Und der gebildete und ſelbſtbewußte Menſch ſeines Jahrzehntes, der er war, der Doktor Hans Ferdinand Werentin, erbebte vor dem gemarterten Knaben und vor der eigenen, unheimlichen Macht. Zitternd, nach Atem ringend beugte er ſich über ihn, fühlte die Zeichen ſeiner Schläge und ſuchte nach dem unerbittlichen Gehorſam in den ſchönen Augen des andern. Er fand ihn wieder. — An jenem Abend wußte der Doktor Werentin, daß er keinen Sklaven beſaß...

... Seit Wochen lag der Doktor zu Bette. Er war kraftlos und abgezehrt. In dem ſtummen Kampfe mit dem Diener war er der Schwächere geblieben. — Nur Herrenrechte hatte er erkaufen können, aber es fehlte die alte Herrenkraft, ſie zu brauchen. Er litt an ſeinem Herrentum, während dem andern die Sklaverei Lebensluſt war. Die Wundmale ſeines Körpers heilten ſchnell und die Demütigungen ließen keine Narbe in ſeiner Seele zurück. — Nach jeder dieſer wahnwitzigen Schauübungen der Herrenmacht

Die neueſte Cotillon-Figur.

144. Der Raſenſüder

Titelblatt aus dem Wiener „Carnevalen-Album“ von 1888

145. Verlockung zum Schiffbruch. Zeichnung von Heinrich Lossow. Um 1880

hielt ſich der Doktor nur mit Mühe aufrecht. Er war erſchöpft, wie nach einem Paroxysmus der Leidenſchaft und brauchte Tage, um ſich zu erholen. Der andre war nach Stunden wieder wie ſtets; ſein Blick wurde nicht trübe, ſein Körper fiel nicht ab. Gleich blieb ſich ſein Eifer und ſein erbarmungsloſer Gehorſam gegen den kranken Gebieter. Entſprang er vielleicht dem Glauben an die abſolute Macht ſeines Herrn, der Furcht, der könnte ihn nach Belieben von ſeinem Bett aus niederſchießen? Wäre es nicht in der Heimat geweſen und unter ihren Geſetzen, der Doktor hätte es getan. Aus dem Triebe der Selbſterhaltung heraus hätte er es wohl tun müſſen, aus dem Gefühle, daß ihm Körper und Geiſt zu Grunde gingen an dieſem Feind. — Er haßte den Sklaven jetzt nur mehr mit dem dumpfen Haß des Beſiegten. Je kraftloſer er wurde, deſto maßloſer peinigte ihn die verzehrende Luſt, ſeine Macht zu üben, deſto aufreibender wurden die Orgien, die er dieſe Macht feiern ließ, deſto teurer mußte er ſie bezahlen. — Der Doktor konnte das Bett nicht mehr verlaſſen. Überanſtrengung hatte der Arzt gefunden, körperlichen und geiſtigen Verfall. Das Leiden jener, die an der Maßloſigkeit und Unbeherrſchtheit ihrer Leidenſchaften ſterben. — Die Augen des Kranken ruhten in Haß auf der elaſtiſchen Geſtalt des Sklaven. Der wich nicht von ſeiner Seite, ſtets bereit, aus Blicken und Lippenbewegungen die Wünſche des Gebieters zu erraten. — Der Doktor ſtarb an ſeinem Sklaven.

Was Otto Soyka hier ſkizziert, deckt ſich großen Teils mit meinen früheren Ausführungen. Der Doktor empfindet eine Verſtärkung ſeiner Kräfte, er iſt um eine Willenskraft reicher ge-

worden, ſonſt gewohnte Hemmungen und Widerſtände ſind beſeitigt, die Bahn iſt frei, und alles dies wird als Luſtreiz empfunden. Ähnlich führte ich aus, wie in der Pſyche des Weibes die hemmende Schwelle am leichteſten überwunden wird, wenn ſich ihr Wille *ſummiert* weiß durch die völlige Identität des männlichen Willens, d. h. durch die angebliche Willenloſigkeit des Mannes. Weiterhin wird nun der von Soyka geſchilderte Fall ſchwerer verſtändlich. Der Doktor ſchlägt „inſtinktiv" zu. Warum? Weil er Widerſtände erſehnt. Sind aber Widerſtände als ſolche luſtreizend? Im Gegenteil, wie man ja eben geſehn hat: das Machtgefühl (=Vorluſt=Stadium) iſt entſtanden, weil Widerſtände *wegfielen*, und wir werden noch feſtſtellen, daß gerade bei der Flagellation Widerſtände nur als *Vorwand* erſehnt werden, um Ungehorſam beſtrafen, d. h. flagellieren zu können. Soyka läßt den Doktor ſchließlich an dem Problem ſterben. Hier arbeitet nur noch die Phantaſie des Novellendichters, falls der Ausgang nicht ſymboliſch gemeint iſt. Jedenfalls ſehen wir bloß die Tatſache, daß im Vorluſt=Stadium eine Beziehung zwiſchen Machtgefühl und Schmerzzufügung beſteht. Das tiefere Geheimnis des Warum bleibt ungelöſt. Unerörtert auch die Frage, ob dieſer Diener, der ſich ſo ſehr als Sklave fühlte, die Schläge wirklich nur als Leid apperzipierte.

Denn hier exiſtiert eine typiſche Wechſelwirkung, die höchſt intereſſant iſt: der *Herr*, der freie Menſch, apperzipiert den Schmerz überwiegend als ſolchen; ſobald ſich aber ein Menſch tatſächlich als *Sklaven* weiß, wird die Schmerzempfindlichkeit herabgeſetzt bis zur Indifferenz, ja es kann an ihrer Stelle die Apperzeption von Luſt treten. Das überraſchendſte Beiſpiel dafür iſt der Ellis'ſche Fall. Der Korreſpondent gibt an, er ſei ſpäter von ſehr vielen Frauen noch getreten worden, die ein Gewicht bis zu 180 Pfund hatten. „Eine merkwürdige pſychiſche Erſcheinung", ſchreibt er, „iſt bei der Angelegenheit zu beachten. Ich ſtelle mir nämlich gern vor, die Dame, die mich tritt, ſei meine *Herrin* und ich ihr *Sklave*, und ſie tue es, um mich für einen begangenen Fehler zu beſtrafen oder um ſich ſelbſt — nicht aber mir — einen Genuß zu verſchaffen. Es folgt daraus, daß, je größer Mißachtung und Strenge ſind, mit der ich (in dem angenommenen Sinne) beſtraft werde, um ſo größer auch mein Genuß iſt. Die Vorſtellung von Beſtrafung oder Sklaverei tritt ſelten auf, wenn ich entweder große Schwierigkeiten habe, meinen Wunſch zu verwirklichen, oder wenn die tretende Perſon mehr als gewöhnlich hübſch und ſchwer und das

146. Zorn und Nachſicht

Gemälde von Meynier. Photogr.: Braun, Clément & Cie

147. Huldigung der Königin von Cypern

Treten schonungslos ist." Was bedeutet das? Aus dem Bruchstück der Jugendgeschichte des Betreffenden war zu entnehmen, daß bei ihm eine angeborene Anlage vorhanden gewesen sein muß, Leid in der Qualität von Lust zu perzipieren. Diese Fähigkeit hat aber offenbar eine Grenze. Wird der zugefügte Schmerz so *stark*, daß er droht, als Schmerz empfunden zu werden und die Luststimmung zu annullieren, so bedient er sich, um letztere zu erhalten, der spontan und ohne Überlegung seinerseits auftretenden Vorstellung, er sei tatsächlich ein Sklave. Dann läuft die psychische Reaktion in gleichem Sinne weiter.

Betrachten wir nun, was die Künstler zu der Angelegenheit zu sagen wissen. Bei der Art unseres Themas handelt es sich natürlich speziell um das Machtbewußtsein, das das *Weib* dem Manne gegenüber besitzt. Dies Bewußtsein ist kein erworbenes, sondern vererbt und im Instinkt liegend. Schon kleine Mädchen „kokettieren", finden sich hübsch, sind auf Schmuck bedacht und beschauen mit schnellen Seitenblicken ihre Gestalt in jeder Glasscheibe, vor der sie vorüberkommen. Das ist weder Verderbtheit noch Frühreife, sondern durchaus natürlich. Das kleine Mädchen weiß

Koloſſalgemälde von Hans Makart, Berlin

genau, was ſie tut; aber ſie kennt die Wirkungen noch nicht, die ein derartiges Benehmen auf das andre Geſchlecht auszuüben vermag; ſie folgt nur einem dunklen Drange. Später, wenn ſie die Wirkungen erfahren hat, iſt der Spiegel der erſte Zeuge ihres Machtgefühls und ſie vertraut ſich ihm um ſo ungenierter an, als ſie ihn vollkommen verſchwiegen weiß. Vor dem Spiegel findet ſie ſich ſchön, weil man etwas an ihr ſchön gefunden hat, d. h. ſie hat eine Wirkung ausgeſtrahlt und dies Vermögen als Macht empfunden. Was daraus reſultiert, Eitelkeit, Stolz, Selbſtgefälligkeit, Hochmut: ſind alles Nuancen des Machtgefühls. Caro-Delvaille hat die „Eigenliebe“ gemalt (Abbildung Nr. 111); doch wie faſt immer bei modernen Modellſtudien kommt das Motiv nicht ganz rein heraus, der Künſtler klebt zu ſehr am Akt. Dies Weib will mehr beſchaut werden als ſich ſelber beſchauen. — Reiner kommt der Kupfer von Poſſelwhite nach dem Gemälde von Vidal heraus (Abbildung Nr. 288). Dieſem „weiblichen Narziß“ ſieht man es an, daß ſie ſich ganz allein fühlt; es iſt wirklich „Erlauſchtes“ dargeſtellt. Narziß ſoll ſich dem griechiſchen Mythos zufolge in ſich ſelbſt verliebt haben, als er, über eine Quelle geneigt, ſein Antlitz erblickte. In dieſer Auffaſſung iſt der ſchöne, eitle Jüngling eine Lieblingsfigur der Homoſexuellen.

Nach einer andern Variante des Mythos soll er die Sehnsucht der Nymphe Echo unerwidert gelassen haben und dafür von Nemesis mit stets unbefriedigter Selbstliebe bestraft worden sein. Eine unzweifelhaft tiefere Deutung. Die Sexualforscher haben sich den Kasus nicht entgehen lassen und zur wissenschaftlichen Erhärtung der Angelegenheit den Namen Narziß durch Anleimung der Endsilbe ... mus verschönert. Einer war sprachschöpferischer veranlagt und gebar das Wort „Automonosexualismus". Trotz dieser redlichen Bemühungen um die Benennung einer Sache ist es bis jetzt nicht gelungen, diese Sache selbst zu ermitteln, nämlich einen Menschen zu finden, der sexuell nur sich selber liebe. Die Betrachtung im Spiegel, von der die ganze Narziß-Geschichte ihren Ausgang nimmt, ist, wie wir oben sahen, gerade ein Beweis von der Wirkung aufs andre Geschlecht. Die Schöne, die sich auf dem Posselwhite'schen Kupfer selber im Spiegel küßt, leidet auch an keinem automonosexualistischen Narzismus, sondern sie hat (aus Erfahrung) das Bewußtsein: dies Gesichtchen da im Spiegel ist so entzückend, daß „man" es um alles in der Welt küssen möchte.

Den Spiegel als Sinnbild des weiblichen Machtgefühls finden wir auf fünf weiteren Blättern. Abbildung Nr. 43 ist ein Stich von J. de Ghein um 1600. Der „Stolz" dieser Dame wird begreiflich, wenn man ihre kostbare Kleidung erwägt und die imposante Figur, die darunter steckt. Um die Gestalt noch erhabener oder den Betrachter kleiner zu machen hat der Zeichner einen perspektivischen Trick angewandt. Das Ganze ist nämlich von unten her gesehen, gleichsam als befinde sich das Auge des Beschauers auf einem Niveau mit dem Saum ihres Rockes. Man halte das Blatt schräg nach vorn geneigt und man wird dann erst die übliche Höhe der Perspektive gewinnen; durch Verkürzung wird die Perspektive dann wieder auskorrigiert. Man kann sich davon auch so überzeugen, daß man das Blatt an die Wand hängt; die „richtige" Wandhöhe ist über dem Kopf des Betrachters. Ich glaube kaum, daß ich gewaltsam hineindeute, wenn ich diese perspektivische Auffassung als einen charakteristischen Zug aus der Psychologie des Künstlers ansehe; denn bei diesem Blatt, das man generell nur als „Modekupfer" bezeichnen könnte, lag für ihn kein äußerlich zwingender Grund vor, die Gestalt besonders zu „erhöhen". — Von dem gleichen Urheber stammt Abbildung Nr. 96 „Eitelkeit". Hier ist der „point de vue" in gleicher Höhe mit dem Kopf der dargestellten Person; man überblickt die Tischplatte vollständig und schaut sogar in die Karaffe hinein, die am Vorderrande derselben steht. Daß dem Künstler die Erhöhung des Weibes innerlich „lag", sieht man aber hier noch viel deutlicher. Er hat unten rechts einen angeketteten Affen angebracht, der die selbstgefällige Dame vom Fußboden her anschmachtet; ein Symbol des Männchens, das sich in Sehnsucht verzehrt, während der Schoßhund ihn abweisend verbellt. — Die „träge Venus" von Maetham (Ab-

148. Die Unerbittliche. Zeichnung von Bac. 1900

bildung Nr. 94) gehört derſelben Zeit an. Die Läſſigkeit ihres Fleiſches iſt frei von übermäßiger Intelligenz. Sie weiß, daß ſie rein durch die Form wirkt. — Was die Renaiſſance einfach und mit einer gewiſſen brutalen Kraft gab, umwebt die galante Zeit mit einem Getümmel von Luxus und Bedienung. Dennoch zeigt die Boucher'ſche „Toilette der Venus" (Abbildung Nr. 258) die gleiche gedankenleere Faulheit weiblicher Gliedmaßen, die ſich ab und zu durch einen Blick in den Spiegel von der bezwingenden Machtfülle ihrer Reize überzeugt. — Selbſt die Tizian'ſche „Venus" (Abbildung Nr. 48) in der Umarmung ihres muskulöſen Herrn Hauptmanns verſchmäht es nicht, ſich vom metallenen Oval ſagen zu laſſen, wie ſchön ſie ſei.

Goltzius hat das Machtgefühl des Weibes, das im Bewußtſein ſeiner Körperlichkeit liegt, auch ohne das Attribut des Spiegels auszudrücken vermocht. Seine „Liebesgöttin" (Abbildung Nr. 100) iſt wie durch einen Fenſterausblick geſehen. Amoretten ziehn plötzlich den Vorhang fort, und wie in einer Viſion iſt ein reicher Divan da inmitten der alten Bäume des Parks. Sie thront. Und im Zentrum der Erſcheinung wölbt ſich der üppige Leib, der den Goltzius unabläſſig faſzinierte (vgl. Seite 56). — Ein Moderner, F. Cabran, gibt das Motiv in einem Titel der „Luſtigen Blätter" wiederum ganz anders. Das „Vollweib" (Abbildung Nr. 107) ſchreitet majeſtätiſch durch den Ballſaal und vom Schwall ihrer Schleppe umfloſſen duckt ſich zagend der ſpindeldürre Graf. Dies iſt das Grundmotiv der Zeichnung. Der Witz über „Ebenbürtigkeit" läuft nur ſo daneben her.

149. Das Ideal. Lithographie von Maurice Neumont

Paris-Urteile gibt es in der Kunſt wie Sand am Meer. Sie haben nur weitläuftige Beziehung zu unſerm Thema. Dennoch iſt es von Intereſſe, einige ſolcher Darſtellungen zu zeigen und ein paar Bemerkungen daran zu knüpfen. Der griechiſche Mythos, dem das Motiv entnommen iſt, beſagt nur, daß bei einer Hochzeit die nicht geladene zänkiſche Göttin Eris einen Apfel unter die Gäſte warf mit der Aufſchrift: Der Schönſten! Es kam begreiflicherweiſe zu keiner Einigung. Wo viel Männer, da ebenſo viel Schönheitsbegriffe. Die drei zur engſten Auswahl zugelaſſenen Göttinnen wählten als Schiedsrichter den angeblich noch naiven Naturburſchen Paris,

150. Der nachläſſige Zögling. Nasonne Zeichnung

der bisher nur Schafe im Kopf und noch kein Weib „erkannt" hatte. Der Sieg erfolgte, wie im Orient üblich, durch Bakſchiſch-Verſprechen. Aber die Entſcheidung war auch vorauszuſehn. Denn was ſollte der dumme Lümmel mit einem Thrönchen oder einer Profeſſur anfangen? Aphrodite aber verhieß ihm kokett die Bekanntſchaft mit einer ihresgleichen. Das zog. Und hierin liegt wieder der Ausdruck der ſtärkſten Macht des Weibes über den Mann. Sie iſt eine genitale. Die Künſtler haben das Thema nun in ihrer Art abvariiert und es ließe ſich manches Schöne dazu ſagen, was aber nicht hergehört. Nur dies: Bei Manuel Deutſch (Abbildung 65) iſt die wiſſenſchaftliche Pallas ſo verſchämt, wie es einer Beamtentochter ziemt, und die Juno ſo ſpießig und vollſtändig angezogen, wie nur je eine brave und gut bürgerliche Hausfrau, die alle Sonnabend ihr Seifenbad nimmt. Aphrodite tritt dem Hütejungen dagegen unbefangen und keck ſo nahe, daß er „ihres Leibes einen Hauch verſpürt" und Elektrizität in ſeine Fingerſpitzen überrieſelt. — Rubens faßt die „drei Göttinnen" vollſtändig anders auf (Abbildung Nr. 67). Sein Paris ſchwankt offenbar bedenklich lange und möchte lieber drei Äpfel als einen verteilen. Neben der Venus iſt auch die Pallas überwältigend, wie die Bewunderung des ſehr männlich ausſehenden Gorgonenhauptes beweiſt. Aber Rubens ſelber gibt doch der Juno den Vorzug, wegen ihrer plaſtiſch modellierten Rückfront; denn er ſtellt ſie auffällig in den Mittelpunkt des Bildes und zwingt auch den Zuſchauer, mit ihm vom Wortlaut des Mythos abzuweichen. Gewiß ein gutes Beiſpiel dafür, welche Bewegungsfreiheit ſich der Künſtler noch im engſten Rahmen eines bekannten und feſtgeſchloſſenen Motivs zu verſchaffen weiß.

Weiter noch: das Machtgefühl der Körperlichkeit des Weibes. Echte Künſtler arbeiten mehr inſtinktiv als gedanklich. A Baſtet hat ſeine Skulptur (Abbildung Nr. 112) Manon genannt. Schade um dieſe banale Abſchwächung. Man greift ſuchend ins Leere. Iſt es die Manon Lescaut? Ich habe darunter geſchrieben: „Das Aufſtöhnen des Tieres". Wäre der Tierkopf nicht da, es bliebe nur ein bemerkenswerter Akt. Aber ſo iſt das morgendliche Sich-Recken dieſer ſchönen Konturen in ſymboliſche Verbindung gebracht mit der gefeſſelten Libido des Mannes unter ihr, die wie ein Löwe hinter Gitterſtäben ein rauh verlangendes Gebrüll ausſtößt. Ich möchte um dieſe Skulptur nicht herumgehn und das Geſicht von vorn betrachten. Es würde unbedingt enttäuſchen. Den Affekt der kühlen, weil machtbewußten, Leidenſchaft, den hier der Körper ausdrückt, würde kein Bildhauer im Antlitz zu zeigen vermögen. — Schertel's „Verſengte Motten" (Abbildung Nr. 114) ſind im Gegenſatz hierzu rein gedanklich erfaßt; das Blättchen wirkt wie eine verbildlichte Redewendung und iſt mit der bloßen Intelligenz komponiert, wie es z. B. bei Rops typiſch iſt. —

Judith und Holofernes. Gemälde von E. Strathmann. 1910

Halb Gefühl, halb Gedanke iſt Stuck's Gemälde „Dämon Weib“ (Abbildung Nr. 113). Es liegt etwas Geklügeltes und gleichzeitig Wildes darin. Tief krallt ihm die Sphinx ins Fleiſch; doch ſeine Mienen zeigen Weltvergeſſenheit und Rauſch. Auch hier iſt das Geſicht des Weibes nur flüchtig behandelt. — Dagegen hat Zmurko verſucht, gerade den „Hochmut“ der Miene zu geſtalten (ſiehe farbige Beilage). Dieſe raſſige Dame iſt ſo ſehr „von oben herab“ in demſelben perſpektiviſchen Sinne, wie wir es vorhin bei De Ghein ſahen, daß ſie den Beſchauer faſt in die kniende Stellung zwingt. Um ſo voller erſcheint auch Wangenrund, leuchtender das Inkarnat der Lippen, vibrierender die Naſenflügel und ſchwärzlicher die Wimperſchatten. Das Fleiſch tritt heraus aus dem Bilde, weil die Gewandpartien abſichtlich vernachläſſigt ſind. Alles in allem ein blendendes Effektſtück. Man ſieht aber an dem Beiſpiel der De Ghein und Zmurko, daß Künſtler, die zeitlich zehn Generationen von einander entfernt ſind, das Machtgefühl des Weibes nicht weſentlich anders haben ausdrücken können, als daß das Weib räumlich „über dem Manne ſtehend“ gedacht iſt.

Über den Männern ſtehend iſt auch das „Ideal“ auf der Lithographie von Maurice Neumont (Abbildung Nr. 149). Man könnte geneigt ſein, dieſe leuchtende Nachterſcheinung rein ſymboliſch-myſtiſch zu deuten. Doch auch hier gilt, was ich Seite 148 von der männlichen Pſyche des Produzierenden ſagte: das Vehikel, auf dem er das abſtrakte Stichwort ſeiner Aufgabe konkret werden läßt, iſt nachweisbar erotiſch. Wir werden an andern Blättern Neumont's noch genauer erkennen, wie ſehr ihm die Idee der „Weiberherrſchaft“ liegt. — Faſt gleich in ihren Grundzügen komponiert iſt die „Libelle“, eine Zeichnung von J. Blaß aus dem „Courrier Français“ (Abbildung Nr. 62). Hurtig entſchlüpft die aufgeblühte Schönheit mit luſtig geſchwellten hochzeitlichen Schleiern, und die ſtarrenden Grimaſſen der im Meer der Sehnſucht ertrinkenden Männer haben das Nachſehn. — Dem Manne „zu Kopf geſtiegen“ iſt das Nixchen der Zeichnung von Gray (Abbildung Nr. 143), gleichfalls aus dem „Courrier Français“. — Endlich die Satire von Platier (Abbildung Nr. 135). Es iſt ungemein komiſch, dieſen Dante mit dem Geſicht eines „alten Schäkers“ zu ſehn, wie er von ſeiner Beatrice zum Bockſpringen benutzt wird. Ein Vers unter der Zeichnung beſagt, daß der Dichter nur durch dieſe „agréable folie“ zu ſeiner „Hölle“ inſpiriert worden ſei.

Räumlich über den „zum Kotau zugelaſſenen“ Männern erhaben iſt auch

151. Der Homunculus. Holzſchnitt von B. Berneis. 1903

152. Die Enthauptung Zolas. Franzöſiſches Plakat

die kleine Diva der Abbildung Nr. 87; denn ihre Fußſpitze befindet ſich auf demſelben Niveau, wie die Lippen ihrer Verehrer. Dasſelbe könnte man von Beardsley's „Kapellmeiſterin" (Abbildung Nr. 164) ſagen, wäre ſie nicht — ohne Kapelle! Auch Beardsley gehört zur „Intelligenz" unter den Künſtlern, was ſo viel ſagen will wie mangelnde Nerve des Gefühlsmäßigen.

Es iſt an dieſer Stelle noch ein andres Bildmotiv zu erwähnen, das das Machtgefühl des Weibes eindeutig genug darſtellt: das vom Hampelmann. Der Hampelmann ſoll urſprünglich eine komiſche Lokalfigur der Frankfurter Volksbühne geweſen ſein und von da ſeine allgemeine Verbreitung ins Kinderſpielzeug gefunden haben. Das ſcheint mir wenig glaublich. Alle Kinderſpiele ſind ſo uralt und über die ganze Welt verbreitet, daß man an ihnen den Baſtian'ſchen Elementargedanken demonſtrieren kann, d. h. eine kulturelle Erfindung, zu der die Menſchen überall auf der Erde ſelbſtändig aus ſich heraus gelangt ſind. Der Urſprung dieſer Dinge rückt alſo in ſo weite Entfernung, daß keinerlei Entlehnung von irgend einem Nachbarvolke mehr erweislich iſt, während die Einzelheiten der Dinge ſo überraſchend identiſch ſind, daß man meinen möchte, ſie ſeien vor kurzem erſt von irgend einem fremden Lehrmeiſter gerade in dieſer Methode gelehrt worden, die man aus irgend einem andern Weltteil kennt. Man ſtelle ſich vor, daß z. B. die komplizierten Figuren des ſogen. Faden-Abnehmens, das die kleinen Mädchen in Europa zu ſpielen pflegen, genau in derſelben komplizierten Weiſe von Indianern, Bantu-Negern und Südſee-Inſulanern geſpielt werden und ſeit unvordenklichen Zeiten geſpielt worden ſind. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß

kein Cortez oder Cook oder ſonſt ein Tropenheld ſich jemals hingeſetzt und den Eingeborenen das Fadenſpiel beigebracht hat.

So iſt der Hampelmann gleichfalls etwas Univerſelles, und zwar gehört er in die Kategorie der beweglichen Puppen. Es fragt ſich nur, auf welche Weiſe die Puppe in Bewegung geſetzt wird. Die Marionette wird von oben her an verſchiedenen Fäden gezogen; der Hampelmann aber immer an einem Faden und von unten her. Hierin ſehe ich eine phalliſche Analogie. Die Griechen führten ſolche grotesken Puppen mit beweglichen Phallen in Volksaufzügen mit, und noch heute hat der Hampelmann in den Scherzen Erwachſener eine wenn auch ſchwach erotiſche Nuance. Es wird nun auch verſtändlicher, weshalb gerade der Hampelmann mit dem erotiſchen Machtgefühl des Weibes in Beziehung gebracht wird. Nun iſt es weiter intereſſant, daß von 16 Hampelmann-Bildern, die ich gleich vorführen werde, nur eins, und zwar das älteſte, den Hampelmann regulär am Faden gezupft werden läßt. Es iſt der Cruikſhank'ſche farbige Kupfer von 1818 „Das Spielzeug der engliſchen Lady" (ſiehe farbige Beilage). Der blaue Frackſchoß des Landjunkers flattert bedenklich zwiſchen den zappelnden Beinchen hin und her, während ſie, gleichſam zu einer Galerie von Mitſchweſtern gewandt, einen kleinen Vortrag darüber hält, wie man mit den Männern umſpringen müſſe. Cruikſhank's Zeit war noch zu derberen Späßen aufgelegt. Seither iſt man in der Öffentlichkeit prüder, das bedeutet ſexual-ſenſibler geworden. — Von den folgenden Künſtlern zeigt nur noch Rops den ominöſen Faden. Sein „Weib mit dem Hampelmännchen" (ſiehe Beilage in Schwarz und Gelb) iſt techniſch ein Prachtſtück. Sie hat den herben, kaltſinnlichen Ausdruck der bei ihm typiſchen Frauenfiguren. Wie ſie neugierig den kleinen Pojaz betrachtet, der da wie ein Laubfroſch auf ihrer Handfläche balanciert! Gleich wird ſie ihn mit dem Fächer zerklapſen, wenn er es wagen ſollte, nur zu zucken. — Die „Dame Satire" von Berſtall (Abbildung Nr. 25) hat gleich eine halbe Mandel Männchen aus ihrem heiteren Koffer hervorgezogen und überlegt, welchen „type" ſie ſich zunächſt, wie die Masken, „vorknöpfen" ſoll. — Paul Rieth's „Moquante" (Abbildung Nr. 299) iſt ein Titelbild der „Jugend". Wir werden dem Künſtler noch öfter begegnen. Dem Kammerherrn gehts ſichtlich ſchlecht; die Prinzeß traktiert ihn noch unter dem Kammerdiener. — A. Salzmann behandelt ebenfalls mit Vorliebe und Schwung hierher gehörige Themen. Abbildung Nr. 300, auch ein Titelblatt der Münchener „Jugend", verſpottet den Nietzſcheaniſch-übermenſchlichen Weltmann: „Das hat man davon, wenn

153. Fangball. Einladungskarte von Boutet. 1889

154. Bei Hofe und —

Zeichnung von A. Willette aus

man zum Weibe geht und die Peitſche mitnimmt!" Wir ſehen an dieſer Reproduktion, die die hübſchen farbigen Wirkungen des Originals leider nicht wiederzugeben vermag, welche Wandelungen der „Hampelmann" innerhalb des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat. Die Zugſtrippe iſt allmählich aufgegeben worden und die bewegliche Gliedergruppe hat den individuellen Ausdruck von Klaſſen- und Charaktertypen angenommen, wie die modernen Puppen überhaupt, allerdings nicht zur Förderung der kindlichen Phantaſie. — Bei Bac hängt das Männchen am Fächer der in Tanzbiegungen aufgelöſten „Ballkönigin" (ſiehe farbige Beilage), während ihn die „Unerbittliche" desſelben Zeichners (Abbildung Nr. 148) wegen unheilbarer Impotenz des Portemonnaies ſchlank an ſich ableiten läßt. — Auch Loys hat ihn 1912 an den Fächer gehängt (Abbildung Nr. 163), aber noch die Nuance der „Verachtung" hinzugefügt. Die Dame trägt nur Schuhe und den modiſchen Turban des Jahres, ihr geſchminkter Mund iſt ſehr herablaſſend verzogen, und die „feuilles de rose", die am Boden liegen, wiederholen ein bekanntes Symbol aus der galanteſten Zeit Frankreichs. — Bontet's Dinerkarte der „Têtes de bois" (Abbildung Nr. 153) hat in entſprechender Anſpielung aus dem Kopf des Männchens einen „Fangball" gemacht, was eine reizvolle Abwechſelung in die Serie bringt. — Zwei Blätter zeigen eine Mehrzahl von Männchen: Cham's „Seiltanz mit den Gefühlen" (Abbildung Nr. 24), eine Lithographie von 1854, die im

155. — in der Manfarde
dem „Courrier Français" von 1891

Original in räumlicher und gedanklicher Verbindung steht mit dem „Triumphwagen" (Abbildung Nr. 37); und das „Handgepäck", eine Zeichnung von Hadol etwa aus dem Jahre 1865 (Abbildung Nr. 142). — Zwei andre Blätter zeigen das Männchen am Bändel gleich einem Zwerghündchen: die „Ballettratte" des „Courrier Français" (Abbildung Nr. 156) führt stolz eine Reitpeitsche in dem „Duchesse"-Monogramm ihres Paletots, und der „Homunculus" von B. Berneis (Abbildung Nr. 151) wird zum grotesken und hilflosen Embryo unter dieser verrenkten Geste der Schwarz-Weiß-Gebieterin. — Endlich das Hampelmännchen als jagdbares Wild der Waidmännin und Anglerin: Die Biedermeierin von Ernst Stern (Abbildung Nr. 302) hat zwei Böcke „zur Strecke gebracht". Pulverhorn und Hirschfänger machen eine etwas symbolische Miene, während die zwei Geweihe recht konkret ihr Heim schmücken werden. — Auf dem Gemälde von Nola (Abbildung Nr. 304) ist der Ehemann ziemlich in den Hintergrund geraten, indes die fesche Jägerin abseits einen lapin „erlegt". — „Angebissen" hat ein Fisch an der Haselrute auf H. Somm's Radierung (Abbildung Nr. 301).

Das Motiv der „ausgelegten Angeln" ist auch von H. Ramberg in seiner Art der gutmütigen Familienblatt-Komik zu einem figurenreichen Blatt ausgestaltet worden (Abbildung Nr. 103). Die Putten und Frösche, die hier aus dem Teich gezogen werden, sind aber keine Hampelmännchen,

ſondern „Liebesgötter“, wie ſie ſchon die römiſche Kaiſerzeit zum Verkauf ſtellte; leiſe iſt auch die Storchfabel hineingemengt.

* * *

Pädagogik. In der ägyptiſchen Abteilung des Berliner Muſeums befindet ſich eine graue Holztafel. Große und ungefüge Buchſtaben ſind auf ihr zu ſehen, wie ſie Schüler anfänglich zu malen pflegen. Beim näheren Zuſchaun erkennt man den immer wiederholten Satz in griechiſcher Sprache: Gib dir Mühe, mein Kind, ſonſt kriegſt du Haue! Und über dem erſten Teil von Goethe's „Aus meinem Leben“ lieſt man das griechiſche Motto: Wer nicht Dreſche bekommt, aus dem wird im Leben nichts!

Wir wollen gleich in medias res gehn und nicht lange um die Sache herumreden, wie es pädagogiſche Abhandlungen zu tun pflegen, ehe ſie auf den Kernpunkt kommen, nämlich auf die Frage: ſollen Kinder geprügelt werden oder nicht? Wir haben geſehn, daß die Flagellation, ſowohl die aktive wie die paſſive, beim Erwachſenen in Beziehung ſteht zu dem elementarſten Triebe des Menſchen. Iſt das bei Kindern ebenſo? Ich glaube, es iſt ſo in allen jenen Fällen, wo infolge der Variabilität eine angeborene Anlage dazu vorhanden iſt. Ich zitiere als Beiſpiel einen Fall, den ich im 9. Bande des Jahrbuchs für ſexuelle Zwiſchenſtufen veröffentlicht habe. Der betreffende Herr, ein Akademiker, berichtet da von ſich unter anderm aus ſeiner Kindheits-Geſchichte:

... Geprügelt wurde ich ſonſt nie, wenn ich von einigen Ohrfeigen und Raufereien mit Kameraden abſehe, habe auch nie irgend einer Szene beigewohnt, in der jemand in auffallender oder gar grauſamer Weiſe geprügelt worden wäre. Mein Umgang war durchaus anſtändig; Verführungen war ich nicht zugänglich, weil ich nie neugierig geweſen bin und bei etwaigen Andeutungen über ſexuelle Fragen aus Eitelkeit immer ſo tat, als ſei mir nichts Menſchliches fremd. Von Kindheit auf hatte ich nämlich eine ungeheure Scheu vor Blamage und fragte deshalb weit weniger, als kleine Jungens ſonſt zu fragen pflegen. So kam es, daß mein Vater mich ſelber für aufgeklärt hielt und das richtige Thema mit mir zu beſprechen verabſäumte. Im Alter von 13 Jahren war ich ohne Ahnung von den geſchlechtlichen Vorgängen und hatte nur äußerſt unklare und falſche Vorſtellungen von der Menſchwerdung. Um dieſe Zeit fiel ich im Gymnaſium durch, und die Eltern drohten mir aus pädagogiſchen Gründen, ſie würden mich, falls ich mich nicht beſſern ſollte, in eine Lehre ſtecken. Meiner Gewohnheit gemäß malte ich mir dieſe Eventualität ſofort in bunten Farben aus, und, während ich ſcheinbar im Lehrbuch ſtudierte, ſtellte ich mir vor, ich ſei ein Maurerlehrling. In dieſer Phantaſie trug ich bloß ein Leibchen und kurze Leinenhoſen, ſchwitzte aber trotzdem bei der Arbeit und wurde von allen Vorgeſetzten, unter denen ich mir ein wenig ältere Knaben vorſtellte, oft und derb beſchimpft und gezüchtigt. Dieſe Idee erregte in mir ein damals neues und unerklärliches, heute als erotiſch erkanntes Gefühl. Einige recht kräftige Hiebe machte ich mir ſelber dadurch anſchaulicher, daß ich mich mehrmals mit geballter Fauſt in die Hüftgegend boxte. In dem Augenblick trat eine neue Erſcheinung bei mir ein, der ich zunächſt vollkommen ratlos und erſchrocken gegenüberſtand, weil ich glaubte, ich ſei verletzt und blute ...

156. Ballettratte

Zeichnung von Grap aus dem „Courrier Français“ von 1888

Weiter möchte ich dieſen Fall hier nicht geben; er läßt ſich am angeführten Orte leicht nachſchlagen.

157. Der Stich ins Herz. Lithographie von Nordel

Der Fall wird von der Wiſſenſchaft als Extrem und Seltenheit angeſehn; doch ſind die Grundlagen der Forſchung hierüber bisher völlig ungenügend. Es kann ſein, daß derartiges ſich häufiger ereignet, daß es aber zu niemandes Kenntnis gelangt. Wer vermöchte zu ſagen, ob der Schüler Altägyptens, von dem oben die Rede war, ſeine Tafel unter Furcht und Bangen oder mit ganz anders gemiſchten Gefühlen vollgeſchrieben hat? Es iſt für einen ernſthaften Pädagogen in der Tat ſchwierig, hier in jedem Falle klar zu ſehn. Er möchte auf ein Strafmittel nicht verzichten, das ſo alt iſt wie die Welt und deſſen Nichtanwendung von ungezogenen Rangen nur als Schwäche des Magiſters ausgelegt werden würde. Andrerſeits möchte er um keinen Preis eine Form der

Sexualität „wecken", die ihm noch mehr Bedenken einflößt, als wenn ein Schüler bloß stinkfaul ist. Was tun? Das Dilemma ist ungelöst und wird es auch wohl bleiben. Die meisten gewissenhaften Erzieher retten sich aus dem Skrupel, indem sie in ihren Internaten teils väterlich mahnend, teils zornig der Onanie nachspüren und dann glauben, alles getan zu haben. Was man nicht sieht, existiert nicht. Man sieht aber vor allem die Ideen nicht, die in den jugendlichen Köpfen spuken, und die, wie in dem zitierten Fall, einen Abschluß finden können, der äußerlich nichts mit der kommunen Onanie gemein hat, im Wesen aber dasselbe bedeutet. Überhaupt, wenn man in die Hirne kucken könnte! Auch in die der Magister. Wie manchen treibt es zum pädagogischen Fach, weil er, ohne es selbst erst recht zu erkennen, ein bestimmt gefärbtes Interesse am Erziehen oder an den Unerwachsenen hat. Benedikt Friedländer, der das Gegenteil von einem Weiberfreund war, hat mit Emphase erklärt: „Nur wer ein guter Päderast ist, kann ein vollkommener Pädagoge sein." Wobei das Wort „Päderast" in dem urſprünglichen griechiſchen Sinne gemeint iſt: ein Knaben „liebender" Mann. In der Sexualwiſſenſchaft iſt es ein (ungeſchriebenes) Kapitel für ſich, inwiefern die Berufswahl mit den erotiſchen Anlagen zuſammenhängen kann.

Petermann kommt in einem Aufſatz nach langem Hin und Her zu dem Schluß, die Prügelſtrafe ſei als äußerſtes Mittel unentbehrlich; ſie müßte aber, um Nebenwirkungen zu vermeiden, öffentlich vollzogen werden und mit ſolchem Nachdruck, daß nichts als Schmerzempfindung hervorgerufen werde. Das iſt theoretiſch ganz ſchön; da aber heutzutage ein paar Striemen und blaue Flecke von den Ärzten gleich als Körperverletzung beguchtet werden, weil man im allgemeinen ſchlecht darüber orientiert iſt, wie leicht derartige Körpermale entſtehen, ſo dürfte ſich der behandelnde Pädagog wohl kaum mit Vorteil auf Petermann berufen. Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn derſelbe Sachverſtändige von Rouſſeau ſagt, ſeine Sehnſucht nach Flagellation ſei entſprungen einem dem Geſchlechtstrieb nur „verwandten, aber keineswegs mit ihm zuſammenfallenden Triebe, nämlich dem Maſochismus, der gar nicht notwendig in einem Geſchlechtsakt gipfelt". Es iſt die alte und unausrottbare Verwechſelung zwiſchen Kopulationsakt und Luſtgipfel überhaupt, die ich im Vorangehenden ausführlich erörtert habe. Ich verzichte daher auch darauf, andre Autoren zur Frage der Prügelpädagogik heranzuziehn, da ſie bei weitem weniger als Petermann über die zur Diskuſſion ſtehenden Probleme unterrichtet ſind.

158. Kaput
Zeichnung von Liebich aus der „Bombe". Wien, 1904

Als eine Wienerin gefragt wurde, wie ſie ihre Kinder ſtrafe, gab ſie den Beſcheid: „I raaf's net, i beutel's net, i ſchlag's nur dahin, wo der liebe Gott 's Fleckl dazu g'macht hat!" Da haben wir die Mutter als Erzieherin. Sie beruft ſich gleich auf die höchſte Inſtanz wegen einer Handbewegung, die ihr nun einmal im Blute liegt. Alles weitere Raiſonnement hat da ein Ende. Was ſie für gut befindet, muß auch

Mariannes Fußtritt. Französische Karikatur auf die Trennung v

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

1 Staat und Kirche, von Jean Veber. (Verlag Edm. Sagot, Paris)

Albert Langen, München

159. Der angſtvolle Traum. Zeichnung von Jean Veber. (Edm. Sagot, Paris)

überhaupt in der Ordnung ſein. Sie macht kurzen Prozeß und iſt gleich zu Beginn ſo weit, wo die Theoretiker erſt zum Beſchluß hingelangen. Wozu ſollte der Fleck ſonſt dienen? Dieſe Wienerin ſteht mit ihrer impulſiven Meinung nicht allein da. Ungefähr alle Mütter denken ſo. Sie leſen keine pädagogiſchen Abhandlungen, ſie nehmen die Praxis, wie ſie kommt. Der liebe Gott nickt Beifall, und der iſt bekanntlich noch viel wohlwollender, als der „ſchwarze Mann", der ſchon hinter der Tür wartet mit dem großen Bakel und den unartigen Kindern noch ganz anders das Leder gerben würde, wenn ihn die Mutter nur dazu hereinrufen würde! Aber ſie tut's diesmal noch nicht. Denn ſie iſt ja im Grunde ſanft, ihre Rage iſt abgekühlt, ihre Macht beſtätigt und die Demut der kleinen Untertanen evident.

Mir liegt die Annahme ganz fern, daß die Mütter im Durchſchnitt ſogenannte Rabenmütter ſeien. Noch viel weniger ſteht es ihnen deutlich im Bewußtſein, daß ſie manchmal eigene pſychiſche Spannungen auf das Haupt oder das Fleckl der Unmündigen entladen. Wie ſollte ihnen auch derartiges klar ſein? Dahinter kommt wohl ein ausgereiftes Männerhirn, das ſich mit nichts weiter

160. Reitſtunde. Federzeichnung von Heinrich Kley. Simpliziſſimus

zu beſchäftigen braucht, als Probleme aufzuknacken. Man denke an 18—20jährige junge Frauen aus dem Volke, die eines Tages Mutter ſind, eh' ſie ſich deſſen verſahen, und nun plötzlich ein neues Weſen erziehen ſollen, während ſie ſelber vor kurzem noch die reinen Kinder waren. Was wiſſen die von Pſychologie und Pädagogik und all dem gelehrten Kram! Sie handeln rein inſtinktiv und höchſtens gelenkt von Milieu-Einflüſſen. Und ſie werden dadurch genau in demſelben Maße Objekt der Forſchung, wie das Objekt, das ſie ſelber „erziehen". Zwei gleichwertige Gegenſtände der Betrachtung. Oder wäre je eine Mutter, ſelbſt eine „gebildete", imſtande geweſen, vom erſten Schrei des Neugeborenen an ſolche Beobachtungen zu unternehmen, wie ſie Wilh. Preyer in ſeinen Büchern von der „Seele des Kindes" und der „geiſtigen Entwicklung in der erſten Kindheit" niedergelegt hat? Glücklicherweiſe nicht. Das arme Wurm wäre ſicher inzwiſchen verhungert und die Mutter hätte am Ende ein Buch zur Welt gebracht, ſtatt eines Menſchen.

Alſo die Mütter ſind auf der ganzen Welt ſchlagfertig, ſobald ſie's für gut befinden; und wenn ſie ſozial auch noch ſo unterdrückt ſind, über die erſte Kindheit des Nachwuchſes herrſchen ſie ſtets unumſchränkt. Ob dieſe Herrſchaft zu einem innerlich wahrnehmbaren oder luſtbetonten Machtgefühl führt, hängt nur von der entſprechenden Anlage ab. Der Gehorſam der Kinder iſt nichts als Dreſſur ihres Willens auf Übereinſtimmung mit dem Willen der Mutter, wobei es wiederum auf die Anlagen der Kinder ankommt, ob die Dreſſur mit ſchnellem oder langſamem Erfolg vor ſich geht, oder vielleicht mit gar keinem.

Die Künſtler haben der Sache von Alters her eine liebenswürdige Seite abzugewinnen verſtanden. Die Mutter iſt Venus, ausgeſtattet mit allem Liebreiz verführeriſcher Schönheit, das Kind Amor, der liſtige Bengel und Herzensdieb. Daß das Weib einen Knaben ſchlägt und nicht

ein Mädchen, rührt indeſſen wohl kaum von der Benutzung des mythologiſchen Motivs her. Von insgeſamt 15 Bildern der Serie „Kinderzüchtigung“ ſtellt überhaupt nur eins die Beſtrafung eines Mädchens durch die Mutter dar, und dabei handelt es ſich eigentlich nur um die Androhung der Rute (vgl. Abbildung Nr. 129 „Die ſtrenge Mutter“, ein Kupferſtich nach Chardin). — Das größte Blatt, das wir in dieſer Hinſicht bringen, iſt die doppelſeitige Beilage nach dem Kupfer von Vitali, eine prächtige Radierer-Arbeit etwa aus dem Jahre 1730. Venus lächelt den Beſchauer leiſe an, ſie nimmt offenbar Rückſicht auf ihn und ſtellt ſich nur „unmutig über ihren Sohn“. Die rechte Hand fühlt allerdings leiſe nach dem „Fleckl“. Man kann nicht wiſſen, ob ſie im nächſten Moment nicht doch noch ärgerlicher werden wird. — Um „Verhör und Rute“ handelt es ſich auf dem anonymen franzöſiſchen Kupfer (Abbildung Nr. 126) und um tatſächliche Anwendung der Rute auf dem Kupfer von einem der Carracci (Abbildung Nr. 120); hier werden verſchiedene „Rangen“ der Reihe nach vorgenommen. Da drei Knaben auf dem Bilde vorhanden ſind, könnte man im Zweifel ſein, ob es ſich hier auch um Venus und Amor handelt. Das Flügelpaar des einen gibt aber den Ausſchlag. Der Knabe, der Amor auf ſeinem Rücken feſthält, iſt demnach als Anteros zu deuten. Der Mythos lautet, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht gedeiht und daß daher Amor (Eros) nicht wachſen wollte, bis Venus aus der Umarmung des Ares den Anteros (Gegenliebe) gebar. Nun war Amor fröhlich über den Geſpielen und wuchs kräftig heran. Unter dem kleinen weinenden Knaben links könnte man ſich einen ſeiner andern Gefährten denken, den Pothos (Sehnſucht) oder den Himeros (Verlangen). — Fünf Abbildungen (Nr. 122, 124, 125, 127, 146) behandeln gleichmäßig in unbedeutenden Variationen die Züchtigung Amors mit einem Bündel geflochtener Roſen.

An dieſe Darſtellungen ſchließen ſich Genrebilder, wie Abbildung Nr. 130, eine Radierung nach Aubry, etwa aus dem Jahre 1870; dieſe Art ländlicher Familienſzenen mit ſanft moraliſchem oder pädagogiſchen Einſchlag waren in der Zeit, als Rouſſeau berühmt war, recht beliebt als Wandſchmuck in vornehmen Häuſern, wo ſie den Prunk der Ausſtattung angenehm erhöhen halfen. Die Mutter ſieht aus wie eine verkleidete Schauſpielerin, die für die Rolle poſiert. Goya verſteht ſich ganz anders auf Leben und Bewegung (Abbildung Nr. 128); mit wieviel weniger Strichelei bringt er dasſelbe Motiv vom unachtſam zerbrochenen Geſchirr heraus! Die Alte iſt in dem Augenblick blind vor Wut, und der Schlag, der jetzt „mit dem Pantoffel“ fällt, wird ſeine Spuren ein paar Tage hinterlaſſen. — Den „nachläſſigen Zögling“ ſehen wir auf ſeiner anonymen Zeichnung der jüngſten Zeit (Abbildung Nr. 150); das Kellergewölbe ſcheint beſonders für ſolche Exekutionen hergerichtet zu ſein, und die ſtrafende Pflegemutter hat keinen ſehr nachſichtigen Ausdruck im Geſicht. — Abbildung Nr. 140 iſt ein ſatiriſches Flugblatt auf die im Jahre 1849 wieder einſetzende Reaktion, die die deutſchen Stämme von neuem entrechtete. — Den Beſchluß macht die Stiefmutter, die der Volksglaube ein für alle Mal für eine Sadiſtin hält. Grandville hat ſie 1844 in ſeiner Serie aus dem Tierleben

161. Erhöhter Standpunkt
Programm-Zeichnung von A. Willette

nicht vergeſſen (Abbildung Nr. 139) und ihr eine Viertelpinte Eſſigſäure beigegeben. Das in künſtleriſcher Beziehung wertvollſte Blatt von allen, die die Stiefmutter ſatiriſch behandeln, iſt wohl das von Gillray (Abbildung Nr. 266). Es iſt im Jahre 1786 entſtanden und ſoll ſich auf eine bekannte Dame bezogen haben. Wenn man der ſpöttiſchen Bemerkung unter dem Bilde glauben darf, hat ſich die ganze Nachbarſchaft über das tägliche Geſchrei des Knaben aufgehalten. Gillray ſtellt es ſo dar, als ſei ihr Zorn, wie man ſagt, gut für die Verdauung. Der Knabe ſträubt ſich ſo heftig, daß ſie die Hilfe der Dienerin in Anſpruch nehmen muß, um ihn zu bändigen. —

Ein hiſtoriſches Beiſpiel für die Pädagogik, die um 1718 am preußiſchen Hofe herrſchte, gibt uns die Schweſter Friedrichs II., die ſpätere Markgräfin von Bayreuth, in ihren Memoiren. Der Anlaß war, daß die Zehnjährige ſich geweigert hatte, der intriganten Erzieherin Léti alles auszuplaudern, was ſie in den Gemächern der Königin tagsüber mit angehört hatte:

162. Der gelehrige Pudel. Zeichnung von Maurice Neumont. 1912

Kaum war ich abends in mein Zimmer gekommen, ſo ließ mich die Léti auf eine Bank neben ſich ſetzen, die in zwei Stufen zwiſchen der Fenſtervertiefung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte ſie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf ſtoßen und ſagte ihr: „da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht was vorgefallen ſei.“ Nun ward ich mit ſchönen Titeln beehrt: „Sie ſind ein großer Eſel“, ſagte ſie, „und ein ebenſo großes Vieh wie Ihre Mutter, Sie ſchlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen iſt, Sie haben nicht ſo viel zu tun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie alſo nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen.“ Das ſagte ſie nur, um mir die Würmer aus der Naſe zu ziehn. Ich zitterte wie Eſpenlaub und wußte nicht, welchen Weg ich wählen ſollte, dennoch entſchied ich mich, der Königin zu gehorchen, und gab der Léti die mir vorgeſchriebene Antwort. Dieſes Mädchen hatte zu viel Verſtand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; ſie ſuchte mir alſo mit Sanftmut und Drohung mein Geheimnis zu entreißen; als ſie aber ſah, daß alles nichts half, ließ ſie ihrer Wut freien Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Fauſt-ſchlägen brach auf mich ein; ganz außer ſich ſelbſt, ohne zu wiſſen was ſie tat und was ſie ſagte, warf ſie mich von der Bank herab, wo wir ſaßen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Geſicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angſt hinderten mich, aufzuſtehen. Mein Geſchrei rief meine Kammerfrauen zu meiner Hilfe herbei; die eine war meine Amme geweſen; ſeit ich auf der Welt war, hatte ſie mich bedient; nachdem ſie mir Hilfe geleiſtet hatte, ging ſie der Léti den Kopf waſchen, und drohte ihr, wenn ſie fortführe, würde ſie die Königin davon benachrichtigen müſſen. Als die Léti mein ganzes Geſicht blutrünſtig ſah, wurde es ihr Angſt; ſie ließ es ſich ein Dutzend Flaſchen Schutzwaſſer koſten, mit dem ſie mich die ganze Nacht einweichte. Tags darauf ſagte man der Königin, daß ich einen ungeheuren Fall getan hatte, und ich war gutherzig genug, es ihr ſelbſt zu beſtätigen. Wenn ſie es nicht glaubte, ließ ſie es ſich wenigſtens nicht merken. Die Léti brauchte ſeitdem die Vorſicht, mein Geſicht zu verſchonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Laſt ihrer ſchweren Fäuſte.

163. Verachtung. Zeichnung von Lovis. 1912

Dieſe Auftritte kehrten alle Abende wieder; ich war in der gräßlichſten Verzweiflung, ſei es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wiedererzählen. Der ganze Winter ging ſo vorüber. Ich hatte keinen Tag mehr Ruhe und mein armer Rücken wurde alle Tage bearbeitet.

Aus den „Memoires historiques sur l'orbilianisme“ Paris 1764 iſt folgende Stelle kulturhiſtoriſch wertvoll:

In Rhodez, im Pun-en-Velai, in Saint-Flour und Mauriac, in der Auvergne, und in den andern Städten dieſes Gebirges, wo die Jeſuiten die einzigen Lehrer ſind, haben dieſe Väter, die man beſſer Henker nennen ſollte, an den Schülern die größten Grauſamkeiten verübt. Dieſe Schulmeiſter ließen dort faſt alle Tage bis aufs Blut peitſchen, ſei es aus Laune oder aus Rache. Bekanntlich peitſchen die Jeſuiten, außer in Flandern, nicht ſelbſt, ſie haben überall einen ſogenannten Züchtiger. Dieſer Züchtiger iſt im Jeſuitenkollegium nicht allein mit Peitſchen beſchäftigt; in einigen iſt er eine Art Küchenjunge oder Auskehrer oder Gärtner oder Pförtner oder Schneider, den man rufen läßt, wenn man ſeines zuſchlagenden Armes bedarf. — Und da er weiß, wie unbedingt und ſchnell der Gehorſam in dieſer Geſellſchaft ſein muß, ſo läßt er, kaum daß er den Befehl ver-

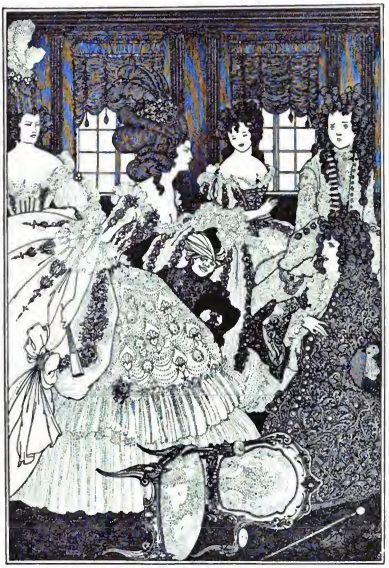
164. Die Kapellmeisterin. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1899

nommen hat, Kochtopf, Besen, Harke, Rasierbecken stehen, ohne auch nur im Innersten zu prüfen oder zu zögern, bewaffnet sich hastig mit einer guten Peitsche oder einem Bündel frischer Ruten, die er stets in Vorrat hält, und begibt sich froh mit großen Schritten in die Klasse, wo man seiner barmherzigen Hilfe bedarf. — In einigen andern Städten, z. B. in Dijon und Autun, ist der Züchtiger kein Bediener der Jesuiten, und wohnt auch nicht in ihrem Kollegium, sondern er kommt nur hin um durchzuhauen und geht unverzüglich wieder davon, wenn seine Arbeit getan ist. Gewöhnlich ist es irgend ein armer Handwerker, Schuhflicker oder so was ähnliches aus der Nachbarschaft, den sie jährlich dafür bezahlen, daß er sofort in die Klassen kommt, wenn man seiner bedarf. — Der letzte Zuchtmeister des Kollegiums von Clermont (Lyceum Louis-le-Grand) hieß Berger. Er wohnte dicht bei den Jesuiten, aber er war weder Schuhmacher noch sonst was; er lebte sehr anständig und machte sogar Ersparnisse von seinem Beruf eines Zuchtmeisters. Die Prügelei wie manches andere ernährt in Paris ihren Mann besser als in der Provinz. Übrigens hatte er nicht mal Unkosten bei diesem schlagfertigen Geschäft; denn die benötigten Weidenruten wurden dank der Gefälligkeit einiger Generalpächter umsonst geliefert.

In allen Klassen dieser herrlichen Collegien gab es einen kräftigen Armstuhl, der gewöhnlich zu Füßen des Katheders des Schulinspektors stand; er war ganz aus Holz und man konnte ihn, weniger wegen seines Alters als wegen seiner Dicke den Sessel des Königs Dagobert nennen. Sobald der Zuchtmeister die Klasse betritt, in die er gerufen worden ist, nimmt er diesen Stuhl und trägt ihn in denjenigen Teil der Klasse, der für die Züchtigungen bestimmt ist. Dann läßt der Lehrer einen seiner größten und stärksten Schüler darauf niedersitzen, gewöhnlich einen dreischultrigen Bauern, einen ganz ausgewachsenen Mann, denn solche gibt es in jeder, selbst in der untersten Schulklasse. Nach diesen Vorbereitungen wird der arme Dulder gezwungen, sich hinter den Stuhl zu stellen, seine Hände dem darauf Sitzenden zu geben, und dieser große Kerl hält ihn besser als die besten Stricke es könnten. Dann läßt ihm der Zuchtmeister die Beinkleider ganz herabfallen, hebt ihm Rock und Hemd über die Schultern, und bedenkt all dies freigegebene Terrain mit Hieben, die sein gebeugter, mit einer guten Reitpeitsche bewaffneter Arm mit aller Nachdrücklichkeit erteilt, und die nicht eher enden, als bis es dem Schulinspektor gefällt, „Genug" zu kommandieren. — Dabei sieht man, daß dieselben Schläge sehr verschiedene Wirkungen und Empfindungen hervorrufen. In den Augen, überhaupt auf dem ganzen Gesicht des Schulinspektors liest man das Vergnügen, das er empfindet, wenn er einen Schüler, dem

er beſonders übel geſinnt iſt, oder der das Unglück hatte, irgend etwas zu verſehen, ordentlich zerbläuen läßt. Auf der andern Seite ſieht man den armen Unglücklichen den ſchimpflichſten und grauſamſten, ſehr oft auch den ungerechteſten Schlägen unterworfen, unter denen er umſo mehr leidet, als er nicht durch den leiſeſten Seufzer oder irgend ein Wörtchen ſeinen Schmerz ausdrücken darf. Denn wenn er ſchreien würde oder das geringſte Zeichen des Schmerzes ihm entführe, ſo könnte er überzeugt ſein, daß man ohne Zögern die Doſis verdoppeln würde. Die Zahl der Peitſchenhiebe, die man hintereinander demſelben Schüler verabfolgt, iſt unglaublich. Ich würde nicht wagen, ſie hier zu nennen, wenn ich nicht tauſende von Zeugen dafür hätte. Manchmal gibt man zwei- und dreihundert, gewöhnlich ſiebzig oder achtzig, ſehr ſelten aber „nur" vierzig . . .

Wenn ſchon dieſe Anzahl von Schlägen, die man demſelben Schüler gibt, diejenigen überraſcht, die nie Augenzeuge ſolcher Züchtigung geweſen ſind, ſo würden ſie von der unmenſchlichen Art, in der die Schläge verabfolgt werden, mit noch viel tieferer Entrüſtung erfüllt werden. Es iſt nicht, wie in anderen Schulen, eine ſchnell hintereinander folgende Zahl von Schlägen, nein, in dem Jeſuitenkollegium folgen ſich die Peitſchenhiebe im Gegenteil ſehr langſam, was ihre furchtbare Wirkung nur ſteigert. Der Zuchtmeiſter, der ſicher entſprechenden Befehl erhalten hat, läßt immer eine Pauſe von zwei Sekunden zwiſchen jedem Schlag eintreten. Dieſe Langſamkeit, die auf den erſten Blick menſchlich erſcheint, in ihrer Wirkung aber furchtbar iſt, verlängert die Dauer der Wut beträchtlich; der Schüler hat dadurch reichlich Zeit, den Schmerz jeden einzelnen Schlages recht deutlich zu fühlen, und der Zuchtmeiſter wird wiederum dadurch in den Stand geſetzt, die Kraft ſeines Armes, die bei zu überſtürzten Bewegungen bald erlahmen würde, unvermindert zu erhalten, und ſeine Peitſche immer hoch genug erheben zu können, um ſie mit aller nur erdenklichen Heftigkeit auf das Fleiſch des Opfers niederſauſen zu laſſen.



165. Die Zornige. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1901

Hardouin de Péréfixe ſchreibt über Heinrich IV. von Frankreich:

Er wollte nicht, daß ſeine Kinder ihn „Monſieur" nannten, eine Benennung, die Dienſtbefliſſenheit und Unterwürfigkeit ausdrücke, ſondern „Papa", ein Name der Zärtlichkeit und Liebe. Da er aber in ſeiner Kindheit tüchtig gepeitſcht worden war und dieſe Erziehungsmethode gut befunden hatte, wollte er, daß ſein Sohn in derſelben Weiſe erzogen würde. Am 14. November 1607 richtete er folgenden Brief an Frau von Monglat,

die Erzieherin des Dauphin: „Ich beklage mich über Sie, daß Sie mir nicht davon schreiben, daß Sie meinen Sohn gepeitscht haben; ich will und befehle Ihnen, ihn jedesmal zu peitschen, sobald er trotzig ist, oder sonst unartig; ich weiß von mir selbst, daß nichts auf der Welt ihm dienlicher sein könnte, denn in seinem Alter bin ich sehr heftig gepeitscht worden, weshalb ich will, daß Sie es mit ihm auch tun und es ihn wissen lassen, daß es geschehen werde."

Wie sein Befehl innegehalten wurde, erfahren wir aus dem „Journal" von Héroard:

9. Oktober 1603. Um acht Uhr aufgeweckt. Er widersetzt sich und wird zum ersten Mal gepeitscht. — 22. Dezember. Der König kommt Mittags an, küßt und umarmt ihn. Der König geht fort: er schreit, wird wütend, bekommt die Peitsche. — 22. Februar 1604. Ins Zimmer des Königs gebracht, droht ihm der König mit der Peitsche, er trotzt, und will in sein Zimmer gehn. Ins Zimmer der Königin geführt, fährt er fort. Der König befiehlt, daß er gepeitscht werde; Frau von Monglat tut es. — 4. März. Um elf Uhr will er dinieren. Als das Essen gebracht wird, läßt er es wieder forttragen, dann von neuem bringen. Wütend, sehr durchgehauen. — Am 3. August 1606. Beim Zubettgehen sagt er zu Frau von Montglat: „Mamanga, peitschen Sie mich morgen früh nicht!" Sie antwortet: „Monsieur, ich habe Ihnen versprochen, daß Ihnen nichts geschehen wird!" „Oho, ich weiß schon, daß es doch droht! Sie werden mich meine Aufgaben hersagen lassen, und dann wird es heißen: „Die Peitsche her!" — Am 24. Juni 1609 hatte ihn der König mit der Peitsche bedroht. Als er zu Bett gebracht worden war, wollte er nicht eher einschlafen, als bis Herr von Souvré (sein Erzieher) ihm versprochen hatte, daß ihm keine Schläge bevorständen. — Am 7. & 8. Januar 1610 ist er wieder gepeitscht worden. Am 14. Mai ist er zum König proklamiert worden, geht ins Parlament, hält eine Ansprache, geht in den Louvre, empfängt dort eine Deputation ꝛc. Das alles hindert nicht, daß dieser „erhabene Souverain" ein bischen angebunden und gepeitscht wird! — „Mir wäre es lieber," sagt er, „wenn man mir weniger Verbeugungen und Ehrenbezeigungen machen, mich aber dafür nicht mehr peitschen würde." — —

166. Der Tanz auf der Nase
Lithographie von H. Nicole. 1834

Mademoiselle Monarchie oder Das ersehnte Glück

Satirische Farbenlithographie aus dem Journal La Caricature. 1830

167. Maria in der Glorie. Holzſchnitt von Dürer

V

Das Untertanentum

Ich habe bereits erwähnt, daß die merkwürdige Fähigkeit der menſchlichen Pſyche, Leid als Luſt zu perzipieren, in der ſozialen Geſtaltung des Völkerlebens eine hervorragende Rolle ſpielt. Dieſer Umſtand iſt nicht unbeachtet geblieben, aber er iſt in der Regel ſchief ausgelegt worden. Die

Führenden einer sozialen Schicht, die bestrebt sind, ihre Gefolgschaft seelisch aus der hergebrachten Untertänigkeit herauszureißen, sind immer selber sogenannte Herrennaturen; es schmeckt ihnen besser, zu leiten als geleitet zu werden; sonst würden sie eben nicht Führer sein. Oft haben wir es in der Geschichte erlebt, daß die Niederreißer der angebeteten Autorität selber zu Usurpatoren wurden, die den Mißbrauch der Übermacht noch viel ärger betrieben als jene andern, die eben vom Piedestal fielen und sich das Genick brachen. Ja, in jedem Führer zur „Freiheit" wittert man von einem gewissen Augenblick an einen Tyrannen. Es gibt keine demokratische Gemeinschaft, in der nicht aus diesem Grunde neben die obersten Lenker Gegenkontrollen gesetzt wären. Mehr noch: je demokratischer eine Gesamtheit ist, um so mehr beschränkt man die faktischen Machthaber zeitlich in ihrem Amt, um so fester beugt man sie unter das Joch der Rechenschaftsablegung an die Gesamtheit der Stimmen.

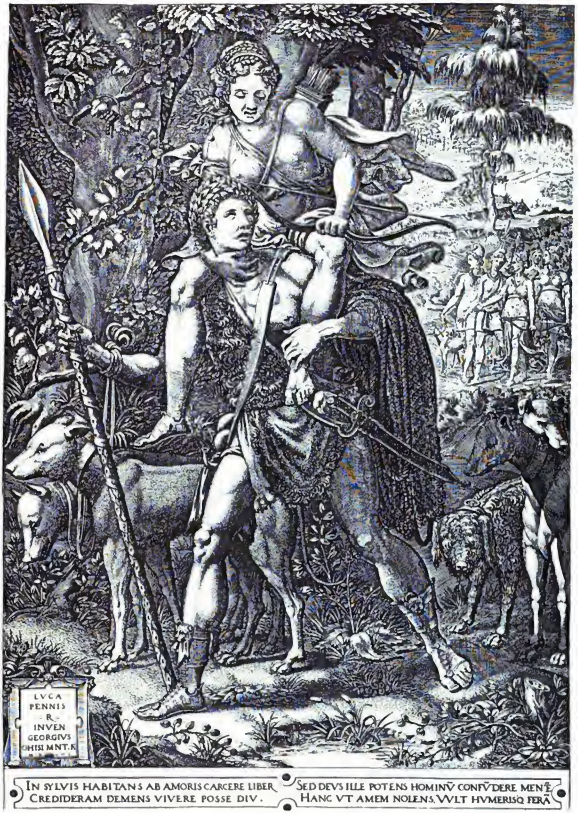
Wenn diese demokratische Maschinerie endlich so ineinandergreifend gefugt ist, daß sie ihren geregelten Gang ganz von selber läuft, kann es vorkommen, daß auch andre als Herrennaturen in die fertigen Regierungsposten geschoben werden. Aus dem Conclave ist manchmal ein Statthalter hervorgegangen, der so viel Eigenwillen besaß wie eine moderne Schreibmaschine; nur weil zwei oder drei andre Herrscher-Kardinäle da waren, von denen keiner dem Gegner den Primat gönnen mochte.

Bevor aber die verwickelte Verfassung einer neuen Gesellschaft in Gang kommt, wenn noch alles Kampf und Ungewißheit ist, ist es ausgeschlossen, daß sich aus der untertänigen Schicht machtvoll und mitfortreißend eine andre Natur erhebe, denn ein geborener Führer und Regent. Der Zwang der ökonomischen Verhältnisse allein kann's nicht bewirken. Warum stehn sie nicht alle auf, die darunter leiden? wie ein Mann? Es wäre alles mit einem Schlage erreicht, was sie wollen. Aber sie wollen nicht, es sei denn in Gedanken. Und sie leiden nicht, es sei denn im Magen. Es kommt also ein psychologisches Moment zu dem rein ökonomischen hinzu, dasjenige einer angeborenen und bestimmten seelischen Anlage. Den einen gewährt nur das Machtgefühl Lust, den andern auch das Leid und das Untertanentum.

Hier steckt die mißverständliche Auffassung der Führenden. Sie schließen von sich irrtümlich auf die andern. Weil bei ihnen der leere Magen gereizt wird durch die Vorstellung von der Fülle der Speisen, schließen sie mit Recht, daß das bei den andern auch der Fall sein werde. Aber weil sie einen Reiz empfinden durch das Aufrechte, Ungeduckte, Mutige, Leben-Riskierende, kurz das herrisch Wollende: schließen sie mit Unrecht, daß das bei den andern auch der Fall sein werde. Die andern aber reizt das nicht. Sie gehn so weit mit, daß der Magen gefüllt ist, und bleiben dann Untertanen; denn dies ist ihre Lust.

Ich muß mich hier auf eine Skizzierung dieses Gedankens beschränken und stelle ihn gleichsam nur zur Diskussion. Ich behaupte nicht, daß die ewige, ewige Schichtung der Menschheit in Herrscher und Untertanen durch dies psychologische Moment allein hinreichend erklärt werde. Aber ich sehe, daß seine Erörterung immer vernachlässigt wird. Man setzt sich darüber hinweg, indem man die Untertänigkeit einfach verspottet oder zum demütig verharrenden Bückling sagt: Habe doch Rückgrat! Das Rückgrat tut dem Bückling weh. Nur mit Gewalt und Bedrohung hältst du ihn aufrecht, und er fühlt sich kreuzunglücklich. Das bloße Zureden, die Ermahnung, ist nie ein Ersatz für einen bestehenden Lustreiz. Die Verhöhnung noch viel weniger. Die Verhöhnung kitzelt aber wiederum die Herrennaturen. Es ist ihr geistiger Sport. Sie heben sich dadurch um so mehr ab.

Was ich nun im folgenden zeigen will, ist: daß der politische Masochismus (wenn ich so mal sagen darf) in seinen Ausdrucksformen nahezu identisch ist mit dem erotischen Masochismus.



168. Aufbruch zur Jagd. Kupferstich von Giorgio Ghisi. 1556

169. Die Justiz tritt den Missetäter zu Boden
Venezianisches Deckengemälde von Palma Vecchio

Die Parallele ist jedenfalls überraschend. Welche Schlußfolgerungen sich daraus inbezug auf die innerliche Identität ziehn lassen, wird nach der Übersicht des Materials zu erwägen sein.

Häuptlinge und Könige werden immer nur durch ihresgleichen gestürzt, d. h. durch solche, die ihnen psychologisch gleichen. Erhalten und bewahren tun sie ihre Macht nur „durch Volkes Willen", wie eine wenig beliebte, aber dafür um so richtigere Formel lautet. Die modernen Könige christlicher Nationen nennen sich gern „von Gottes Gnaden", und die jeweiligen Oppositions-Parteien sind hierüber schrecklich erbost, weil sie fälschlich meinen, die Floskel besage ein Eingesetztsein von Gott. Das tun dieselben Oppositionellen, die über die Frage nach der Existenz eines Gottes mitleidig die Achseln zucken. Aber die Unlogik verhilft zu dem theatralisch donnernden Schlagwort vom „Gottesgnadentum". Der Zweck heiligt die Mittel. Die Floskel „Dei gratia" ist ein rein klerikales Demutswort, zuerst bekannt vom Konzil zu Ephesus im Jahre 431, womit späterhin jeder Mönch seinen Brief unterschrieb. Ja die frühen Päpste fügten den beiden Worten noch zwei andre masochistische hinzu: servus servorum d. h. der allerletzte der Sklaven. Erst Pippin der Kleine war so unterwürfig, sich auch als Laie dies geistliche Redeblümchen beizulegen, und von ihm erbten's seitdem einige Schock Könige gedankenlos mit auderm Titelkram mit. So gedankenlos, wie die Habsburger sich noch immer König von Jerusalem und Groß-Wojwod von Serbien nennen. Auch der König von Spanien ist König von Jerusalem. Und der König von Dänemark ist auch König der Wenden, d. h. nach der Nationaltracht zu urteilen: einiger hundert Spreewälder Ammen. Diese ahnen es allerdings nicht. Sonst würden sie bei Gelegenheit das schönste Spalier stehn, das man je gesehn hat.

Erhalten und bewahren tun die Häuptlinge ihre Macht durch Volkes Willen. Nämlich, sie richten ihr Benehmen nach dem ein, was der Masochismus des Volkes sich wünscht. „Verschieden genug freilich", sagt H. Schurtz in seiner Urgeschichte, „sind die Methoden, den Einfluß der Führer zu erhöhn. Am beliebtesten ist die grausame Wildheit, die jeden Augenblick loszubrechen droht und die Herzen der Unterworfenen mit banger Scheu erfüllt, bis sie dann oft genug in Cäsarenwahnsinn ausartet. Muster dieser Art von Herrschern sind zwei Häuptlinge von Fidschi, deren einer Fleisch-

ſtücke aus dem Körper eines Unglücklichen ſchnitt, um ſie vor deſſen Augen zu braten und zu verzehren, während ein andrer von ſeinem eigenen Weibe Brennholz ſammeln und einen Ofen bauen ließ, worauf er ſie tötete und im Ofen als Mahlzeit zubereitete; beide Heldentaten wurden, wie Pritchard bezeugt, eingeſtandenermaßen nur deshalb begangen, um ſich berühmt und gefürchtet zu machen. Afrikaniſche Häuptlinge ſind dieſen Vorbildern wenn nicht an raffinierter Grauſamkeit, ſo doch an raſendem Blutdurſt oft genug nahe gekommen, und es iſt ein trauriges Zeichen für die Menſchheit, daß die Erinnerung an Scheuſeule dieſer Art tiefer haftet als an die beſten Herrſcher. Weiß doch auch der Italiener der Gegenwart vielmehr von Nero und Caligula als von Veſpaſian oder Mark Aurel zu erzählen! Güte mit Schwäche, und Grauſamkeit mit Stärke zu verwechſeln, iſt ein alter Fehler der Menſchen."

Die Tatſachen, die Schurtz mitteilt, ſind exakt. Exakt iſt auch die Wirkung auf die Untertanen. Nur, Schurtz iſt ſchwerlich ein exakter Forſcher, wenn er ſich über ſeine eigenen Feſtſtellungen wundert (ſtatt ihre Kauſalität zu ergründen) und ſchließlich mit Moralbonzerei kommt. Es gibt keine „alten Fehler" der Menſchheit. Warum nicht gar Erbſünde? Wie viel anders urteilt der tiefe Grübler Otto Ludwig, der allerdings bloß ein ſimpler Dichtersmann war, in ſeiner „Emanzipation der Domeſtiken": „Jener Drang übrigens, uns durch die Vorſtellung, ſelbſt durch das Aufſuchen widerwärtiger, ja dem Triebe der Selbſterhaltung geradezu widerſprechender Zuſtände ein Vergnügen oder

170. Maria und der gefolterte Sebaſtian
Venezianiſches Gemälde von Paolo Veroneſe

vielmehr die Empfindung zu bereiten, in der die Äußersten der Lust und des Schmerzes sich berühren, ist neben manchem andern Rätselhaften tief in der menschlichen Natur begründet."

In der Ethnologie der primitiven Völker finden wir die krassesten Belege von Masochismus der Untertanen, wogegen die Folterkammer der strengsten Masseuse nur ein Kinderspiel ist. Vom König Mtesa in Uganda berichtete Speke, daß er ab und zu zu seinem Vergnügen den Weibern seines Harems einen Speer in den Leib jagte. Dem Engländer war das Faktum absonderlich, so daß er's notierte; den einheimischen Legendensängern aber galt es nur als dekorativer Zug in der Ausmalung fürstlicher Machtfülle. Von einem andern afrikanischen Häuptling hörte man, daß er zu beliebiger Frist sein Volk zusammentrommeln ließ und, mit einem Sichelmesser bewaffnet, angerollend unter die zagende Menge trat, um irgend welchen seiner Untertanen den Hals abzuhacken. Sein Ansehn wuchs immer mehr dadurch.

Man sage nichts von inferiorer Neger-Rasse. Der Masochismus ist allgemein menschlich, wie alle Grundelemente des Sexuellen. Ein russischer Einjähriger schrieb neulich, daß die Rekruten in seinem Regiment nur diejenigen Offiziere als „schneidig" bewunderten, von denen sie alle Augenblicke regelrecht geohrfeigt werden. Schon Victor Hehn, ein Kenner, schrieb in seinen Tagebuchblättern „De moribus Ruthenorum": „Und was finden wir in Rußland? Ein Volk, ... in der allgemeinen Sitte der Schläge, der Mißhandlung, der Ruten und Peitschenhiebe, der Fauststöße in den Nacken und das Gesicht seit Jahrhunderten aufgewachsen, ein Volk mit dem asiatischen Mut der Resignation, ohne Trotz, ... in Befehl und Gehorsam sich in seinem angeborenen Element fühlend, ein Volk, mit dem man durch Befehl und Ruten alles machen, alles leisten kann, das durch Furcht und die geschwungene Peitsche zu Heldentaten, ja zu Genieverken vermocht werden kann, eine wundervolle personlose Masse für Gebieter, Waräger, deutsche Exerziermeister."

Auch die Russen sind rückständig, sagt man? Nun, ein deutscher Verleger, Reserve-Offizier, aber sonst ziemlich skeptisch, sagte mir: „Wissen Sie, ich kann mir nicht helfen, aber wenn ein oberster Kriegsherr so die Front abschreitet, geht es einem doch eigentümlich wie ein Schauer durch und durch." — Was ist denn psychologisch für ein Unterschied zwischen all diesen verschiedenen Ehrfurchtsschauern? Doch nur der, daß mit der Höhe der „Zivilisation" die Empfänglichkeit dafür steigt. Der Afrikaner braucht abgehackte Hälse, wo der Russe sich mit Ohrfeigen begnügt, und der Deutsche erstirbt schon en passant. Heine sagt in der „Stadt Lucca": „Ich glaube, bei allen Italienern, wie noch bei einigen andern europäischen Völkern, wird auf deutsch kommandiert. Sollen wir Deutschen uns etwas darauf zu gute tun? Haben wir in der Welt so viel zu befehlen, daß das Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?"

Bei der Beurteilung der Handlungen eines Führenden, sofern man psychologisch und nicht polemisch betrachtet, muß man sich immer fragen, ob die Handlungen nicht im Sinne des politischen Masochismus der Untertanen geschehen. Ein „Cäsarenwahnsinn" oder „Größenwahn" wäre objektiv medizinisch nur dann zu konstatieren, wenn die Vorstellungen im Kopf des Betreffenden über die masochistischen Gegenfähigkeiten der Beherrschten weit hinausgehn oder wenn sie überhaupt absurd sind. Größenwahn ist ja auch nur eins von mehreren Symptomen wirklichen Irreseins. Allein für sich, ist er nicht sogleich medizinisch verdächtig. Es ist z. B. ein Unterschied, ob ein Schamane glaubt, durch extatische Zaubermanipulationen Regen machen zu können, oder ob Edison sich einbilden würde, er habe ein Telephon zum lieben Gott konstruiert, durch das der Landwirt jederzeit um Regen anklingeln könne. Wenn der Zar, dessen Familie 325 Schlösser und 20000 Bediente

171. Die Siegesgöttin. Stich von Sadeler. Um 1600

XLIX. NOUVELLE.

D'une Comteſſe qui ſe divertiſſoit adroitement au jeu d'amour, & comment ſon manege fut découvert.

A La Cour d'un Roi de France nommé Charles (je ne dirai point le quantiéme pour l'honneur de celle dont je veux parler, & que je ne nommerai pas non plus par ſon nom propre) il y avoit une Comteſſe étrangere de fort bonne maiſon. Comme

172. Gefeſſelt. Buchillustration des 17. Jahrhunderts

beſitzt, in ſeinem Namen einen Rekruten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilen ließ, weil dieſer während der Moskauer Parade die Front verließ, um ſich ihm mit einem Bittgeſuch zu Füßen zu werfen, ſo paßt das in den Rahmen der ruſſiſchen Untertänigkeit. Es bedurfte einer ſo atemraubenden Schickſalswendung, wie die Geneſung des ruſſiſchen Thronfolgers von einer Unpäßlichkeit, um dieſe ſelbe Verurteilung rückgängig zu machen, als ein Zeichen unerhört gnädiger Dankſtimmung. Wenn die Menge einem Einzelnen zujubelt und ihn in die Wolken erhebt, iſt es pſychologiſch folgerichtig, daß er hernach auf die Canaille runterſpuckt. Aber bitte: in der Menge liegt die erſte causa movens; denn ſie raukt ſich noch um den Speichel. Richard Strauß, Nicht-Mitglied des Anti-Lärm-Vereins, hat ſich vor einiger Zeit im Hamburger Fremdenblatt über die Frage des Parſifal-Schutzes und die ungenügende Schutzfriſt des Urheberrechtes überhaupt ausgelaſſen. Es heißt da unter anderm: „Ich habe ſelbſt gehört (auf der Reichstagstribüne), daß ein Herr Eugen Richter in unverſchämteſten Lügen die Rechte von armſeligen zweihundert deutſchen Komponiſten zu Gunſten von zweihunderttauſend deutſchen Gaſtwirten zu Boden trat. Dies wird auch nicht anders werden, ſolange das blöde allgemeine Wahlrecht beſtehn bleibt, und ſolange die Stimmen gezählt und nicht gewogen werden, ſolange nicht beiſpielsweiſe die Stimme eines einzigen Richard Wagner hunderttauſend und ungefähr zehntauſend Hausknechte zuſammen eine Stimme bedeuten.“ Dieſe „Expektoration“ ſetzt alſo den 30 Jahre modernden Richard Wagner gleich tauſend Millionen Hausknechte. Wie groß iſt doch die deutſche Nation — oder wie ſchwach bei manchem das Kopfrechnen! Da Frau Coſima infolge mangelnder pragmatiſcher Sanktion nicht ſukzeſſionsfähig iſt, ſetze man getroſt den geſchwollenen Richard zum Weltkaiſer über alle Hausknechte des Planetenſyſtems ein. Aber im Ernſt: wie viele werden denn inanbetracht dieſes Speichelſtrahls den Verkehr abgebrochen haben mit einem Muſiker, der nicht bei ſeinem Leiſten blieb? Im Gegenteil, es iſt ihnen eine Ehre zu antichambrieren.

Damit auch die Cöpenickiade auf dieſem Gebiete nicht fehle, hier eine vermiſchte Nachricht:

Der famoſe franzöſiſche Koch Blézet, der, wie jüngſt erzählt wurde, eines ſchönen Tages den ſüdamerikaniſchen Staat Coumani erfand, ſich aus eigener Machtvollkommenheit zum Präſidenten dieſes ſagenhaften Staates machte und mit größter Freigebigkeit — aber nur für Geld und gute Worte — Orden und Titel verteilte, hatte einen noch weit berühmteren Vorgänger in dem originellen Orélie Antoine I., der ſich zum König von Araukanien und Patagonien erhob, gleichzeitig aber in der guten Stadt Périgueux das ehrſame Gewerbe eines Barbiers ausübte. Auch er ging recht verſchwenderiſch mit Orden um und hatte immer alle Taſchen angefüllt mit Kreuzen und Bändchen, die er an ſeine Kunden verteilte: wer ſich raſieren ließ, wurde zum Ritter ernannt, ein Haarſchnitt gab Anſpruch auf den Rang eines Ordensoffiziers, und wenn man ſich dazu noch den Kopf waſchen ließ, konnte man mit Leichtigkeit zum Großoffizier befördert werden. In Paris trat der Herr Barbier immer nur als König auf. Eines Abends traf er hier auf einem Balle einen reichen

Venus straft Pſyche wegen der Verführung A

Amors. Kupferstich von Avril nach J. F. de Troy. 1779

Albert Langen, München

173. Victoria auf der Kriegsbeute. Deutſcher Kupferſtich. Um 1600

Kaufmann, den er kurze Zeit vorher zum Komtur ernannt hatte. Auf der Bruſt des Ordensritters funkelte ein ganz mit Diamanten beſetztes prächtiges Komturkreuz, das der Kaufmann ſich für ſein Geld hatte anfertigen laſſen. Der Ritter näherte ſich reſpektvoll dem vermeintlichen König; als der letztere ihn erblickte, rief er mit gut geſpielter Verwunderung aus: „Wie, Sie ſind noch Komtur? Ich ernenne Sie zum Großkreuz!“ Sprachs, zog aus der Taſche ein verſilbertes Ordenszeichen, das fünf Francs wert ſein mochte, heftete es dem Kaufmann an die Bruſt und nahm ihm dafür den mit Diamanten beſetzten Orden ab.

In Gruß und Anrede zeigt ſich von Alters her die Symbolik des Herrſcher- und Untertanentums. Wiederum iſt ihre Ausdrucksform bei den Primitiven kraß, bei den Ziviliſierten infolge ihrer ſtärkeren Empfänglichkeit mehr abgeſchwächt. Der Niedere wirft ſich urſprünglich vor dem Höhern zu Boden und läßt auf ſich herumtreten. In Sumatra ſetzt man ſich den Fuß des andern auf Bruſt, Kopf und Knie. Die Abeſſunier fallen auf die Knie und küſſen die Erde. Der Japaner zog ſeine Sandalen aus, ſteckte die rechte Hand in den linken Ärmel, ließ die Arme langſam

herabgleiten, ging mit abgemeſſenen Schritten vor dem andern vorüber und rief mit furchtſamer Gebärde aus: Tu mir kein Leid an! Auf Ceylon wirft man ſich vor dem Vorgeſetzten zur Erde und murmelt andauernd ſeinen Namen und Titel. Die Hindu legen die rechte Hand auf die Bruſt, berühren dann mit ihr die Erde und zuletzt die Stirn; dabei nennen ſie ſich „untertänigen Sklaven". Der Ruſſe umklammert die Knie des Herrn und küßt ſie. Der Pole wirft ſich zu Füßen. Der Böhme küßt den untern Saum des Gewandes. Die Mandinka, wenn ſie eine Frau begrüßen, faſſen ihre Hand und beriechen ſie zweimal. Die Tibetaner knien nieder und ſtecken die Zunge raus, wahrſcheinlich zu verſtehn als umgekehrte Aufforderung des Götz von Berlichingen. Der Öſterreicher ſagt: Servus! (= Sklave), der Deutſche: Ihr Diener! Der Knix iſt die Abſicht des Kniefalls, das Verneigen die Abſicht des Niederwerfens. Wenn man ſich hinwirft, fällt der Hut ab. Alſo iſt das Hutlüften die Abſicht des Niederwerfens. Der abgenommene Helm iſt auch das Zeichen der wehrloſen Ergebung; alſo kann das Hutlüften auch hiernach gedeutet werden. Der militäriſche Gruß iſt wiederum die Abſicht des Hutlüftens.

Der Begrüßte wird auch unter Umſtänden für ſo heilig gehalten, daß ihn ſchon der betrachtende Blick entweihen würde. Dann geht man dem Höherſtehenden aus dem Wege, wie die Neger dem Weißen in der Kapkolonie, oder man verhüllt das Geſicht, beugt den Kopf zur Erde oder kehrt dem zu Begrüßenden den Rücken zu. Vor einiger Zeit haben in Deutſchland bei der Ankunft des Zaren die ſpalierbildenden Feuerwehr- und Kriegervereine ſowie das Militär mit ab-

174. Die Zuflucht. Engliſche politiſche Karikatur. 1784

gewandtem Geſicht Aufſtellung nehmen müſſen. Auch die Tributpflicht kann durch den Gruß anerkannt werden. Den perſiſchen Großkönigen mußten Geſchenke überreicht werden; Herodot erzählt, daß ein Bauer bei einer plötzlichen Begegnung nichts weiter überreichen konnte, als eine hohle Hand voll Waſſer.

Die Eskimos, die infolge ihres Lebens-Milieus außerordentlich demokratiſch ſind, auch innerlich, haben eine Grußzeremonie, bei der es erſt zur Entſcheidung gelangt, wer von beiden als der Herrſchende zu gelten hat. Boas berichtet über dieſe eigentümlichen Ohrfeigen-Duelle:

> Kommt ein unbekannter Fremder in ein Dorf, ſo wird er durch ein großes Feſt bewillkommt. Die Bewohner ordnen ſich in eine Reihe, und einer von ihnen ſteht vor der Front. Der Fremde nähert ſich dieſem langſam mit verſchränkten Armen und auf die rechte Seite geneigtem Kopf. Dann ſchlägt ihn der Anſäſſige mit aller Gewalt auf die rechte Wange und beugt nun ſeinerſeits den Kopf, um einen Schlag des Fremden zu empfangen.

175. Die Herzoginnen auf dem Stimmenfang
Karikatur von Rowlandſon

Während dieſer Vorgänge ſpielen die andern Männer Ball und ſingen dazu. So fährt man fort, bis einer der Kämpfer ohnmächtig wird.... Dieſe Wettkämpfe ſind zuweilen gefährlicher Art, da der Sieger das Recht hat, ſeinen Gegner zu töten; aber in der Regel enden ſie friedlich.

Endlich kann die wichtige Betonung des Grußes noch in der Umſtändlichkeit liegen, mit der er vorgebracht wird. Nachtigal hatte in ſeiner Karawane einmal einen Mann aus dem Tubu-Stamm Namens Kolokómi. Unterwegs begegneten ſie einem andern Tubu, der dem erſten aber nicht näher bekannt war. Nachtigal erzählt nun:

> Da der Fremde allein war, machte Kolokómi beruhigt die zur Begegnung nötige Toilette, d. h. trug Sorge, daß von ſeinem Geſicht nur die Augen ſichtbar blieben und alles übrige ſorgfältig in die verhüllende Turbantour gewickelt war, ergriff Lanze und Wurfeiſen und trat dem Fremdling entgegen, der, ſein Kamel an langer Halfter führend, jetzt ebenfalls ſeinen Litham (Geſichtsſchleier) über die Naſe in die Höhe zupfte. In der Entfernung von etwa ſechs Schritten von einander hockten ſie nieder, in der einen Hand die auf den Boden geſtemmte Lanze, in der andern das Wurfeiſen, und vollzogen den wichtigen Akt der wortreichen Begrüßung. Kolokómi begann mit der Frage nach dem Befinden des Fremden, welche er abwechſelnd durch „Lahainkennaho" oder „Lahadintschéda" oder „Lahannihuni" oder „Killahäni" ausdrückte, und dieſer antwortete durch „Laha" oder „Killcha". Sobald dieſe Fragen und Antworten etwa ein dutzendmal wiederholt worden waren, intonierte Kolokómi ein lautes, kräftiges „Ihilla", auf das der Fremdling dasſelbe Wort erwiderte, und es folgte nun eine wechſelſeitige Wiederholung dieſes Grußes, welche uns durch ihre Länge in Verzweiflung ſetzte. Anfangs in kräftigſter Mannesſtimme erſchallend, ſtieg das „Ihilla" in allmählicher Tonleiter bis zu dumpfem, un-

176. Die zürnende Diana

verſtändlichem Murmeln abwärts, das Ganze wurde mit einem ſo würdevollen Ernſt ausgeführt, daß der Uneingeweihte viel eher eine wichtige Zeremonie als eine einfache Begrüßung vermutet hätte. Waren ſie an dem tiefſten Laut ihres Kehlkopfes angekommen und ſchien ihre Stimme in leiſeſtem Murmeln zu erſterben, ſo begann wieder einer der beiden ein lautes hochtöniges „Laha", und das „Ihilla" machte von neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei ſchienen ſie durchaus kein gegenſeitiges Intereſſe an ihren Perſonen zu nehmen, ſondern ſahen ſich ſeiten an und ſchienen vielmehr gefliſſentlich entweder den Blick in die weite Ferne ſchweifen zu laſſen oder vor ſich in den Boden zu bohren. Nach einiger Zeit wurde das ſonderbare Wechſelſpiel durch zahlreiche Variationen der Frage: „Wie geht es dir?" und durch die Antworten „Gut!" oder „Mit Frieden!" unterbrochen, und erſt gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes miſchten ſich andre Fragen nach Ausgangspunkt und Ziel der beiderſeitigen Reiſen, nach den Ereigniſſen des Landes, nach Lage und Zuſtand der nächſten Brunnen unter die ſtereotypen Fragen und Antworten. Nachher kehrte man zwar ſtets wieder zum „Ihilla" zurück, doch kürzer und kürzer wurden die Reihen desſelben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewann und die Begrüßungsformeln ganz aufhörten.

Kupferſtich nach A. Carracci. 1707

Die Anrede iſt im Deutſchen ein kurioſes Kapitel der Grammatik. Gewiß, auch der Spanier redet einen beſtändig mit der Partikel usted an, was aus Vuestra Merced (Euer Gnaden) zuſammengezogen iſt. Aber dieſe feinen Differenzierungen der Hoheit und Unterwürfigkeit, wie im Deutſchen, hat's doch wo anders nie gegeben. Es iſt bei uns noch nicht völlig aus dem Sprachgefühl geſchwunden, daß man, außer in der erſten Perſon „ich", eigentlich in jeder andern Perſon anreden kann, und daß jede dieſer Formen ihre Wertnuance hat. Das heut allgemein übliche „Sie" in der Mehrzahl iſt eigentlich das blödſinnigſte, was ſich denken läßt, und von den Mächtigen nur erfunden worden, weil alles andre ſchon beſetzt war: das Du, Er, Sie (Einzahl, weiblich), und Ihr. Auch das Wir enthielt ſchon eine leutſelig herablaſſende Anredeform. Als neue Reſpekts- und Standesbezeichnung war einzig noch das Sie in der Mehrzahl zu haben. Noch Friedrich II.

177. Öffentliche Züchtigung des Ministers Linotte. Anonyme politische Karikatur aus der französischen Revolution

von Preußen war der alleinige „Sie“ in seinem Zirkel; seine Umgebung und die Untertanen hießen bei ihm „Er“. Der Domküster Schmidt machte ihm einmal eine Eingabe, etwa so: „Allerdurchlauchtigster König usw. Eurer Majestät tue ich zu wissen, 1. daß es an Gesangbüchern für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen fehlt; 2. daß kein Holz vorhanden, um die königliche Loge in der Kirche zu heizen; 3. daß dem Geländer an der Spree hinter der Kirche der Einsturz droht. Ich ersterbe usw.“ Die Randbemerkungen des Königs lauten: „1. Wer singen will, mag sich die Gesangbücher selber kaufen. 2. Wer warm sitzen will, mag sich das Holz selber mitbringen. 3. Das Geländer an der Spree geht Ihn garnichts an. 4. Verstanden!?“ So ist Ton und Gegenton. Der Empfänger des Gegentons erstirbt noch mehr denn zuvor. Gedicke las 1794 in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über das Du und Sie in der deutschen Sprache vor. Da heißt es:

Man scheute sich zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Akkusativ Sie zu sagen, damit die Angeredete nicht glauben möge, man wolle sie im Singular Sie (wie einen Mann Er) anreden. Die Höflichkeit der feinen Welt tritt daher lieber die Richtigkeit der Sprache mit Füßen und sagt, der Grammatik zum Trotz, nicht ich habe Sie, sondern ich habe Ihnen gesehn. — Umgekehrt scheuen sich andere, weibliche Personen geringen Standes mit dem Akkusativ Sie anzureden, um sie nicht glauben zu lassen, es sei der Plural: sie brauchen also lieber den Dativ und sagen: ich habe ihr ja heute nicht gesehn. So wird also die Grammatik nicht allein, um nicht unhöflich, sondern auch, um nicht allzu höflich zu erscheinen, in jedem Falle beleidigt.

Der brave Gedicke hat nicht geahnt, daß das Rückgrat der Sprache ebenso biegsam ist, wie das der Sprechenden. Zu seiner Zeit bewarb sich ein Züricher Bürger beim Stadtrat um eine

Briefträgerſtelle. Sein Geſuch fing an, wie es ſich gehörte: „Gnädiger Herr Burgermeiſter, Hochgeachte, Wol Edelgeborene, Woledle, Geſtrenge, beſte, Ehren- und Nothveſte, frome, vorſichtige, Hoch- und Wohlweiſe, Inſonders Großgünſtige, gnädige, liebe Herren und Vättere!“ Ein Archivar, der das ausgrub, bemerkt dazu, daß die Zuſchriften des Züricher Stadtrats jetzt folgende vorgedruckte Notiz tragen: „Wir bitten Sie, in Mitteilungen an uns keine Titel, ehrende Anreden oder Ergebenheitsformeln gebrauchen zu wollen. Dagegen verſprechen wir, auch Ihnen gegenüber nichts derartiges zu verwenden.“ Der Archivar frohlockt über den Fortſchritt der Zeit. Aber die Randbemerkung beweiſt, daß die Briefträgeraſpiranten von anno 1772 noch keineswegs ausgeſtorben ſind, und daß ſich der Stadtrat im voraus ſalvieren will, falls ein Schreiber einmal die Titulatur eines Adreſſaten — verſehentlich fortläßt!

Ein hochwürdiges (oder ehrwürdiges —? oder hochehrwürdiges —? ich weiß nicht) kurz: ein — preußiſches Konſiſtorialgericht hat neulich im Verfahren gegen einen Pfarrer verſchiedene Zeugenladungen losgelaſſen. Die Abſtufungen der Anrede bei dieſen Männern Gottes ſind über alle Maßen vorbildlich. Ich muß dabei immer an Radfahrer denken: oben gebeugt, nach unten tretend:

An den Stellenbeſitzer F. Ich habe Sie als Zeugen zu vernehmen. Sie haben ſich am 1ten, 1 Uhr dort und dort einzufinden. Im Falle des Nichterſcheinens werden Sie mit 30 Mark in Strafe genommen.

An den Kaſſenrendanten Y. Ich muß Sie als Zeuge vernehmen. Wollen Sie ſich, bitte, am 1ten 1 Uhr auf meinem Amtszimmer einfinden. Sie können eine ſchriftliche Fixierung Ihrer Ausſagen ſchon mitbringen.

An den Kgl. Landrat v. A. Ich bin beauftragt, Sie als Zeuge zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu beſtimmen, die Ihnen zuſagt. Mir wäre es am angenehmſten um 1 Uhr

178. Der Abzug von Dynaſtie und Kirche auf Kommando der Republik

Kupfer aus der franzöſiſchen Revolution

in meinem Amtszimmer. Um Ihre Zeit nicht zu lange in Anſpruch zu nehmen, können Sie vorher Ihre Angaben ſchriftlich fixieren.

An den Kgl. Regierungspräſidenten v. d. S. Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt als Zeuge zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu beſtimmen, in der ich Sie in Ihrer Wohnung in Potsdam aufſuchen darf uſw.

* * *

Die Aſſaſſinen. Wir kommen nun zu einem hiſtoriſchen Beiſpiel von den Machtmitteln, die die Herrſchenden angewandt haben, um ſich den politiſchen Maſochismus der Untertanen zu ſichern. Dieſer Beiſpiele gibt es natürlich viele. Aber alles, was ökonomiſcher Zwang oder rein körperliche Bedrohung heißt, können wir in dieſer Beweisführung nicht gebrauchen. Es müſſen pſychiſche Mittel ſein. Ich wähle ein Beiſpiel aus der Geſchichte des Orients, das um ſo beſſer herpaßt, als Suggeſtion und Hypnoſe hineinſpielt. Die Parallele mit den in den vorausgehenden Kapiteln dargelegten Faktoren des erotiſchen Maſochismus wird damit evident.

Die Aſſaſſinen heißen eigentlich Haſchiſchin, d. h. Hanf-Eſſer. Es handelt ſich um das bekannte Opiat des indiſchen Hanfs, der in dieſer geheimen Geſellſchaft (begründet von Haſſan aus Teheran im Jahre 1081) eine Rolle ſpielte. Die Ordensmitglieder nannten ſich Fidâwi, d. h. die Opferfreudigen. An ihrer Spitze ſtand der Scheich ul Dſchibâl, der „Alte vom Berge", wie die Abendländer überſetzten. Die Aſſaſſinen kämpften ungefähr zwei Jahrhunderte lang mit ſolcher Todesverachtung und ſolchem Elan blindwütigſter Tollkühnheit, daß im Franzöſiſchen noch heute die gefährlichſte Sorte der Mörder assassins heißen. Jeder Aſſaſſine war das Prototyp eines „willenloſen Sklaven" in der Hand des Gebieters, d. h. er wollte mit alleräußerſter Energie dasjenige, was ſein Herr begehrte. Und dieſe Energie ſchreckte nicht zurück vor ſofortiger Selbſtvernichtung. Wie kam dieſe pſychiſche Dreſſur zu ſtande?

eh bien, J...F..., dira-t-encore vive la Noblesse?

179. Madame la République reitet den Adel zu Schanden

Kupfer aus der franzöſiſchen Revolution

In dem Sirret-el-Hakim (Memoiren Hakims), einer Art von hiſtoriſchem Roman, hat Hammer folgenden Bericht entdeckt über die Gärten von Maſſyat, dem Hauptſitz der Aſſaſſinen Syriens:

Unſre Erzählung kehrt jetzt zu Ismail, dem Häuptling der Ismailiten, zurück. Er nahm mit ſich ſeine mit Gold, Silber, Perlen und anderen, den Küſtenbewohnern weggenommenen, oder auf der Inſel Cypern und von dem Könige von Ägypten, Dhaher, dem Sohne Hakim-Biemr-Illahs, erhaltenen Effekten beladenen Leute. Nachdem ſie dem Sultan von Ägypten zu Tripolis Lebewohl geſagt hatten, begaben ſie ſich nach Maſſyat, wo ſich die Bewohner der Schlöſſer und Feſtungen verſammelten, um ſich mit dem Häuptling Ismail und ſeinem Volk zu erfreun. Sie legten ihm die reichen Gewänder an, womit ſie der Sultan verſehen hatte, und ſchmückten das Schloß Maſſyat mit allem, was gut und ſchön war. Ismail zog mit den Ergebenen (Fidavie) in Maſſyat ein, wie keiner vor ihm oder nach ihm in Maſſyat getan hatte. Er blieb daſelbſt einige Zeit, um noch einige Leute in ſeinen Dienſt

Eine moderne

KUPFERSTICH NACH G. SOLOMON 1867

e Omphale

VERLAG ALBERT LANGEN MÜNCH

180. Im Damensattel. Englische Karikatur von 1816 auf die Ausbeutung des englischen Volkes zu Gunsten der königlichen Taschen

zu nehmen, die er sowohl dem Herzen als dem Leibe nach ergeben machen könne. In dieser Absicht hatte er einen großen Garten machen lassen, in welchen er Wasser leiten ließ. Mitten in diesem Garten erbaute er einen vier Stock hohen Kiosk. Auf jeder von den vier Seiten befanden sich durch vier mit goldenen und silbernen Sternen bemalte Bogen verbundene, reichgeschmückte Fenster. In diesen brachte er Rosen, Porzellan, Gläser und Trinkgefäße von Gold und Silber. Er hatte zehn männliche und zehn weibliche Mameluken d. h. Sklaven bei sich, die aus dem Lande des Nils mit ihm gekommen und kaum zur Mannbarkeit gelangt waren. Er kleidete sie in Seide und die feinsten Stoffe und gab ihnen Armbänder von Gold und Silber. Die Säulen waren mit Moschus und Ambra eingelegt und er setzte in die vier Fensterbogen vier Kästchen, in denen sich der reinste Moschus befand. Die Säulen waren poliert und dieser Ort war der Aufenthalt der Sklaven. Er teilte den Garten in vier Teile. Im ersten waren Birnbäume, Apfelbäume, Weinstöcke, Kirschen-, Maulbeer-, Pflaumen- und andere Arten von Fruchtbäumen. Im zweiten befanden sich Orangen, Limonen, Oliven, Granatäpfel und andre Früchte. Im dritten waren Gurken, Melonen, Gemüse usw. Im vierten sah man Rosen, Jasmin, Tamarisken, Narzissen, Veilchen, Lilien, Anemonen usw. Der Garten war von Wasserkanälen durchschnitten und der Kiosk von Teichen und Reservoiren umgeben. Es waren Haine da, worin Antilopen, Strauße, Esel und wilde Kühe zu sehen waren. Von den Teichen ausgehend, traf man Enten, Gänse, Rebhühner, Wachteln, Hasen, Füchse und andre Tiere. Um den Kiosk pflanzte der Häuptling Ismail hohe Baumgänge, die in die verschiedenen Teile des Gartens ausliefen. Er baute daselbst ein großes Haus, das in zwei Gemächer geteilt war, das obere und das untere. Von dem letzteren führten bedeckte Gänge in den Garten hinaus, der ganz von Mauern eingeschlossen war, sodaß niemand hineinsehn konnte; denn diese Spaziergänge und Gebäude waren alle ohne Bewohner. Er machte eine Galerie der Kühle, welche von diesem Gemach nach dem Keller lief, der sich hinten befand. Dieses Gemach diente zum Versammlungsort der Männer. Nachdem er sich daselbst der Tür gegenüber auf ein Sofa gesetzt hatte, ließ der Häuptling seine Leute niedersetzen und gab ihnen den ganzen Tag lang bis zum Abend zu essen und zu trinken. Wenn die Nacht hereinbrach, so sah er um sich, wählte diejenigen, deren Standhaftigkeit ihm gefiel und sagte zu ihnen: He, du da, komm und setz dich zu mir! So ließ Ismail diejenigen, die er erwählt hatte, zu sich auf das Sofa setzen und trinken. Darauf erzählte er ihnen von den großen und vortrefflichen Eigenschaften des Imam Ali, seiner Tapferkeit, seinem Edelmut, und seiner Großmut, bis sie von der Macht des Bendschi, welchen er ihnen gegeben hatte,

181. Republikaniſche Abſtrafung. Politiſche Karikatur von 1793

und der nie verſäumte, ſeine Wirkungen in weniger als einer Viertelſtunde zu zeigen, überwältigt einſchliefen und wie tot niederfielen (Bendſchi iſt der arabiſche Name für Bilſenkraut). Sobald der Mann gefallen war, ſtand der Häuptling Ismail auf, erhob ihn, brachte ihn in ein Schlafgemach, deſſen Tür er verſchloß, und trug ihn von da auf ſeinen Schultern in die Galerie der Kühlung, welche ſich im Garten befand, und von da in den Kiosk, wo er ihn der Sorge der Sklaven und Sklavinnen übergab und ſie anwies, allen Wünſchen des Kandidaten zu entſprechen, auf den ſie Eſſig ſpritzten, bis er erwachte. Wenn er wieder zu ſich gekommen war, ſo ſagten die Jünglinge und Mädchen zu ihm: Wir warten nur auf deinen Tod; denn dieſer Ort iſt für dich beſtimmt. Dies iſt ein Pavillon des Paradieſes und wir ſind die Huris und Kinder des Paradieſes. Wärſt du tot, ſo würdeſt du auf ewig bei uns ſein; du träumſt aber nur und wirſt bald erwachen! Unterdeſſen war der Häuptling Ismail zur Geſellſchaft zurückgekehrt, ſobald er den Kandidaten erwachen geſehn, der jetzt nichts, als die ſchönſten, auf die koſtbarſte Weiſe geſchmückten Knaben und Mädchen wahrnahm. Er ſah ſich an dem Orte um, atmete den Duft von Moſchus und Weihrauch ein und näherte ſich dem Garten, wo er die Tiere und Vögel, das laufende Waſſer und die Bäume ſah. Er blickte auf die Schönheit des Kiosk und die goldenen und ſilbernen Gefäße, während ihn die Jünglinge und Mädchen unterhielten. Auf dieſe Weiſe blieb er verwirrt und wußte nicht, ob er wache oder nur träume. Waren zwei Stunden der Nacht vergangen, ſo kehrte der Häuptling Ismail nach dem Schlafzimmer zurück, ſchloß das Tor und begab ſich von da nach dem Garten, wo ihn ſeine Sklaven umgaben und vor ihm aufſtanden. Sobald ihn der Kandidat gewahrte, ſagte er zu ihm: O Häuptling Ismail, träume ich oder wache ich? Darauf gab ihm der Häuptling Ismail zur Antwort: O du, hüte dich, dies Geſicht einem zu erzählen, der an dieſem Orte ein Fremdling iſt. Wiſſe, daß der Herr All dir den Ort gezeigt hat, der für dich im Paradieſe beſtimmt iſt. Wiſſe, daß ich in dieſem Augenblick mit dem Herrn All im Feuerhimmel zuſammengeſeſſen habe. So zaudere nicht einen Augenblick im Dienſte des Imam, der dir ſeine Glückſeligkeit zu koſten gegeben hat! Darauf befahl der Häuptling Ismail das Abendeſſen aufzutragen. Dieſes wurde in goldenen und ſilbernen Gefäßen gebracht und beſtand aus gekochtem und geröſtetem

Fleiſch mit andern Gerichten. Während der Kandidat aß, wurde er mit Roſenwaſſer beſprengt; wenn er zu trinken verlangte, ſo wurden ihm goldene und ſilberne Gefäße mit köſtlichen Getränken gebracht, in die ebenfalls Bendſchi gemiſcht war. War er wieder eingeſchlafen, ſo trug ihn Ismail durch die Galerie nach dem Schlafgemach zurück, ließ ihn dort und ging wieder zur Geſellſchaft. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, beſprengte ſein Geſicht mit Eſſig, brachte ihn heraus und befahl einem der Mamelukes, ihn zu ſchütteln. Wenn er ſich beim Erwachen an derſelben Stelle unter den Gäſten befand, ſagte er: Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohamed iſt Gottes Prophet! Darauf näherte ſich ihm der Häuptling Ismail und liebkoſte ihn, und er blieb gewiſſermaßen im Rauſch, dem Dienſte des Scheikh gänzlich ergeben, der ſodann zu ihm ſagte: O du, wiſſe, daß dasjenige, was du geſehen haſt, kein Traum, ſondern ein Wunder des Imams Ali war. Wiſſe, daß er deinen Namen unter denen ſeiner Freunde aufgeſchrieben hat. Wenn du das Geheimnis bewahrſt, ſo biſt du deines Glückes gewiß; ſprichſt du aber davon, ſo wirſt du dich dem Zorn des Imam ausſetzen. Stirbſt du, ſo biſt du ein Märtyrer. Hüte dich aber, dies irgend jemand zu erzählen. Du biſt durch eine der Pforten zur Freundſchaft des Iman eingegangen und ein Glied ſeiner Familie geworden; wenn du aber das Geheimnis verräſt, ſo wirſt du einer ſeiner Feinde und aus ſeinem Hauſe vertrieben werden! So wurde dieſer Mann ein Diener des Häuptlings Ismail, der ſich auf dieſe Weiſe mit vertrauten Leuten umgab, bis ſein Anſehn feſtſtand.

Dieſe Erzählung wird beſtätigt von Marco Polo, der auf ſeiner Tour nach Oſtaſien in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vierundzwanzig Jahre lang von Venedig abweſend war. Er weiß von einem Volk, das er Mulehiten (Mulahid) nennt, und von ihrem Fürſten, dem Alten vom Berge:

In einem ſchönen Tale, zwiſchen zwei hohen Bergen eingeſchloſſen, hatte er einen prachtvollen Garten gemacht, der mit jeder köſtlichen Frucht und jedem duftenden Strauch, den er ſich verſchaffen konnte, angefüllt war. In verſchiedenen Teilen des Gartens waren Paläſte von verſchiedenartiger Größe und Form errichtet, die mit Vergoldungen, Malereien und mit ſeidenen Möbeln geſchmückt waren. Mittelſt kleiner, in dieſen Gebäuden enthaltener Kanäle ſah man Ströme von Wein, Milch, Honig und reinem Waſſer in jeder Richtung fließen. Die Bewohner dieſer Paläſte waren elegante und ſchöne Mädchen, die im Singen, Spielen auf allen Arten muſikaliſcher Inſtrumente, Tanzen und beſonders Verlockung zur Liebe geſchickt waren. In reiche Gewänder gekleidet, ſah man ſie beſtändig in den Gärten und Pavillons herumſpringen und ſcherzen, während ihre weiblichen Wächter in dem Gebäude eingeſchloſſen waren und nie erſcheinen durften. Der Zweck des Häuptlings bei der Einrichtung eines ſo bezaubernden Gartens war folgender, daß Mohamed denjenigen, welche ſeinem Willen gehorchten, die Freuden des Paradieſes verheißen habe, wo ſich jede Art von ſinnlicher Luſt in der Geſellſchaft ſchöner Nymphen finden ſolle, und er wünſchte, daß ſeine Anhänger ihn auch für einen Propheten, der ſeinen Günſtlingen die Freuden des Paradieſes verſchaffen könne, und dem Mohamed für gleich hielten. Damit niemand ohne ſeine Erlaubnis den Weg in dieſes herrliche Tal finden ſolle, ließ er ein ſtarkes und unüberwindliches Schloß an deſſen Eingang errichten, zu dem man durch einen geheimen Gang gelangte. An ſeinem Hofe hielt dieſer Häuptling eine Anzahl von Jünglingen im Alter zwiſchen 12—20 Jahren, die unter denjenigen Bewohnern der umliegenden Berge ausgewählt waren, welche eine Neigung für kriegeriſche Übungen zeigten und kühnen

182. Eine Familienſzene

Karikatur auf die Schauſpieler Geoffroy und Talma. Um 1800

183. Drei Wochen nach der Hochzeit. Politiſche Karikatur von Rowlandſon auf die Ehe Napoleons I. 1810

Mut zu beſitzen ſchienen. Mit dieſen pflegte er täglich über das von dem Propheten und ihm ſelbſt verheißene Paradis zu ſprechen, und ließ zu gewiſſen Zeiten 10—12 von dieſen Jünglingen einen Schlaftrunk reichen, und ſie, wenn ſie vor Schlaf halb tot waren, nach den verſchiedenen Zimmern der Paläſte im Garten bringen. Wenn ſie aus dieſem Zuſtand der Lethargie erwachten, ſo fielen ihren Sinnen alle die entzückenden Gegenſtände, welche beſchrieben worden ſind, auf, und ein jeder ſah ſich von liebenswürdigen Mädchen umgeben, die ſangen, ſpielten, ſeine Blicke durch die verlockendſten Schmeicheleien auf ſich zogen und ihm köſtliche Speiſen und ausgeſuchte Weine reichten, bis er vom Übermaß der Genüſſe berauſcht und unter wirklichen Flüſſen von Milch und Wein wirklich glaubte, daß er im Paradiſe ſei und der Aufgebung der Genüſſe desſelben abgeneigt war. Nachdem auf dieſe Weiſe vier bis fünf Tage vergangen waren, wurden ſie noch einmal eingeſchläfert und aus dem Garten gebracht. Wenn ſie ihm ſodann wieder vorgeführt und befragt wurden, wo ſie geweſen ſeien, ſo lautete die Antwort: Im Paradiſe durch die Gunſt Eurer Hoheit! worauf ſie vor dem ganzen Hofe, der ihnen mit Begierde zuhörte, eine umſtändliche Erzählung der Szenen, deren Zeugen ſie geweſen waren, gaben. Darauf redete ſie der Häuptling an und ſagte: Wir haben die Verſicherung unſeres Propheten, daß der, welcher ſeinen Herrn verteidigt, das Paradis erben ſoll, und wenn ihr euch meinen Befehlen gehorſam zeigt, ſo erwartet euch dies glückliche Los! Durch Worte dieſer Art zum Enthuſiasmus angefeuert, hielten es alle für das größte Glück, die Befehle ihres Herrn zu empfangen und ſtrebten nach dem Tode in ſeinem Dienſte.

* * *

Die marianiſche Ekſtaſe. Der Raum, der mir zur Verfügung ſteht, erlaubt es leider nicht, noch ein mehres zu erzählen von dem Erfolg, mit dem das Syſtem der maſochiſtiſchen Kriegerkaſte der Aſſaſſinen funktionierte. Die Tatſachen übertreffen beinah jede Phantaſie-Möglichkeit.

Ich will dafür hier ein Analogon anſchließen, das noch ſtärker erotiſch gefärbt iſt, obwohl die Beteiligten darauf ſchwören, es handle ſich um keine „unheiligen“ Gedanken. Doch das ſind

184. Der Fußkuß. Anonyme englische Karikatur auf die katholische Politik des Herzogs von Wellington. 1830

nur Wortspielereien. Dem Weihanbeter ist seine „Herrin" genau so „heilig", wie dem römischen Propagandisten die Himmelskönigin. Ich gebe dem Augenzeugen R. Bardi das Wort:

Die Propaganda Fide, das Institut zur Verbreitung des Glaubens, ist die Zentrale, in welcher fast alle Drähte des katholischen Telegraphennetzes münden. Was sie an großen Plänen baut mit großen Mitteln, das weiß ich nicht, oder vielmehr, was ich davon weiß, kennt auch jeder andere. Aber wie sie sich ihre Helden züchtet, habe ich gesehen, die Kleinarbeit ihrer geistlichen Militärakademien habe ich bei einer solchen Freiwilligenprüfung bewundert, und von ihr will ich erzählen. — Das große, dunkelgelb getünchte Haus liegt an der Piazza di Spagna zu Rom. Zu ihm gehören auch noch die kleinen gegenüberliegenden Gebäude, in welchen Druckerei und Buchhandlung untergebracht sind, erstere für die Herstellung der in etlichen 300 Sprachen und Dialekten abgefaßten Katechismen und sonstigen geistlichen Missionsschriften, letztere für deren Verkauf. Im Hauptgebäude, welches man an gewissen Tagen betreten darf, war eines Tages wieder Prüfung jener Zöglinge, welche sich eine der in noch unchristlichen und wilden Gegenden gebräuchlichen Sprachen und auch alle anderen Kenntnisse angeeignet hatten, die der katholische Missionar besitzen muß. Dieser Prüfung — sie ist der Höhepunkt des sonst so flachen Schülerlebens — wohnen, wie man mir sagte, immer die höchsten Spitzen der kirchlichen Welt bei. Und um ihre werbende Kraft nicht nur an diese ohnehin Gewonnenen zu verschwenden, lud man — ich weiß nicht, ob es auch jetzt noch geschieht — auch Laienpublikum dazu. Damals war noch der verstorbene Graf Lebochowski der oberste Leiter der Propaganda. Wohl allen, die ihn selber oder sein Bild gesehen, wird der adlig-geistvolle Kopf, die königliche Würde der Haltung, die soignierte Grazie der ganzen Erscheinung noch im Gedächtnis leben. Lebochowski, im fürstlichen Karmoisin des Kardinals, an goldener Kette das Kreuz am Halse hängend, auf dem weißen Haar das purpurne Mützchen, den Hut im Nacken, saß in der Mitte der Estrade, hohe Geistliche im Halbkreis um ihn. Auf dieser Estrade schien alle Kunst der mise en scène zu kulminieren; diese Menschen konten sich in Gebärde und Blick, in Gewand und Haltung wie farbenglühende Bilder ab von den Wänden. Ihnen gegenüber öffneten sich Flügeltüren in den Redensaal. Aus diesem traten, immer einzeln, die Prüflinge. Wie der erste ins Zimmer trat, empfing man von der Versammlung unwillkürlich den Eindruck, als säßen Senatoren des alten Rom da und sähen zu, wie

der Kampfſtier in die Arena ſtürmt. — Der erſte Prüfling war ein langaufgeſchoſſener, hagerer junger Menſch, unreif ausſehend noch über ſeine Jahre. Er machte den Eindruck eines Lungenkranken. Die Bewegungen eckig und ſchüchtern, die Augen, große, ſchwarze, heiße Augen, bald verzückt aufgeſchlagen, bald ängſtlich geſenkt. Mit einer tiefen Verbeugung trat er nahe an die Tribüne ſeiner Oberen. Dann ſprach er ein Gebet in einem ſeltſamen fremden Idiom. Damit zu Ende, begann ſeine eigentliche Prüfungsaufgabe, eine Predigt, italieniſch. Die Stimme, ſchwankend zwiſchen dem Diskant und dem unreifen Baß der Pubertät, war anfangs leiſe. Bald wurde ſie ſtärker. Er erzählte, daß er ausfahre, ein ungepanzerter Krieger Gottes, in den heiligſten Krieg. Er ſteigt an fremder Küſte an Land, ein glühendes Land. Wo ſein Boot anlegte, war kein Menſch zu ſehen. Er iſt wie ausgeſetzt auf eine öde Inſel. Das Schiff, welches ihn gebracht, iſt wieder fort, und er ſieht nicht einmal mehr ſeine Segel am Horizont. Er wendet ſich gegen das Innere, nur das Kruzifix an die Bruſt gepreßt. Da brechen plötzlich aus Buſch und Höhlen die wilden, dunkelhäutigen Eingeborenen hervor. Unter Stößen und Schlägen drängen ſie ihn vor ſich her, zum Zelte ihres Häuptlings. Der herrſcht ihn an in ſeiner fremden Sprache. Er aber, der ſie erlernte, antwortet ihm, daß er gekommen ſei, als Knecht Gottes und der heiligen Jungfrau, die Wilden zu bekehren. Der Häuptling aber und ſein Volk wollen nichts davon hören. Und er gibt Befehl, den Fremden zu töten, unter Martern. — — — Im Geſicht des jungen Menſchen fing es an zu wetterleuchten von einer großen, irrſinnennahen Leidenſchaft. Er ſprach heiſer. Die Nüſtern ſeiner knochigen Naſe blähten ſich. Über die dünnen Lippen trat Schaum, auf den Wangen entzündeten ſich die hektiſchen Flecken, die roten Signalzeichen des Todes. „Und ſie werden mich an einen Baum binden und peitſchen. Und dann werden ſie mich wieder freimachen und niederzwingen auf ein Brett und mit Beilen und Dolchen über mich herfallen — ein Schauer lief durch den Körper, der im ſchwarzen Habit zitterte —, ſie werden mir bei lebendigem Leibe die Haut von den Knochen reißen, in Striemen, über die Bruſt hinunter bis zu den Knien! Mein Blut wird über mich hinſpritzen und warm an mir entlang rieſeln. Und zwiſchenburch werden ſie mich wieder peitſchen, bis mir die Sinne vergehen, bis ich röchle! Maria aber wird dem zuſehen, die allerheiligſte Jungfrau, ſie wird mitleidig weinen über meine Schmerzen, ihre heißen Tränen werden auf mich fallen, und endlich wird ſie mich zu ſich hinaufziehen in ihre Arme, und ihr ſeidenes weißes Kleid wird ganz rot werden von meinem Blute ..." Faſt röchelnd hielt er inne, gänzlich erſchöpft, gänzlich entrückt der Gegenwart. Die brennenden Augen bohrten ſich in die Decke, als ſähen ſie dorten Marien ſchweben, und die Finger der Hände bewegten ſich, als ſtreichelten ſie verliebt die heiligen Arme der Muttergottes. — Ledochowski beugte ſich, ernſten Beifall im Antlitz, zu ſeinem Sitznachbar. Und die feinen, gepflegten Hände hoben ſich aus dem Schoße zu leiſem Beifallsklatſchen ... Auch die übrigen klatſchen. Ein temperamentvollerer Monſignore murmelte enthuſiasmiert „bravo!"

185. Die deutſche Gouvernante. Politiſche Karikatur. 1832

Es wird oft behauptet, die Minneritter hätten den Marienkultus nur ins Weltliche übertragen, ihn gleichſam profan gemacht. Da muß man doch daran erinnern, daß der Sexualtrieb des Mannes länger in der Welt iſt, als ſeit dem Beginn unſerer Zeitrechnung; daß die Kirche alſo umgekehrt das Profane klerikal gemacht hat. Ganz abgeſehn davon, daß der Marienkultus ſeine unmittelbaren Vorgänger in den entſprechenden griechiſchen, phöniziſchen und babyloniſchen Kulten hat. Wie

186. Lola Montez, Wilhelm von Preußen, Louis Philippe und Metternich
Politische Karikatur von 1848

überhaupt ſo ziemlich nichts original entſtanden iſt im chriſtlichen Kult. Wem es aus irgend welchen Gründen nicht „paßt“, daß der Marienkult, alſo die Anbetung eines weiblichen Phantoms, die vielen Jahrhunderte hindurch nur ein Ausdruck verdrängter und verunglückter Sexualität iſt, der hat von ſich aus ganz Recht. Mag er ſich ſubjektiven Illuſionen hingeben! Die wiſſenſchaftliche Betrachtung jedenfalls kann auf das Privatvergnügen einzelner empfindlicher Perſonen keine Rückſicht nehmen.

Die Künſtler haben es vermieden, Ekſtaſen, wie ſie Bardi ſchildert, darzuſtellen. Maria war damals eine mit dem Majeſtätsparagraphen geſchützte Einrichtung der allmächtigen Kirche. Sie haben, wo ſie konnten, ein ſinnlich ſchönes Weib oder eine üppige junge Mutter gemalt, und damit baſta. Dürer's „Maria in der Glorie“ (Abbildung Nr. 167) iſt für die Familienbibel gedacht. Näher an den Kernpunkt der Sache kommt Paolo Veroneſe's „Maria und der gefolterte Sebaſtian“ (Abbildung Nr. 170). Doch kann man nicht eigentlich ſagen, daß ſie ſich an der Folterung, die ihr zu Ehren geſchehen, „weidet“. Die maſochiſtiſche Grußform, die dem Papſt gegenüber üblich iſt, illuſtrieren die Abbildungen Nr. 184 und 190, die eine engliſch, die andre franzöſiſch.

* * *

Byzantinismus. Der Hof zu Byzanz, dem heutigen Stambul, hatte einſt die Nachfolge vereint des griechiſchen wie des römiſchen Weltreichs angetreten und ſie ſo lange aufrecht erhalten,

bis der fünfundneunzigjährige Doge Enrico Dandolo im Juli 1203 als Sieger am Goldenen Horn einzog. Zarigrad, die Kaiserstadt, heißt Konstantinopel bei den Slaven noch heute. Das maschistische Zeremoniell, das die lange Tradition dieser Hofhaltung verbrämen mußte, war notgedrungen peinlich. Der neu aufkommende Mikado in Rom hat da sicher manches abgeguckt, besonders den Fußkuß, der ihm als simplen Verwahrer von Petri, des Netzflickers, Schlüsseln wohl kaum zukäme. Im Grunde war aber das byzantinische Zeremoniell nicht ärger, als das anderer und unbedeutender Höfe, und nur die übergroße Glorie hat auch den Schimpf nach sich gezogen, der jetzt im Stichworte liegt. Ärger als in Byzanz ist die Untertanenhaftigkeit heute wohl auch nicht; aber wahrscheinlich ungefähr ebenso. Schon die Geburt des Mächtigen wird „fieberhaft“ erwartet, um nicht von dem „hochgradigen“ Interesse zu reden, das die vorgeburtliche Entwicklung begleitet.

In der Frühe des 20. März 1811 erwartete eine gewaltige Menschenmenge im Garten der Tuilerien mit fieberhafter Spannung den Augenblick, da die Geschütze mit ihrem ehernen Munde durch die Anzahl der Schüsse verkünden würden, ob die Kaiserin ihrem Gemahl den heißersehnten Sohn und Erben oder eine Tochter geschenkt habe. Es mochte etwa 9½ Uhr sein, als der erste Kanonenschuß ertönte. Bei den folgenden fing man an zu zählen, in immer stärkerer Erwartung bis zum einundzwanzigsten, der ja der letzte sein würde, wenn nur eine Prinzessin in den Tuilerien das Licht der Welt erblickt hatte. Noch eine Sekunde, dann löste sich die atemlose Stille in eine alles mit sich fortreißende Begeisterung auf: man brauchte nun ja nicht weiter zu zählen, der zweiundzwanzigste Schuß gab die unzweifelhafte Gewißheit, daß Napoleon der Vater eines Sohnes, des Königs von Rom, geworden war. Kopfbedeckungen aller Art fliegen in die Luft, ein brausendes „Hurra!“ pflanzt sich mit tausendfachem Echo durch die benachbarten Straßen fort: das Volk scheint in seiner jauchzenden Freude von einer Art Verzückung gepackt zu sein. Napoleon, der hinter den Vorhängen eines Fensters des Zimmers der Kaiserin steht und Zeuge dieser überwältigenden Kundgebung ist, die ihm und seinem Glücke gilt, vermag in diesem Augenblick die tiefe Erregung in seiner Brust nicht zu bemeistern — von seinen Wangen rollen große Tränen herab, die einzigen, die seine Umgebung je aus seinen Augen hat fließen sehen. Etwa eine Stunde später stieg Madame Blanchard in ihrem Ballon vom Marsfelde auf, um aus der Höhe Papierstreifen herabflattern zu lassen, durch die die frohe Botschaft den Erdenbewohnern gleichsam vom Himmel verkündet wurde. Es war ein klarer, frühlingsheller Tag, so daß die Zeichentelegraphen die bedeutungsvolle Kunde mit überraschender Schnelligkeit durch die Provinz verbreiten konnten. Bereits um 2 Uhr nachmittags trafen Antworten und Glückwünsche aus Lyon, Brüssel, Antwerpen, Brest und anderen großen Städten des Reiches ein. Offiziere der »maison militaire« Napoleons, Pagen und Eilboten wurden mit der triumphierenden Nachricht nach allen Richtungen ausgesandt.

Im Berliner Lustgarten werden bei der Geburt eines Prinzen 72, bei der Geburt einer Prinzessin 21 Schüsse abgegeben. Einmal kam es vor, daß die Artilleristen wegen Betriebsstörung

König und Tänzerin.

»Darum, o Lola, laß Dir sagen,
Daß alle Pulse für Dich schlagen,
Daß Du geliebt wirst wie kein Weib auf Erden
Für diesen Sieg will ich Dein Sclave werden.«
(Don Cäsar.)

187. Karikatur auf Lola Montez

The Hertford Hobby. Englische Karikatur von 1819

Der vierte Georg als Steckenpferd

188. Bastonnade in Neapel. Politische Karikatur von Daumier. 1855

einer der „Knalldroschken" nach dem 15. Schuß eine längere Pause machen mußten. „Nich mal'n Meechen!" rief da ein Berliner Witzbold mißvergnügt aus; und eine höhere Tochter, die von ihrer Mama den Grund der starken Geräusche erfahren hatte, fragte: „Knallt das immer so?" Man glaube nicht, daß diese intimen Interessen nur den „Fürsten" gelten. Sie gelten den Mächtigen überhaupt. Aus dem demokratischen New-York kommen Nachrichten, wie diese: „Ganz Amerika hocherfreut über die Geburt des jüngsten Astor ... seit einer Woche warteten zahlreiche Menschenmassen vor den Fenstern des Hauses in der 5. Avenue ... mehrfach das Bild der jungen Mutter veröffentlicht mit der charakteristischen Bezeichnung: Missis Astor, die demnächst der Storch besuchen wird ... Berichterstattung in der Presse gewaltigen Umfang angenommen ... nach Art der Geburt eines Thronerben ... registriert Haare, Augen, Kinn ... siebendreiviertel Pfund Gewicht ... sensationelle Gerüchte ..."

Ebenso intensiv ist die fetischistische Anziehungskraft, die von hohen, höchsten und allerhöchsten Kleidungsstücken ausgeht. Man hat es erlebt, daß das getragene Kleid einer Hofdame in angeblich Gerolstein'schen Diensten zu einem Betrugsprozeß führte. Das Kleid war gut. Aber die kaufende Ingenieursgattin mußte hinterher die betrübliche Feststellung machen, daß es nicht von

189. Das Spiel mit der Puppe.
Französische Karikatur auf die Jesuiten. 1878

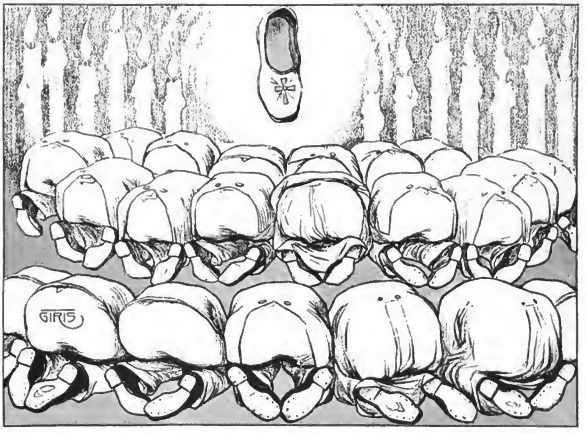
der Hofdame durchgeschwitzt worden war. Hier das jüngste Beispiel von der Seligkeit, einen Blick darauf geworfen zu haben:

Zu einem geradezu beängstigenden und gefahrdrohenden Gedränge haben heute vor dem Kunstgewerbemuseum in der Prinz-Albrecht-Straße die Menschenansammlungen geführt, die durch die öffentliche Schaustellung der Brautausstattung der Prinzessin Viktoria Luise verursacht waren. Schon um 5 Uhr morgens hatten Neugierige von der zum Eingang emporführenden Rampe Besitz ergriffen, obwohl das Museum erst um 10 Uhr vormittags geöffnet wird. Im Laufe des Morgens und des Vormittags schwoll die Menschenmasse, fast durchweg aus Frauen bestehend, derartig an, daß dreißig Schutzleute zu Fuß und sechs Berittene mit zwei Offizieren aufgeboten werden mußten, um die sich zum Teil in wenig erbaulicher Weise drängende und stoßende Frauenmenge in Schach zu halten. Der unbefangene Beobachter sah kopfschüttelnd diese Tausende von Frauen jeden Standes sich in dem lebensgefährlichen Engpaß der Rampe vorwärts quetschen, und bald ereignete sich, was nicht ausbleiben konnte. Das Gedränge wurde zu einem Kampf aller gegen alle, bei dem Hüte, Fripuren und Kleider in Fetzen gingen. Die Folge war, daß die von Anfang bis zu Ende äußerst langmütige Polizei Kordons von je fünf Schutzleuten in die Menge postierte, die nun ihrerseits dem wilden Andrängen der mit hochroten und verzerrten Gesichtern um ihren Platz kämpfenden Frauen einen Damm entgegenzusetzen versuchten. Vergeblich! Es mußten erst Unglücksfälle und schwere Ohnmachten entstehen und nach Arzt und Krankenwagen gerufen werden. Fünf Damen erlagen an der Stelle, wo die Sonne zwischen Kunstgewerbemuseum und Völkerkundemuseum den wohltuenden Schatten der Gebäude durchbricht, der unerträglichen Schwüle und brachen zum Teil unter Schreikrämpfen zusammen. Sie mußten auf Anordnung der inzwischen herbeigerufenen Ärzte der Unfallstation in der Eichhornstraße und im Abgeordnetenhause geladt und dann mit Droschken fortgeschafft werden. Inzwischen steigerte sich die Hitze und damit die Zahl der Ohnmachtsfälle, und so hatte der mittlerweile requirierte Wagen des Verbandes für erste Hilfe reichlich zu tun, um Erkrankte fortzubringen. Obwohl die angesammelten Frauen mit eigenen Augen sahen, was ihnen eventuell bevorstand, und obwohl sich Offiziere wie Aufsichtsbeamte mit Lammsgeduld Mühe gaben, die Menge zu vernünftigem Verhalten zu ermahnen, wich und wankte kein Mensch. Jedesmal aber, wenn wieder ein neuer Trupp in das Museum Einlaß fand, erneuerte sich die Gefahr durch wüstes und rücksichtsloses Stoßen und Drängen. Wer das „Glück" hatte, sich bis zum Verlassen des Museums nach Besichtigung des Trousseaus hindurchzukämpfen, der kam am anderen Ausgang in der Königgrätzer Straße und in der Prinz-Albrecht-Straße als „Wrack" zum Vorschein. Schachmatt mit zerrissenen Kleidern und Hüten kehrten sie in das behagliche Heim zurück.

Einmal hatte Frl. v. M. den „Vorzug, ihm die Pfeife in Brand zu setzen", erzählt Poschinger von Bismarck, und der Präsident einer königlichen Eisenbahndirektion erzittert, als er den Fidibus in Schweinigers Hand erblickt. „Herr Professor," sagt er pressiert, „Sie haben gewiß schon oft die Ehre gehabt, Sr. Durchlaucht die Pfeife anzuzünden, lassen Sie mir heute einmal diese hohe Ehre!" Bismarck hält ihm die Pipe hin. Als Durchlaucht vom Fenster aus eine Ansammlung von Verehrern sieht, knurrt er: „Da stehn wieder Verrückte!" Ton und Gegenton. — Der oppositionelle Berichterstatter schaut die Sache so an:

„In Treue fest" steht das weiß-blaue, blau-schwarze Bayernvolk zu seinem angestammten Königshause. Es hat's rührend zu Luitpolds 90. Geburtstag bewiesen. Der Loyalismus, Patriotismus, Servilismus, Byzan-

tinismus oder wie man sonst das Untertanenbewußtsein der Geschäftsmonarchisten nennen will, spielt sich im „demokratischen" Bayernland zwar in gemütlicheren Formen ab — z. B. der Herr Metzgermeister geht im fettfleckbesäten Bratenrock in die Galavorstellung im Hoftheater, trotzdem Frack Vorschrift ist, und die Frau Hauptzollamtsassistenzgattin im hochbusigen Schwarzseidenen wedelt mit Weißbaumwollenen (Handschuhnummer $12^1/_2$) hinauf zur Loge des Gottgesalbten — aber es spielt sich doch ab. War das ein Wetterennen der Hoflieferanten und anderer kleinindustriellen Krämerseelen, wer am 12. März die dicksten Tannenkränze, das mehrste Gebammel von Weiß-Blau in Baumwolle, Papier, Barchent oder Hobelspänen vor sein Fenster hängen, wer die meisten Lichter aufstellen, wer am lautesten Hoch brüllen konnte, wenn eine besetzte oder leere Hofkutsche durch die Straßen fuhr. Man hatte halt starke Knopflochschmerzen und Titelsüchte. Am Vorabend des hohen Tages gabs ein bedrohliches Massenaufgebot von Schaupöbel. Hauptsammelpunkt der Max-Josephs-Platz, flankiert vom Schloß (d. h. dem unbewohnten Teil der neuen Residenz, denn der bescheidene alte Herr bewohnt nur einige nach dem Hof gehende Zimmer), dem Hoftheater und der Hauptpost. Von Polizeiern zu Fuß und Pferd, Feuerwehr, Militärkordons hübsch in Schach gehalten, konzentrierte sich hier hauptsächlich das satte Münchener Bürgertum, die dumpfe liberal-ultramontan grundierte Masse des Besitzes ohne Bildung, die mittleren und kleinen Beamten, Hofbräuphilister, Innungsmeister, Geschäftsleute und andere mußige Stützen des Throns. Diese Kleinen im Geiste und Großen im Fleisch kamen am Max-Josephs-Platz reichlich auf ihre Kosten. Man denke: Serenade, Zapfenstreich, Parademarsch, griechisches Feuer, Illumination, 20 Musikchors, Massenbumbum und Tschinggdera, Purpurdecke am mittleren Fenster der Residenz, darüber der Prinzregent, links und rechts sämtliche andere bayerische Apanagenbesitzer mit Kind und Kegel, dann jener feierliche Moment, wo die treue Untertanenseele unter dem Hochdruck der Gefühle in einem zehntausendfachen Hoch explodiert und der gerührte Angehochte sich dreimal verneigt. Es war herrlich, es war göttlich, es war mittelalterlich, mitteleuropäisch, fast preußisch! So gab sich die süddeutsche Schranzen- und Lakaienseele schrankenlos ihrem Herrscher hin usw. usw.



190. Der päpstliche Pantoffel. Karikatur aus der „Assiette au beurre". 1903

191. Fortunas Trabanten

Die Erde iſt geweiht, auf die der Fuß der Mächtigen trat. Dreißig Ortſchaften im Schwabenlande errichteten im Oktober 1910 gemeinſam einen Denkſtein auf der Stelle, wo der Kaiſer beim Manöver geſtanden hatte. So was gab's noch nicht in Alt-Perſien. Die Münchener „Jugend" ſchrieb dazu: „Beſchämt blicken wir auf das wackere Städtchen M. Die Leute zeigen uns, was wahre Loyalität iſt . . . Deutſche! Patrioten! An wie vielen anderen Stätten unſeres Vaterlandes hat S. M. ſchon geſtanden, ohne daß ein Denkſtein die Stelle zierte! Jedes fehlende Denkmal aber iſt auch ein Brandmal auf dem Kerbholz der patriotiſchen Indolenz unſerer Nation . . . Wir wollen einen großen Volksbund mit vielen Unter-Komitees gründen, um alle jene geheiligten Stätten ausfindig zu machen, die je unter dem Schwerpunkt Seiner Majeſtät lagen . . . Wir wollen nicht ruhn, bis auch der letzte ſolcher Flecke Erde mit lapidarem Jubel der Nachwelt erzählt: Hier ſtand, hier lag, hier ſaß, hier ritt, oder hier fuhr Seine Majeſtät! Auf, Deutſche! Patrioten! Tretet dem großen Bunde bei. Unſer Vereinszeichen ſei ein Emailleſchild mit roter Zunge und der Deviſe: „Was nützt mir der Stiefel, wenn er nicht geleckt wird!" — Die Aufforderung zur Begrüßung nach Tibetaniſcher Sitte iſt überflüſſig. Die Wirklichkeit beſchämt die Erfindungsgabe des Satirikers. Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will, und wer zum Anbeten keine Tageslicht-Größe zur Hand hat, begnügt ſich mit einer aus dem Rampenlicht:

Unter der großen Zahl der Berliner Vereine, die jetzt bei Beginn der kalten Jahreszeit wieder zu neuem Leben erwachen, gibt es einige, die unbekannt und verborgen ihr Daſein friſten. Das Berliner Adreßbuch gibt keinen Aufſchluß über ihre Exiſtenz, und dem Uneingeweihten dürfte es ſchwer fallen, Kenntnis über ſie zu erlangen. Nicht, daß dieſe Vereinigungen aus Furcht vor dem Geſetzesparagraphen das Licht der Öffentlichkeit zu ſcheuen Urſache haben — die Urſache iſt anderswo zu ſuchen. Die Mitglieder dieſes Klubs huldigen einem Perſonenkult eigenſter Art, und da dieſer Kult an und für ſich hart an die Grenzen der Lächerlichkeit ſtreift, ſo zieht man ſich klugerweiſe vor der kompromittierenden Öffentlichkeit zurück. Solcher eigenartigen Klubblüten gibt es zahlreiche in Berlin. Jeder hat ſeinen Abgott, zu dem jedes Mitglied emporſchaut wie zu einem Heiligen. Die Theaterſaiſon iſt die Zeit, in der dieſe Anhimmelungsklubs ſich eines regen Zuſpruches erfreuen, und jeder Backfiſch ſchätzt ſich als Mitglied glücklich. Die Objekte, „die Angehimmelten", ſind die berühmten oder durch irgend etwas bekannt gewordenen Mitglieder der großen Berliner Bühnen. Die Mitglieder der königlichen Theater ſtehen obenan, und eine bekannte Sängerin des Opernhauſes aus Amerika kann ſich auf dieſem Gebiete ſogar eines Rekords rühmen. Die Gründungsgeſchichte dieſer Klubs iſt immer die gleiche. Abend für Abend fanden ſich die geſinnungsgleichen Backfiſche am Theater ein. Sie kannten ſich urſprünglich nicht, aus allen Stadtteilen kamen ſie zu dem unvereinbarten Rendezvous. Unfreundliche, mißtrauiſche Blicke warfen ſie ſich zuerſt einander zu, die mit Neid gemiſcht waren, ſobald der Platz der anderen günſtiger war als der eigene. Im Laufe der Wochen trat die Gewohnheit in ihre Rechte; ſie begannen einander äußerlich zu

Radierung von Welti. Aus dem Welti Album (Pick & Co, München)

ignorieren, innerlich kannten sie sich schon recht gut. Die Künstlerin aber, die den Anlaß zu diesen „Rendezvous" gab, ignorierte wieder die Harrenden, ostentativ machte sie ein böses Gesicht. Das gemeinsame Leid verband die aussichtslosen Konkurrentinnen um die Gunst der Sängerin, sie begannen miteinander zu plaudern, und die neue Freundschaft besiegelte die Gründung des „Klubs". Der Klub nimmt das ganze Interesse und die freie Zeit seiner Mitglieder in Anspruch. Mit bewundernswerter Energie wird der wider ihren Willen Verehrten nachgestellt. Ein unglaublicher Eifer tritt zutage, um den Gewohnheiten der Vergötterten nachzuspüren. Sie kennen keine Hindernisse, die unübersteigbar wären, wenn es gilt, dem Idol des Klubs zu begegnen. Sie entdecken den Stammbaum der Bedauernswerten, beschäftigen sich mit dem Studium ihrer Familie im einzelnen — dringen auf Umwegen in das Allerheiligste ihres Boudoirs ein und sezieren ihr Herz mit psychologischer Gründlichkeit. Sie bestechen und interviewen ihren Kutscher, ihre Zofe und ihr Dienstmädchen, sie kaufen Fezen von den Rüschen ihrer abgelegten Jupons, Federhalter, mit denen sie einst geschrieben, und Teile von der Garnitur ihrer alten Hüte, sie ergründen ihren Gesundheitszustand, ihre Speisekarte, ihr Bankkonto und ihre Einkünfte, ihre Zinsen und deren Verwendung. Der Anhimmelungsklub ist zum geschäftigen Detektivbureau geworden, und ein großes Quantum Intelligenz wird an eine lächerliche und kindische Sache verschwendet.

Keine Hundeseele aber ist so schnuppernd veranlagt wie die des modernen Reporters. Der versteht die Kunst. Er jappt nach jedem Abfall und apportiert ihn dem Volk mit Stimmungs-Sauce, auf daß es in Gedanken onaniere vor der Herrlichkeit. „Der goldene Schleier der Prinzessin Thurn und Taxis ging wie ein Traum durch den Saal" und „Gerhardt Hauptmann hat sich eine Warze entfernen lassen und trägt jetzt einen Verband". Hans Barth, Amateur-Weinreisender, der im Berliner Tageblatt hofiert, hat sich des Ex-Sultans Abdul-Hamids entleerte — Wohnung besehen. Er sagt „geheiligte Räume". Und dann: „Am Boden . . . eine halb geraucht kaiserliche Zigarette; ich nehme sie als Andenken an mich". Und dann hebt er noch auf von den „kaiserlichen Damen" — was? Nun Abfälle. Von Stoffen nämlich. Wie sagte jener Verleger? „. . . es geht einem doch eigentümlich wie ein Schauer durch und durch . . ." Wer wagt es noch, den Masochismus für eine „geistige Krankhaftigkeit" zu erklären, ohne Deutschland und die ganze Welt ins Irrenhaus zu sperren?

Ich wollte zeigen, daß der politische Masochismus in seinen Ausdrucksformen nahezu identisch ist mit dem erotischen Masochismus. Soweit sich das in aller Kürze zeigen läßt. Ich sprach einst mit einem Reichstagsabgeordneten der Linken über diese Parallele, und sie wollte ihm nicht eingehn. Er sah nur Knechtseligkeit, Verdummung, Rückständigkeit innerhalb einer gewissen, sich angeblich

192. Circe und ihr Lieblingspanther. Skulptur von Ferrary

langſam aber ſicher vollziehenden Entwicklung zur politiſchen Reife. Schließlich ſtellte ſich heraus, daß er von den Ausdrucksformen des erotiſchen Maſochismus und von der Verſchiedenartigkeit der Gefühlsapperzeptionen nie etwas gehört hatte. Er hatte nur davon läuten hören, derartiges ſei „Pſychiatrie", komme alſo für ſeinen Geſichtskreis nicht in Betracht. Wenn es aber dennoch in Betracht kommt? Wenn die ſoziale Frage nicht bloß dadurch zu löſen wäre, daß man ſich organiſiert gegen das Verdammtſein zum körperlichen und intellektuellen Hungern? Wenn der geheime Feind in der eigenen Seele ſitzt, die leiden und entbehren und gehorchen und demütig ſein will, und die Genuß davon zehrt, daß es Unterſchiede im Leben gibt und Mächtigere, denen man folgt und zujubelt, in deren Dienſt man danach ringt, mit einem Blick der Beachtung belohnt zu

werden? Laſſalle gab in ſeinem „offenen Antwortſchreiben“ folgende Formulierung: „Alles menſchliche Leiden und Entbehren hängt nur von dem Verhältnis der Befriedigungsmittel zu den in derſelben Zeit vorhandenen Bedürfniſſen und Lebensgewohnheiten ab. Alles menſchliche Leiden und Entbehren und alle menſchlichen Befriedigungen, alſo jede menſchliche Lage, bemißt ſich ſomit nur durch den Vergleich mit der Lage, in welcher ſich andre Menſchen derſelben Zeit inbezug auf die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfniſſe derſelben befinden“. Deutlicher, als hier geſchehn, kann man die geſamte Pſychologie der Empfindungsqualitäten kaum ausſchalten und an Stelle des Seeliſchen, das ſich nicht gebieten läßt, ein dürres proportionales Rechenexempel ſetzen. Indeſſen: aufgeſtellte Programme geſellſchaftlicher Art gehn unbewußt gerade den innerlichen Schwierigkeiten am behutſamſten aus dem Wege, und für die Pſychologie gibt es keine Dogmen, ſie ſeien denn Gegenſtand der Unterſuchung, und Laſſalle überhaupt war ganz klar einer jener führenden Herrenmenſchen, von denen ich am Eingang dieſes Kapitels ſprach. Auch ſeine Theſen dienten dem „Maſochismus“ der Gefolgſchaft; nur zeigte er den Weg zum Paradis in einer anderen Form als Ismail, der Häuptling der Ismailiten. — —

Unſere Witzblätter ſind erfüllt von der beſtändigen Darſtellung des politiſchen Maſochismus. Wenn man den politiſchen Lack abkratzt, wird man finden, daß darunter ſehr häufig die reine Ausdrucksform des erotiſchen Maſochismus zum Vorſchein kommt. Wegen der Leichtigkeit, dies zu konſtatieren, iſt hier auf moderne illuſtrative Belege verzichtet worden. Beſonders hervorzuheben wäre die farbige Beilage „Mlle. Monarchie oder Das erſehnte Glück“, ein ſchönes Blatt aus dem Journal „La Caricature“. Man ſieht, wie dieſe Wirtſchafterin die „renitenten“ Elemente zwiſchen ihren Beinen eingekäfigt hält und ſie tranchiert gleich Krammetsvögeln. — Die Abbildungen Nr. 175, 179, 186, 187, 189, 191 und 194 ſind ohne weiteres verſtändlich. Nr. 174 bezieht ſich auf den Miniſter Fox, der bei ſeiner Protektorin, der Herzogin von Devonſhiere, eine „Zuflucht“ ſucht; man vergleiche hierzu die Darſtellung desſelben Gegenſtandes unter Nr. 375. — Abbildung Nr. 178 ſtellt vermutlich den Abzug von Dynaſtie und Kirche auf

193. Die Fabrikbeſitzerin.

Zeichnungen von Jacques Villon. Aus der „Assiette au beurre“. 1902

Kommando der Republik dar; die beiden Damen ſpielen jedenfalls eine gebietende Rolle. — Nr. 177 bedeutet wahrſcheinlich, daß der Miniſter Linotte wegen ungenügender Erledigung jakobiniſcher Aufträge bei ſeiner Rückkehr vom Ausland eine offizielle Naſe bekam und von der Preſſe heftig gegeißelt wurde; die Ruten-Dame könnte auch Madame Roland ſein. — Nr. 180 zeigt das engliſche Volk unter der Laſt ſeiner Steuern, wie es von der Königin Karoline beritten wird; Georg IV., der Gichtige, humpelt auf Krücken hinterdrein. — Nr. 183 iſt auf Napoleon I. und Marie Luiſe gemünzt; drei Wochen nach der Hochzeit haut ſie Talleyrand mit dem Szepter auf den Kopf und ihrem Gatten, der ſelbſt mit allen Kronen der Welt geſpielt hat, wirft ſie die eigene ins Geſicht. — Nr. 185 zeigt Wilhelm IV. von England, der als Prinz Großadmiral war und daher mit einem Anker abgeſtempelt iſt, auf dem Rücken ſeines zeitweiligen Miniſters Wellington; ſeine Frau, geborene Adelheid von Sachſen-Meiningen, führt ſich als „deutſche Gouvernante" auf. — Endlich gehört hierher noch die „Fabrikbeſitzerin" auf Abbildung Nr. 193; ſie illuſtriert folgende Stelle aus Zolas „Travail": „Dieſe Arbeiter, die ſich die Haut zerſchinden mußten vor dem Höllenfeuer der Öfen, damit ſie friſch und blühend wäre in ihrer glücklichen Faulheit, ſie dreſſierte ſie wie ihre Haustiere, die ihr Nahrung gaben und ihr jegliche Mühe abnahmen . . ."

Den Roſenketten ſind die ehernen gefolgt, „nur kümmerlich windet ſich hier und da ein Roſenblatt durch die feſten Ringe. — Der Pantoffelheld in ſeiner Unmännlichkeit iſt kein Gegenſtand des Scherzes mehr!

194. Der bezwungene Volksaufſtand

Politiſche Karikatur aus dem „Nürnberger Trichter" von 1849

Die Rolle der Weiber beim Bogermat

). Groteske von Thomas Rowlandson, 1811

195. Englische Juſtiz. Buchillustration. Um 1750

VI

Das Brutale im Mann

Äußerlich betrachtet, ſcheint es, als gehöre der ſogenannte Sadiſt nicht in eine Abhandlung über „Weiberherrſchaft". Nach der hergebrachten Auffaſſung würde man ſagen: der Sadiſt iſt die „outrierte" Männlichkeit und ſein Gegenpol das fügſame, duldende Weibchen, alſo im extremen Sinne das Kätchen von Heilbronn. Das wäre dann allerdings der gerade Gegenſatz zu denjenigen Typen, die im Mittelpunkt dieſes Buches ſtehn.

Aber die hergebrachte Auffaſſung iſt grundfalſch. Sie ſtützt ſich auf die kliniſche Unterſcheidung zwiſchen Sadismus und Maſochismus, die bequem iſt, gewiſſe Erſcheinungen zu etikettieren und ſie dann als erledigt ad acta zu legen. Man kann aber dem Weſen nach nicht einen Sadismus vom Maſochismus trennen; beides iſt ein und dieſelbe Skala der Gefühlstöne, ein und dieſelbe Bahn ganz beſtimmter Ideen-Aſſoziationen.

Schon die Namengebung iſt konfus und bedauerlich. Wenn man die Opuſſe des Marquis de Sade durchlieſt, ſowohl die ſicher von ſeiner Hand ſind, als die ihm neuerlich zugeſchrieben werden, gelangt man zu der Überzeugung, de Sade ſei eigentlich mehr das geweſen, was man klinisch als Maſochiſt bezeichnet. Auch Havelock Ellis kommt zu ähnlichen Schlüſſen. Er ſagt: „Hätte de Sade einen wollüſtigen Hang zu Grauſamkeiten in ſich gehabt, ſo wäre dieſe Neigung in der Revolutionszeit zum Vorſchein gekommen; denn damals war es weniger gefährlich, Blutdurſt als Menſchlichkeit zu ſimulieren. De Sade zeichnete ſich aber damals nicht nur durch ſeine philantropiſche Tätigkeit aus, ſondern auch dadurch, daß er unter eigener Lebensgefahr Menſchen vom Schafott rettete, die ihn geſchädigt hatten. Abgeſehn von der organiſch bedingten Anlage, die ihn erotiſche Befriedigung im Schmerz des Weibes finden ließ und der er in der Regel nur dadurch Genüge tat, daß er ſich in der Einſamkeit allerhand Schauder ausmalte, abgeſehn davon war de Sade einfach das, was ſeine Bekannten von ihm ſagten: un aimable mauvais sujet, von außerordentlich hoher intellektueller Begabung. Wenn wir das ignorieren, ſo laufen wir Gefahr, ihn mit Männern von dem Schlage des unheimlichen Richters Jeffreys zu verwechſeln."

Und die Benennung „Maſochismus" iſt noch mehr als konfus, ſie iſt bedauerlich. Einem lebenden, ehrenhaften Romanſchriftſteller hinterrücks einen Lack anzuhängen, in dem Sinne, wie es Krafft-Ebing getan hat, iſt Pöbelei. Bei Krafft-Ebing iſt die Namengebung nicht objektiv wiſſenſchaftlich, ſondern einfach beſchmutzend. Die Seelenkunde muß gewiß die einzelnen Individuen für ſich erforſchen; aber danach hat der Name des Erforſchten im Material unterzugehn. Leider wetteifern neuerdings die Pſychiater mit den Reportern im ehrenrührigen Ausſchnüffeln von Perſonalien. Während ſie den „Fall" eines Honorarpatienten niemals mit Angabe des Namens veröffentlichen werden, nehmen ſich einzelne von ihnen die Frechheit heraus, die Werke irgend eines lebenden Dichters auf „geiſtig krankhaften" Geſchlechtstrieb zu unterſuchen und dies ihr pfuſcheriſches Attestat auf Irrenhaus-Reife in beſonderen Broſchüren dem düpierten Laien-Publikum zu unterbreiten! Warum überhaupt in die Ferne ſchweifen, wo die Objekte der Forſchung ſo nahe liegen. Eine Berliner Zeitung konnte vor nicht langer Zeit folgende Notiz bringen:

Kleptomanie bei Pſychiatern. In der Ausſtellung für . . . befindet ſich dicht beim Sitzungsſaal ein langer, von Pſychiatern ſtets umlagerter Stand einer bekannten . . . Buchhandlung. Dieſelbe hat ſehr trübe Erfahrungen gemacht. Die Herrn Pſychiater haben nämlich außerordentlich viele der zur Anſicht aufgeſtellten Bücher und Broſchüren, darunter dickleibige Bände von erheblichem Wert, einfach mitgehn heißen. Das Stibitzen hatte am zweiten Tage ſolchen Umfang angenommen, daß beſondere Vorſichtsmaßregeln getroffen werden mußten . . .

196. Die Flagellanten-Sekte
Kupfer aus dem 18. Jahrhundert

Wie ſtand es denn aber um Sacher-Maſoch? Schildert er nicht meiſtens „ſadiſtiſche" Handlungen und Phantaſien? Die Ideen-Aſſoziationen der „Venus im Pelz" ſind doch in ſeinem Hirn vor ſich gegangen! Und wenn man genau unterſucht, iſt die individuelle conditio sine qua non Sachers das Pelzwerk geweſen, und dann noch: von einem Weibe

197. Realiſtiſche Darſtellung der Geißelung Chriſti. Gemälde von Dirk Bouts

an ihren Liebhaber „verkauft“ zu werden, damit dieſer ihn ſchlage. Das beides wäre ſtreng genommen „Maſochismus“. Aber da kann man lange ſuchen, ehe man dieſe beiden Nuancen als „unfehlbare Idee“ wieder in einem Manne vereint findet. Die Variabilität des Sexualtriebes iſt dazu viel zu groß.

Ich habe mich bereits früher, aber vergeblich, um die Aufbeſſerung der wiſſenſchaftlichen Namengebung bemüht (A. Kind, Bemerkungen zur Nomenklatur der Sexualwiſſenſchaft, 1908). Wenn zur näheren Bezeichnung einer allgemeinen erotiſchen Verfaſſung ein Perſonen-Name mit der ſchönen Endung „ismus“ genommen werden mußte, ſo mußte für jeden akademiſch Gebildeten der Name Ovid nahe liegen. Ovid iſt ein Name, aber gleichſam unperſönlich. Seine Wertſchätzung als die eines feinſinnigen Dichters und leidenſchaftlichen Mannes ſteht durch zwei Jahrtauſende ſo

28*

198. Der Geißler

Kupferstich von Dürer

feſt, daß ihm in der Beziehung keine Pſychiatrie, ja nicht einmal eine wiſſenſchaftliche Pſychologie etwas anhaben könnte. Ovid iſt auch nicht eine einzige individuelle Nuance, ſondern ein Kenner und Offenbarer vieler Nuancen, alle geſehen durch ſeine eigene glückliche Anlage. Wenn alſo das Stichwort „Ovid“ auf eine Rubrik paßt, ſo iſt der „Ovidismus“ dadurch nicht bloß etikettiert, ſondern auch ſchon halb bewieſen. Ich gebe ein paar Ovidiſtiſche Verſe in freier Inhaltsverdeutſchung als Probe. Der Leſer mag ſelber entſcheiden:

Pförtner, du unverdient an die harte Kette gebundener, öffne die Tür nur ein ganz klein wenig, daß ich zu ihr hineinſchlüpfe. Schau, das genügt, ich bin ja vor Liebesſehnſucht ſchon ganz dünn geworden. Sieh, wie ich mit Tränen die Tür benetze. Wahrhaftig, ich lege oft für dich ein gutes Wort ein, wenn du zitternd und nackt vor der Herrin ſtandſt, dir Schläge zu holen. Ach, wieviel beſſer iſt doch dein Los, als meines. Geht über auf mich, ihr laſtenden Ketten [mit denen der Torſklave angeſchloſſen iſt], dann könnt' ich doch wenigſtens in ihrer Nähe weilen. — Zaudere nicht, Geliebte, ſogleich mit den Nägeln mir ins Geſicht zu fahren. Scheue weder Augen, noch Haare an mir. Mag der Zorn deinen Händen helfen, wenn ſie auch noch ſo ſchwach. — Wer liebt, gleicht dem Soldaten. Beide durchwachen die Nacht, auf harter Erde lagern ſie beide. Jener vor der Schwelle der Herrin, dieſer auf Poſten vor des Führers Gezelt. — Wer es für ſchimpflich hält, Frauen zu dienen, der erkenne mich meinetwegen ſchuldig ſolchen Schimpfs. Mag mich immerhin Schmach treffen, wenn mich nur Venus ſachter quälte, wenn ich zur Beute einer milden Herrin geworden wäre, wie ich es einer ſchönen wurde. Von der Schönheit und dem Spiegel nimmt ſie ihren Übermut. Doch darf ſich das Winzige wohl an das Gewaltige klammern. Du, Hehre, nimm mich, auf welche Bedingungen du willſt. Die Beſiegteſte diktiere du! — O, laß mich oft vor deiner Schwelle liegen, in langer Nacht bei Reif und Froſt. Spotte des Buhlen, und du wirſt lange über ihn herrſchen. — Lange litt ich und viel; die Geduld erlag vor der Unbill. Jetzt hab ich mich befreit; was zu leiden mich nicht kränkte, mich kränkt es, daß ich's litt. Für irgendwen, den du in den Armen hielteſt, ſtand ich wie ein Sklave auf Wache vor dem verſchloſſenen Hauſe. Mit anſehn mußte ich, wie müde dein Gliedlein aus der Tür trat, um die befriedigten Leuden matt heimwärts zu tragen. Dies ginge noch an. Aber daß er mich noch ſehen ſollte, das iſt bitter. Jetzt ringt mein ſchwaches Herz zwiſchen Haß und Liebe. Auch der Stier haßt das Joch, aber er trägt, was er haßt. Flieh ich die Schlechtigkeit, ſo bringt mich die Schönheit wieder her. Stoßen mich die Sitten zurück, ſo bezaubert mich dein Körper. Ohne dich iſt es ſo ſchwer zu leben, wie mit dir. O, wärſt du nicht ſo ſchön oder nicht ſo ſchlecht, uſw.

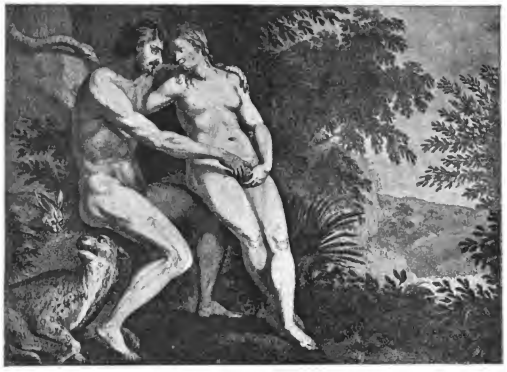
Es iſt nun natürlich ein wahres Unglück, daß dieſe blöden Bezeichnungen „Maſochismus“ und „Sadismus“ gangbare Münze geworden ſind und daß man ſich nicht verſtändlich machen kann, ohne ſie dem Leſer fortwährend in die Hand zu drücken, während man doch weiß, daß es falſches Geld iſt. So habe ich notgedrungen in der Einleitung von dem Partnerſpiel zwiſchen dem Maſochiſten und der Sadiſtin ſprechen müſſen, und die vom Üblichen abweichende Definition, die ich dazu gab, hat wahrſcheinlich manchen überraſcht. Die ſcheinbare Dualität der Dinge iſt in Wahr-

heit durchaus moniſtiſch, genau wie „Leib“ und „Seele“. Und wer letzteres nicht begreift, dem wird das erſte auch nicht klar zu machen ſein. So was läßt ſich nur bis zu einem gewiſſen Grade auseinanderklauben, der Reſt muß intuitiv erfaßt werden.

Wenn zwei Menſchen ſich pſychiſch nähern, was intenſiv nur auf erotiſchem Wege möglich iſt, ſo werden ſie ihr Innerliches ſo lange auf einander überfließen laſſen, bis ſie fähig ſind, der eine in den Ideen des andern zu denken. Sie *kennen* ſich dann. Sie lernen ſich um ſo eher kennen, je mehr ſie von vornherein erotiſch aufeinander geſtimmt ſind. Wenn ich in der Einleitung von komplementären Partnern ſprach, ſo waren eben ſolche gemeint, die befähigt ſind, in minimalſter Friſt das Innere des andern zu durchdringen. Der Menſch als geſchlechtliches Lebeweſen iſt einzeln *unvollſtändig*, pſychiſch genau ſo wie körperlich. Er wird komplett und die Erotik wird evident erſt zu *zweien*, pſychiſch genau ſo wie körperlich. Es gibt daher keine wirkliche Auto-Erotik, wie ich ſchon bei Gelegenheit der Narziß-Legende betonte. Der Maſturbierende iſt eben in Gedanken zu zweien. Und in dem ſpäter folgenden Kapitel über den Fetiſch wird ſich zeigen, daß auch hinter dem angebeteten, ſcheinbar lebloſen *Gegenſtand* immer eine andre geſchlechtliche *Perſon* zu vermuten iſt. Das Komplementäre in der Erotik bringt es nun mit ſich, daß ſogenannte Maſochiſten ſadiſtiſch denken und luſtmäßig empfinden können; und umgekehrt. Die Gefühle der Partner werden gewiſſermaßen nachgetaſtet. Ohne dies Nachtaſten des Gegneriſchen würde das eigene Empfinden inkomplett und qualitätslos bleiben. Als Beiſpiel gebe ich eine Stelle aus dem Tagebuch einer Dame, das mir zur Verfügung geſtellt wurde. Im Bewußtſein der Schreiberin ſind nur ihre eigenen Empfindungen dargeſtellt; man wird ſehen, daß dieſe erſt dadurch evident werden, daß ſie fortwährend die gegneriſchen nachfühlt:

199. St. Benedikt kaſteit ſich in Diſteln
Handzeichnung eines unbekannten Meiſters

Dein ſanftes, liebes Walten ſpür' ich bienengleich um mich herum. — Mein Behagen ... dein Ziel! Meine Zufriedenheit ... dein Lohn! — Du liebes Kind! Und ich? ... Ich feßle deinen Körper und verſchließe deinen Mund und peinige dich erbarmungslos! — Ich ſehe deine beredten braunen Augen voll Schrecken, und mein Herz jauchzt! — Ich höre deine innige, rührende Bitte ... und mein Herz jauchzt! — Und aus dem Jauchzen meines Herzens erſteht Qual deinem weichen, weißen Körper. — Wie hübſch er iſt, wie rund. Seine feine Rundung trifft der Hieb meiner Geißel! — Du weinſt, du jammerſt! — O weine nicht, hör auf, damit mein Delirium nicht nachhaltig wird. — Weißt du nicht, daß dein Schmerzensſchrei Muſik in meinen Ohren iſt? — Wie du dich aufbäumſt trotz deiner Feſſeln! Wie dein dunkles Haar ſich löſt und über den weißen Körper fließt! — Wie deine Augen ſich weiten vor Entſetzen! — Du mußt meine Luſt ertragen, du mußt! —



200. Die verbotene Frucht. Kupfer nach einem Gemälde von Padoanino

Warum liebſt du mich und willſt mir dienen aus Liebe, wenn dich die Mutter verachtet, die ich dir bereite ... aus Liebe! — — — Nun iſt's vorbei! Und du liegſt vor mir, zerſchlagen, vernichtet, und küßt ergebungsvoll die Füße deiner Herrin. — Sie lächelt dir zu, du armes Kind. Nun freue dich. Vielleicht wird ſie dir deine Schmerzen lindern.

Darum alſo betrachte ich die nachfolgenden Erörterungen über das Brutale im Manne pſychologiſch als einen integrierenden Beſtandteil des ganzen Themas.

* * *

Flegeljahre. Der trotzige Held Achill wurde als Junge in Mädchenkleider und unter die Töchterſchar des Onkel Lykomedes geſteckt, weil ihm eine Prophezeiung Verderben androhte. Dieſe „Ko-Edukation" hat ſeiner Männlichkeit keinen Abbruch getan. Odyſſeus, der ſeine Kopf, der den unbärtigen Jüngling nicht gleich herauserkennen konnte, ließ draußen Alarm blaſen, und ſiehe da: alle Mädchen ſtoben kreiſchend auseinander, nur die eine blieb ſtehn und griff nach dem erſten beſten Gegenſtand, mit dem man ſich verteidigen könnte. Eine tiefe Pſychologie. Die „Züchtung" von ſeeliſchen Grundelementen iſt fauler Zauber. Das Angeborene iſt nicht auszulöſchen. Wer als Galgenſtrick geboren iſt, wird mindeſtens ein Rüpel.

Man weiß von dem ſonderbaren Kreuzzug der Kinder, die im Jahre 1212 unter der Leitung einiger Mönche nach Südfrankreich und Italien zogen, um zur See nach dem gelobten Lande zu fahren. Man darf wohl annehmen, daß dieſe „Kinder" in den Flegeljahren ſtanden und daß ſie ſchon in der Wiege zum raufluſtigen Vagabunden prädeſtiniert waren. L. Maeterlinck hat in den Genter Archiven Details gefunden aus dem Jahre 1500. Knaben im Alter von 8—13 Jahren

hatten ſich zur richtigen Soldateska der Zeit organiſiert, ihr Trachten ging nach Verwunden und Verſtümmeln. In Brügge machten auch die Mädchen mit. Dort gab's ganze Heerhaufen mit Anführern, Fahnen, Schwertern und Steinſchloßgewehren. Einmal kam es zu einem Blutbad, bei dem fünf Tote auf der Wahlſtatt blieben. Mütter warfen ſich dazwiſchen. Aber die blinde Wut war ſchon ſo groß geworden, daß ſie ſelber Stiche abbekamen. In der Umgebung von Lüttich hatten ſie's auf die Einſiedler abgeſehn, aber auch Dörfler und Hauſierer wurden nicht geſchont. Endlich fiel das Haupt eines minorennen Räubergenerals unter dem Beil des ſtädtiſchen Henkers.

Was in der jugendlichen Pſyche ſchlummern kann, erzählt freimütig Gottfried Keller von ſich ſelber im „Grünen Heinrich“:

Eines Tages, als ich des Hauſes anſichtig war, führte mich mein milder Stern durch eine Seitenſtraße einen andern Weg; als ich einige Minuten ſpäter wieder in die Hauptſtraße einbog, ſah ich viele erſchreckte Leute aus der Gegend jenes Hauſes herkommen, welche eifrig ſprachen und lamentierten. Um die Wegnahme einer alten Windfahne auf dem Turme zu bewerkſtelligen, hatten die Bauleute erklärt, ein erhebliches Gerüſt anbringen zu müſſen. Der Unglückliche, der ſich alles zutraute, wollte die Koſten ſparen und während der Mittagsſtunde die Fahne in aller Stille abnehmen, hatte ſich auf das ſteile Dach hinausbegeben, ſtürzte herab und lag in dieſem Augenblick zerſchmettert und tot auf dem Pflaſter. Es durchfuhr mich, als ich die Kunde vernommen und ſchnell meines Weges weiterging, wohl ein Grauen, verurſacht durch den Fall, wie er war; aber ich mag mich durchwühlen, wie ich will, ich kann mich auf keine Spur von Erbarmen oder Reue beſinnen, die mich durchzuckt hätte. Meine Gedanken waren und blieben ernſt und dunkel; aber das innerſte Herz, das ſich nicht gebieten läßt, lachte auf und war froh. Wenn ich ihn leiden geſehen, oder ſeinen Leichnam geſchaut, ſo glaube ich zuverſichtlich, daß mich Mitleid und Reue ergriffen hätten; doch das unſichtbare Wort, mein Feind ſei mit einem Schlage nicht mehr, gab mir nur Verſöhnung, aber die Verſöhnung der Befriedigung, nicht des Schmerzes, der Rache, nicht der Liebe. Ich konſtruierte zwar, als ich mich beſonnen, raſch ein künſtliches und verworrenes Gebet, worin ich Gott um Verzeihung, um Mitleid, um Vergeſſenheit bat; mein Inneres lächelte dazu, und noch heute, nachdem wieder Jahre vorübergegangen, fürchte ich, daß meine nachträgliche Teilnahme an jenem Unglück mehr eine Blüte des Verſtandes als des Herzens ſei, ſo tief hatte der Haß gewurzelt!

201. Exhibition. Gemälde von Guido Reni

Auf einer engliſchen Handelsſchule in Middleſex iſt jetzt nach amerikaniſchem Muſter ein Schülergerichtshof eingeführt; die Geſamtheit der Schüler wählt in geheimer Stimmenabgabe auf je ein Jahr aus ihrer Mitte den Richter, die Beiſitzer uſw. Auf einer Photographie, die

Amſterdam by Cornelis Claeſz. 1607.

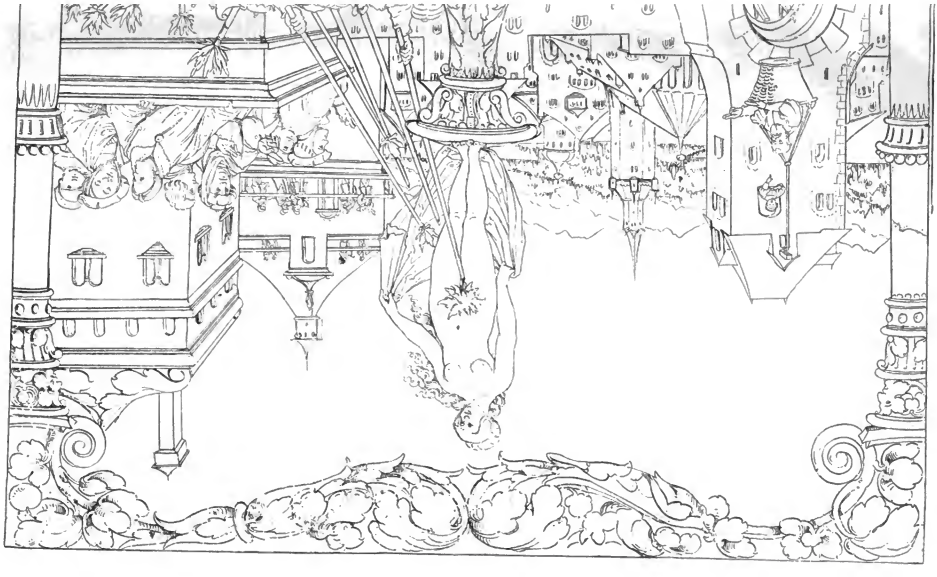
202. Untere Diſziplin. Buchtitelkupfer von 1607

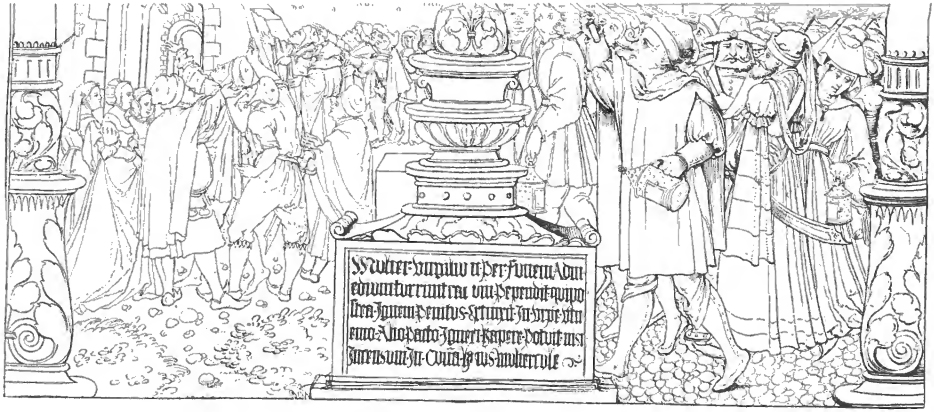
mir vorliegt, ſieht man einen netten Jungen auf erhöhtem Katheder ſtehen, vor ihm als armen Sünder einen ganz kleinen Burſchen, dahinter zwei andre, offenbar Zeugen, und ſchließlich die Korona im Kreis. Die Einrichtung ſoll ſegensreich ſein. Aber es iſt kein Zweifel, daß ſie gleichzeitig eine Hochſchule bildet zur Weiterentwicklung des erotiſchen Macht- und Unterkänigkeitsgefühls. — Wie ſich das Angeborene von ſelber ausbildet, zeigt folgende Notiz:

Aus einer ungenannten Reſidenz berichtet die „Münch. Poſt“ folgende Epiſode, die einen amüſanten Beitrag zum Problem der Prinzen-Erziehung bedeutet: Der Erbprinz hatte im Dezember ſein 15. Lebensjahr vollendet, und der Fürſt beſchloß, dem Stolz des Hauſes die regelmäßige Teilnahme an der Hofjagd zu geſtatten. Wir wiſſen nicht, ob der junge Herr von dieſer Erhöhung ſehr entzückt war, denn er hatte ein ziemlich ungebundenes Leben im Kreiſe der väterlichen Pferdefreunde geführt, und während der Vater, den Spuren des „Prinz of Wales“ folgend, das Studium der Herrenmode zu ſeiner Hauptleidenſchaft gemacht hatte, zog der durchlauchtige Sproß die kräftige Stallluft dem weichlichen Parfüm des väterlichen Boudoirs vor. Das Debut an der Hofjagd ließ ſich trotzdem gut an: die Dreſſur des Hofmeiſters hielt bis zum dritten Gange vor. Von da ab ſchien dem jungen Herrn die Geſchichte langſtielig zu werden; während er bisher die Probe verſchiedener väterlicher Anreden durch leidliche Antworten nicht übel beſtanden hatte, ſpielte er jetzt den Schweiger. Aber als ihn der Fürſt Papa mit einer noch längeren Anrede wieder zum Sprechen bringen wollte, wurde es dem Jüngling zu bunt, und er antwortete mit jener höflichen „Einladung zum Frühſtück“, die ſonſt nicht zu den an Hofjagden gebräuchlichen Phraſen gehört.

Auch unſere illuſtrativen Belege laſſen uns in dieſer Beziehung nicht im Stich. Abbildung Nr. 207, ein franzöſiſcher Kupfer vom Jahre 1638, zeigt, daß es auch einmal einen anders gearteten Amor geben kann, deſſen „frühe Übung“ viel verſpricht. Und Abbildung Nr. 219 iſt eine — natürlich engliſche — „Schülerrache“. Das Blatt wurde 1816 veröffentlicht und ſoll ſich auf einen Kadetten-Profeſſor beziehn, der ſich ſeinen Zöglingen gegenüber indezente Handlungen erlaubt hatte. Die Schüler vergelten anſcheinend gleiches mit gleichem. Gerechtigkeit iſt öfters Genuß.

Das Herrentum. Erbprinzen und ſolche, die es ſich leiſten können, gehen weit in ihren feudalen Scherzen. Ein Mitglied einer farbentragenden Verbindung ſpazierte knallbeſoffen ins Heidelberger Theater und entledigte ſich des überſchüſſigen Mageninhalts von der Brüſtung des erſten Rangs ins Parquett. In Zittau verlegten drei Offiziere die Fortſetzung der Sektkneipe auf die luftige Höhe unterhalb der Glocken der Johanniskirche und ſchmiſſen die geleerten Pullen ins Publikum runter. Dieſe Kirchenturmpolitik trug ihnen allerdings einen blauen Brief ein. Der New-Yorker Herald wußte von einem Schwarzwälder Bauernball zu erzählen, den die Feudalen in Baden-Baden gaben. Prinz Wilhelm von Sachſen-Weimar erſchien als Kneipwirt mit Vollbart, roter Jacke, großer Porzellanpfeife, Schurzfell, Kniehoſen, weißen Strümpfen und Holzpantinen. Er ſtand hinter dem Kneiptiſch und verzapfte Münchener und Pilſener friſch vom Faß. „Er wurde,





Vergils Rache. Handzeichnung, angeblich von Altdorfer, 1511
Kupferstichkabinett Nürnberg

als er den Saal betrat, mit Hochrufen empfangen, und seine Verkleidung war in der Tat ausgezeichnet." Graf Sierstorpff, genannt Sturm, Ehemann einer baltimorischen Dollar-Lady, war der Hauskuecht. „Seine ungewöhnlich starken Beine hatten sofort großen Erfolg und gaben Anlaß zu lebhaftem Applaus; eine Hornbrille, durch die er die versammelten Gäste freundlich ansah, verlieh seinem Aussehn den letzten Stempel der Echtheit. Im Laufe des Abends befahl der Bauernwirt seinem Knecht, zwei von den als Bauern verkleideten Kellnern hinauszuwerfen, und er tat es, indem er sie beim Genick ergriff und beide durch das Fenster in den Garten hinabbeförderte. Diese Probe körperlicher Kraft erweckte Stürme von Lachen und Beifall." — In Rußland haben die Dinge noch einen andern Stil, weil so ein Großfürst, auch wenn er gar nichts mehr anhat, immer noch mit seiner — Immunität bekleidet ist:

203. Untere Disziplin. Buchillustration von 1628

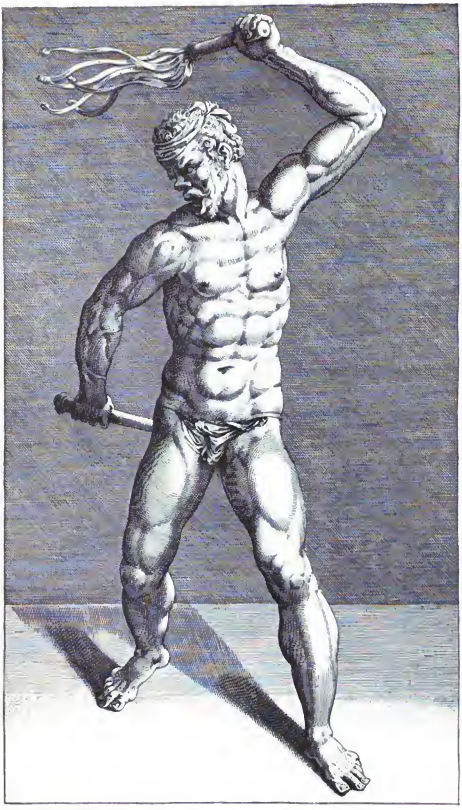
Aus Petersburg kommt die Meldung, daß in dem Restaurant „Der Bär" elf Angestellte, darunter fünf Köche, an Cholera erkrankt seien und daß die Polizei das Lokal geschlossen habe. Wer die „vornehmen" gesellschaftlichen Kreise der russischen Hauptstadt auch nur oberflächlich kennt, weiß, was es für sie bedeuten muß, das „Bären" betraubt zu sein. Ein Schilderer der Sittengeschichte des modernen Rußlands könnte der Chronik dieses Restaurants ein eigenes Kapitel widmen, und es würde nicht das langweiligste werden. Für die Petersburger „Jeunesse dorée" verlöre das Dasein erheblich an Reiz, würde der „Bär" längere Zeit oder gar auf immer daraus gestrichen, denn der „Bär" ist stets der beliebte Tummelplatz der Vergnügungen dieser goldenen Jugend gewesen, zu der auch die jüngeren Mitglieder des Zarenhauses zu rechnen sind. Schon der gemeinschaftliche Speisesaal des Restaurants bietet einen sehr unterhaltenden Ausschnitt aus den Lebensgewohnheiten der großen Petersburger Welt — und Halbwelt. Und den Westeuropäer befremdet es zuerst nicht wenig, hier junge Offiziere der exklusiven Garde-Regimenter in Uniform an der Seite sehr eleganter „Freundinnen", meist französischer Importation, tafeln zu sehen, ganz unbekümmert um die Nähe von Kameraden und Vorgesetzten, die sich in Begleitung ihrer legitimen Ehehälften befinden. Es ist im übrigen kein billiger Spaß, im „Bären" zu dinieren oder zu soupieren. Namentlich die Preise für die Getränke sind fabelhaft hoch, und man erzählt, daß zwei reiche Kaufleute, die einst nach Tisch den besten Kognak gefordert und nach und nach, wie das so in Rußland der Brauch ist, die ganze Flasche geleert hatten, dafür 250 Rubel, gleich 500 Mark, ungefähr 10 Rubel für das Glas, zu bezahlen hatten. Die eigentliche Einnahmequelle des Restaurants liegt jedoch in den einzelnen Salons, die der Deutsche so schön und gänzlich unfranzösisch „Chambres séparées" nennt. Sie befinden sich oberhalb des Speisesaales, — eine Anordnung, die ihre Schattenseiten hat. Eines Abends hatten zwei Ausländer in vorschriftsmäßiger Toilette sich an einem Tische des Saales niedergelassen. Plötzlich ergoß sich aus der Höhe, nämlich von einem jener Salons aus, über Frack und Hemdbrust beider der wohlgezielte Strahl — einer dickflüssigen gelben Majonaisensauce. Empört riefen sie nach dem Geschäftsführer und verlangten die Feststellung des Schuldigen. Aber der Geschäftsführer, ein Franzose, flehte sie fast kniefällig an, der Sache keine Folge zu geben; der Urheber des geistreichen Scherzes sei der junge Großfürst X. gewesen, und wenn er ihn zur Anzeige bringe, könne er gewiß sein, binnen 24 Stunden per Schub über die Grenze gebracht zu werden. Sie ließen sich denn auch schließlich erweichen und erhielten, zur Entschädigung, eine Anweisung, die sie ermächtigte, sich in den ersten Herrenmodenmagazinen von Petersburg von Kopf bis zu Fuß neu einzukleiden. Wir wissen nicht, ob es sich in diesem Falle um den Großfürsten Boris handelte. Sicher ist, daß dieser Vetter des Zaren Niko-

laus II. im „Bären“ manche Tollheiten verübte, die meist nicht einen besonders entwickelten Geschmack bekundeten. Champagnerbäder von Brettl-Divetten spielten da eine beliebte Rolle. Im „Bären“ war es auch, wo der Großfürst mit einer Pariser Tingeltangelreuse wettete, ob sie den Mut haben würde, im Kostüm der Mutter Eva in den Speisesaal hinabzugehen. Und die Pariserin — gewann die Wette. Man kann sich vorstellen, welches Entsetzen unter den friedlich speisenden Menschen im Saale erweckte; man stürzte sich von allen Seiten auf sie, wickelte sie in Tischtücher und beförderte sie schleunigst zu ihrem hohen Beschützer zurück, der sich über den guten Witz halbtot lachen wollte. Ein anderes Mal soll der hoffnungsvolle junge Großfürst, nur mit einer Husarenmütze, einem Bandolier und einem Säbel angetan, einen Salon betreten haben, in welchem er einen ausländischen Gesandten, dessen Frau und erwachsene Töchter wußte.

Die Kraftäußerungen der unverantwortlichen Souveräne Europas sind zu bekannt, als daß ich sie hier wieder breit treten möchte. Nur von Karl III. von Parma (1849—54) einige Züge. Wer ihm auf der Straße nicht gleich auswich, bekam die Reitpeitsche ins Gesicht. Den Abgesandten der Nachbarstaaten erteilte er Audienz oben in einem Birnbaum sitzend. Eine Deputation von „Landeskindern“ empfing er in Hemdsärmeln beim Rasieren; er unterbrach sogleich sein Geschäft, hieß sie die Zylinder aufsetzen und ging von einem zum andern und trieb jedem die Angströhre ein. — Unbekannter sind die Taten der mittel- und südamerikanischen Diktatoren alias „Präsidenten“, die sich, wie Diaz von Mexiko, alle vier Jahre feierlich selber von neuem wählen, die Volksvertretung nur berufen, wenn sie dazu Lust haben, Krieg führen, wann's ihnen paßt, und bei magerem Gehalt die privaten Millionen bei sicheren Hehlern d. h. europäischen Großbanken in Verwahrung geben. Das Milieu des berüchtigten Rosas von Argentinien, der Mätresse und Tochter an der Despotie teilnehmen ließ, schildert Oskar Martens:

Seltsam, fast unnatürlich, wie des Tyrannen öffentliches Auftreten und Handeln spielt sich auch sein häusliches Leben von Tag zu Tag ab. In der Nacht arbeitete er, am Tage schlief und amüsierte er sich. Nachdem Rosas um 8 Uhr morgens große Quantitäten Mate-Tee durch ein silbernes Röhrchen geschlürft hatte, zog er sich in sein Schlafzimmer zurück. Ob er dort schlief? Das war ein Geheimnis, das nur die schöne Eugenia hätte lüften können, die die einzige war, welche auch ungerufen stets eintreten durfte. Böse Zungen bezeichneten dieselbe sogar als die „Sultanin“ von Palermo (des Landsitzes der Rosas). Gewiß ist, daß sie jedes Jahr ein Söhnchen gebar, denen der Diktator große Zuneigung bezeigte. — Doch auch Bälle und Lustbarkeiten fanden in Palermo statt. Diese führen uns zu der Tochter des Tyrannen, die dem Bilde der „Hofhaltung“ in Palermo ihren eigentümlichen Charakter gab. Ganz systematisch und mit kalter Berechnung war Rosas vorgegangen, um nach und nach Herz und Gemüt seiner Tochter zu verderben. Als er dann von dem Gelingen seines Werkes überzeugt war, machte er Manuela zur Ministerin seiner Schlechtigkeiten und teilte dann sowohl den Glanz als die Mühen seiner Tyrannenherrschaft mit ihr. Seitdem sah man Doña Manuelita sich wie eine Prinzessin kleiden und mit einem Hofstaat von vornehmen Damen und Kavalieren umgeben. Sie wurde der Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft von In- und Ausländern. Die Gesandten der Herrscher Europas, englische Lords, französische Vicomtes, wetteiferten um die Ehre, von der schönen Kreolin empfangen zu werden. Bald wußte man, daß der beste, wohl auch der einzige Weg zur Gunst des Tyrannen durch die Salons seiner schönen Tochter ging. Von ein Uhr mittags an empfing sie in ihrem kleinen, mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Salon, in einer Audienzform, immer einen Besucher nach dem andern. Obwohl sie nichts weniger als gütig und wohlwollend war, hatte der fortgesetzte Umgang mit wohlerzogenen Leuten sie doch gelehrt, immer als solche zu erscheinen. Hier in diesem kleinen lauschigen Zimmer wurde so mancher offene oder versteckte Gegner, an den man nicht gern mit Gift oder Dolch herangewollte, durch die weitgehendste Liebenswürdigkeit des Töchterleins zum Bundesgenossen gemacht. — Des Abends versammelte Manuela meistens eine große Gesellschaft um sich. Wiederum war sie der Mittelpunkt, der glänzende Stern, um den sich alles drehte. Man bewunderte, man vergötterte sie, wenn sie ihre spanischen Gesänge vortrug, wenn sie Klavier spielte, wenn sie in lebhafter, scherzender Unterhaltung ihre Gewandtheit im Diskutieren und ihren Mutterwitz bekundete, vor allem aber, wenn sie, ganz Enthusiasmus, beim Tanz die den Kreolinnen eigentümliche Grazie bei jeder Bewegung, bei jeder Drehung zur Geltung brachte. Eine Sirene, so schön, so verführerisch, so verderbenbringend.

Die individuelle Note. Der russische Muschik der großen Ebenen, der nur von dem gleich



204. **Mittelalterlicher Flagellant.** Kupfer eines unbekannten Meisters der italienischen Schule

Der Mann, der ein solches neunhäutiges Thier,
Abstraset / und machet ein fromm Weib aus ihr,

205. Die neun Häute der bösen Weiber

unwissenden Popen und Pristaw „regiert" wird, ist in mancher Beziehung der reine Instinkt-Mensch. Er hat keine Ahnung von den Gesetzen, die oben gemacht werden. Er verkauft seine Magd mit Brief und Siegel, wenn ihm das natürlich vorkommt. Folgende Nachricht stammt erst aus diesem Jahre:

Gegenüber Astrachan, am rechten Ufer der Wolga, befindet sich die große Niederlassung Forpost, in der seit kurzem ein gewisser Kisselew lebt, der aus Täbris eingewandert ist. Bei diesem Kisselew diente als Magd die 18jährige Alexandra Rosynkina. Wie nun in russischen Blättern erzählt wird, machte vor einiger Zeit der Perser Abdul-Soru-Oglu die Bekanntschaft Kisselews, dessen junge Dienstmagd ihm sehr gefiel. Der Perser ersuchte Kisselew, ihm das Mädchen gegen eine gewisse Summe abzutreten. Kisselew ging auf den Handel ein, und nun begann ein regelrechtes Feilschen, das damit endete, daß Kisselew dem Abdul-Soru-Oglu die Dienstmagd für 15 Rubel verkaufte. Es wurde ein regelrechter schriftlicher Vertrag aufgesetzt, und der Perser betrachtete von nun ab das Mädchen als seine Sklavin und behandelte sie auch als solche. Er hielt sie vom ersten Tage an eingesperrt und verfügte über sie als sein Eigentum. Die Rosynkina konnte die unwürdige Rolle, die man sie zu spielen zwang, nicht ertragen und benutzte die erste Gelegenheit, um dem Sklavenhalter zu entfliehen. In der menschenleeren Gegend fand sich die Flüchtige allein; in der Stadt hatte sie weder Verwandte noch Bekannte. Bei der Aussichtslosigkeit ihrer Lage verfiel sie auf den, wie sich später herausstellte, verfehlten Gedanken, ihren früheren Dienstherrn Kisselew aufzusuchen. Bei ihm fand sie auch Obdach. Aber schon am nächsten Morgen erschien Soru-Oglu und verlangte das Mädchen, das er seiner Ansicht nach regelrecht durch Kauf erworben, zurück. Der Asiate war von seinem Recht so überzeugt, daß er, als das Mädchen sich weigerte, zu ihm zurückzukehren, der Polizei Anzeige erstattete; er wies dabei die Quittung vor, wonach ihm Kisselew die Rosynkina für 15 Rubel „verkauft" habe.

„Zivilisiert" ist die folgende Blütenlese. Zunächst der schlagfertige Ehekandidat von Wilmersdorf, der sich so was nicht bieten läßt:

Eine peinliche Szene spielte sich gestern auf dem Wilmersdorfer Standesamt ab, wo die Trauung eines jungen Arbeiters und eines Dienstmädchens stattfinden sollte. Bräutigam und Zeugen waren pünktlich zur Stelle, während die Braut geraume Zeit auf sich warten ließ. Als das Mädchen endlich erschien, wurde es von dem Verlobten, der über das Ausbleiben seiner Braut ärgerlich war, sofort mit einer kräftigen Ohrfeige empfangen. Nach Beendigung der standesamtlichen Zeremonien ließ es sich der neugebackene Ehemann nicht nehmen, an Ort und Stelle seiner jungen Frau eine energische Standrede über Pünktlichkeit und Gehorsam zu halten, der er durch eine Anzahl handgreiflicher Beweise besonderen Nachdruck verlieh. Die Verwandten und Trauzeugen machten sich ob dieses unerwarteten Ausganges der Trauung schleunigst davon, so daß aus dem vorgesehenen üblichen Eheständschoppen nichts wurde.

Verdient alsdenn für jedem Schlag
Ein'n recht vergnügten Ehstands-Tag.

Regensburger Flugblatt. Um 1680

Dann der Hauspascha von Göttingen, Mitglied der apostolischen Gemeinde, der auf Ordnung und Sauberkeit hält. Er schreibt einer Mieterin:

Da Sie darauf bestehen, einzuziehen, stelle ich Sie die gemietete Wohnung, als Stube Kammer Küche zur Verfügung am 1. April, unter den Bedingungen: 1. Meiner apostolischen Hausordnung zu fügen, wie ich Ihnen dieselbe anweise. 2. Miete Bezahlung monatlich in Baar, gegen Arbeit ausgeschlossen, nur beim Taback einziehen helfen, gegen sofortige Bezahlung. 3. Die Fenster müssen vornehm deboriert sein zu saubere Behandlung nach meiner Anweisung. 4. und 5. betreffen die Sauberkeit im Hause. 6. Muckereien werden nicht geduldet, soudern es hat die Mieterin mir Tages Zeit zu bieten, damit die Achtung der Christlichen Form nicht verletzt wird, ebenfalls bei schlechten Besuch der hiesigen Gottesdienste und der Bibelstunde. 7. Dann für Ihre eigene Person haben Sie nur saubere Wäsche zu tragen, damit Ihre Gesundheit nicht zu kurz kommt. 8. Unnötiges langes Schlafen findet nicht statt, denn wenn man nicht auf der Hut ist, ist man elend und krank. 9. Miete Preis hundert Mark. 10. Diese apostolische Hausordnung haben Sie immer zu halten, damit wir gute Freunde bleiben, unn in Gottes Namen.

Es folgen die reisigen Ritter, die den „Voyeur" mimen:

Zwei Dragoner haben sich in der verflossenen Nacht sehr unmännlich und unschlüssig gezeigt. Gestern spät am Abend traf ein Mädchen mit der Bahn von Wiesbaden hier ein. Zwei Dragoner schlossen sich dem Mädchen an. Das Mädchen erzählte, daß es ein Verhältnis mit einem Infanteristen vom 80. Regiment in Wiesbaden gehabt, daß es sich aber am Nachmittag mit ihm verfeindet habe und sich nun das Leben nehmen werde; es werde ins Wasser gehen. Die Dragoner gingen mit der Lebensmüden nach dem Rhein, sie hatten zwar soviel Einsicht, daß sie dem Mädchen vorstellten, seinen Vorsatz nicht auszuführen. Am Rheinufer aber, als das Mädchen seinen Sonnenschirm niederlegte und ins Wasser sprang, wurde es von den Dragonern nicht daran gehindert. Die Lebensmüde versank in den Fluten. Dann nahmen die Dragoner den Schirm des Mädchens, brachten ihn „ordnungsmäßig" auf die nächste Polizeistation und — erzählten, was sie gesehen hatten.

Bis zur Gemeingefährlichkeit ist jene Sorte gediehen:

Einer jener Leute, die anständige Frauen auf der Straße belästigen, erhielt gestern von der ersten Strafkammer des Landgerichts I eine empfindliche Lektion. Wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung war der aus der Untersuchungshaft vorgeführte Maurer B. angeklagt. Am Nachmittage des 22. Mai hatte sich eine Frau S. mit ihrer Schwägerin auf einer Bank auf dem Pappelplatz niedergelassen, um sich ein wenig auszuruhen. Nach einer Weile setzte sich der Angeklagte zu ihnen und begann sofort nicht mißzuverstehende Anspielungen zu machen. Als sich die beiden Frauen diese Redensarten verbaten mit dem Hinweise, daß er sich anscheinend etwas in der Person irre, wurden sie von dem Angeklagten mit den gemeinsten Redensarten überschüttet. Als Frau S. drohte, einen Schutzmann zu holen, erhielt sie von dem Angeklagten einen Schlag in das Gesicht. —

Die unverschämte Belästigung einer anständigen Frau hat der Kaufmann Leopold Remitz, ein schon mehrfach vorbestrafter Mensch, der gestern vor der 5. Strafkammer des Landgerichts I stand, mit längerer Gefängnisstrafe zu büßen. Kam da eines Tages eine Frau Z. mit ihrem 17jährigen Sohn auf dem Bahnhof Friedrichstraße an. Der Sohn mußte auf kurze Zeit austreten, und die Mutter wartete in der Vorhalle auf seine Rückkehr. Da drängte sich der Angeklagte an sie heran und richtete eine Aufforderung an sie, die ihr die Schamröte ins Gesicht trieb. Die Frau wies den Unverschämten energisch ab; dieser rächte sich aber dadurch, daß er einen Schutzmann herbeiholte und um Feststellung der Persönlichkeit der Frau ersuchte unter der Behauptung, daß diese ihn in obszöner Weise angesprochen habe. Inzwischen kam der Sohn zur Mutter zurück und verteidigte diese gegen den infamen Vorwurf. Da aber der Angeklagte bei seiner Behauptung verblieb, mußte die empörte Frau mit zur Wache gehen, wo sich ohne weiteres feststellen ließ, daß sie eine wohlanständige Frau ist. —

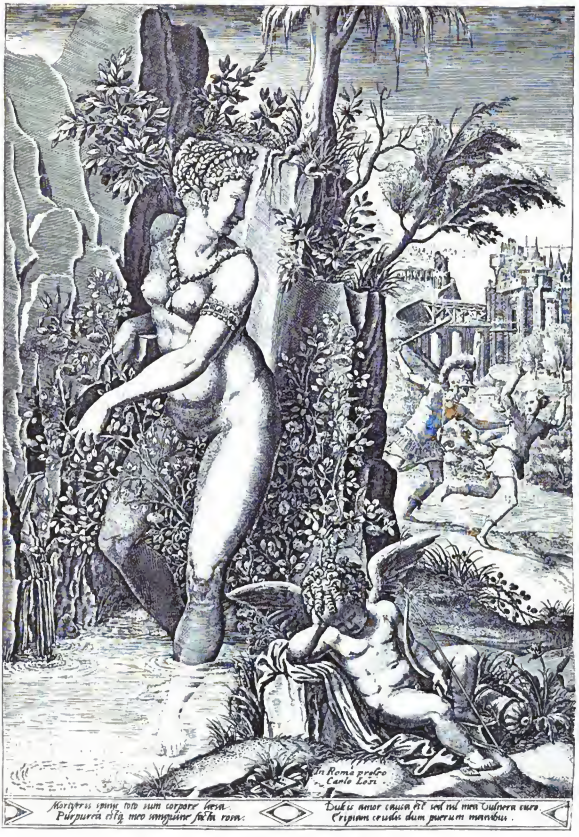
Über eine Massenverhaftung wegen Notzucht wird aus Weißensee berichtet. Eine 17 Jahre alte Arbeiterin K. aus Weißensee traf gestern unterwegs einen jungen Mann, den sie nur dem Vornamen Franz nach kennt. Auf seine Aufforderung ging sie ein Stück Weges mit ihm. Er führte sie nach dem freien Feld an der Streustraße und verlangte, daß sie ihm zu Willen sei. Als sie sich weigerte, pfiff der Bursche auf den Fingern und rief dadurch noch fünf Männer herbei, die in jener Gegend arbeiteten. Die Unholde vergewaltigten nun das Mädchen der Reihe nach, bis die Unglückliche das Bewußtsein verlor. Als sie kaum wieder zu sich gekommen war, wurde sie von anderen, die noch herbeigekommen waren, ebenfalls mißbraucht, bis sie abermals besinnungslos wurde. In diesem Zustand wurde sie von anderen Leuten aufgefunden und zur Polizei gebracht.

Alle diese Nuancen gehören zu den bekannten. Früher, als man noch eine Unzahl von Trieben konstruierte, sprach man von einem Grausamkeits-Trieb, dann kam die Bezeichnung „Sadismus" auf. Es genügt wohl zu sagen, es handle sich um Äußerungen des erotischen Machtgefühls. Dies Machtgefühl ist nun manchmal mit persönlicher Feigheit kompliziert, wobei die Betreffenden das Lustmoment der Tat genießen, aber nicht dafür verantwortlich einstehn wollen. Diese Individuen sind sozial doppelt gefährlich, es sind psychische Wegelagerer, die mit dem verdeckten Falleisen der Hinterlist arbeiten.

Der Angeklagte lernte vor einiger Zeit auf der Promenade im „Zoo" ein Fräulein D. kennen. Zwischen beiden entstand ein intimes Liebesverhältnis, welches jedoch von der D. wieder gelöst wurde. Von diesem Zeitpunkte an wurde Fräulein D. mit anonymen Schmähbriefen unflätigsten Inhalts förmlich überschüttet. Fast täglich erhielt sie eine Postkarte, auf der sie beschuldigt wurde, sie gehe nachts in der Friedrichstraße spazieren und begehe Verbrechen wider das keimende Leben. Auf anderen Karten wurde sie mit den gemeinsten Schimpfworten belegt. Als Absender dieser Karten und Briefe wurde der Angeklagte entlarvt. —

Eine seltsame Geschichte hat jetzt die Polizei in O. aufgeklärt. Der Professor X. vom städtischen Gymnasium in D. hatte sich mit der Tochter eines Fabrikbesitzers verlobt. Die Hochzeit sollte demnächst stattfinden. Wenige Tage nach der Verlobung liefen in kurzen Abständen bei dem Professor anonyme Schreiben ein, in denen die Ehre der Braut in der unflätigsten Weise angegriffen wurde, und in denen auch andere Personen aufs schwerste verdächtigt wurden. Auf Grund dieser Schreiben machte der Professor seiner Braut wiederholt Vorstellungen, so daß diese schließlich die Verlobung aufhob. Die Sache wurde der Polizei übergeben. Handschriftenvergleichungen und andere Umstände lenkten bald den Verdacht auf den Expräutigam, der immer wieder den verzweifelten Versuch machte, der Polizei „Anhaltspunkte" zu geben und unbeteiligte Personen zu verdächtigen. Schließlich sagte der Beamte dem Professor, der übrigens auch Offizier der Landwehr ist, die Täterschaft auf den Kopf zu. Nach anfänglichem Leugnen mußte sich dieser zu einem Geständnis bequemen. Dabei stellte es sich heraus, daß Professor X. auch eine sehr zierliche Damenhandschrift schreiben kann. Der Überführte versuchte glaubhaft zu machen, er habe durch diese Schreiben seine Braut prüfen wollen. —

Einen unerwarteten Ausgang nahm eine Anklagesache, die das Schöffengericht Berlin-Mitte beschäftigte. Wegen Diebstahls war die bisher unbescholtene Schneiderin F. angeklagt. Sie war beschuldigt, einem Handlungsgehilfen Y., angeblich nach einem Rendezvous, ein Zwanzigmarkstück gestohlen zu haben. Das Verfahren hätte unzweifelhaft mit der Verurteilung des Mädchens geendet, wenn nicht ein unerwarteter Zwischenfall eingetreten wäre. Es meldete sich plötzlich der Rechtsanwalt N. R., der in einem anderen Sitzungszimmer zu tun hatte, und erklärte folgendes: Er habe zufällig auf dem Korridor den ihm bekannten Handlungsgehilfen Y. gesehen, der schon wiederholt in ganz ähnlichen Strafsachen als Belastungszeuge aufgetreten sei. Es bestehe der Verdacht, daß Y. gewerbsmäßig junge unbescholtene Mädchen, an die er sich heranbränge, des Diebstahls beschuldige, um sie seinem Willen gefügig zu machen. Erst vor ganz kurzer Zeit sei Y. in einer Sache als Zeuge auf-



206. **Der Kampf um das Weib.** Kupferstich von Giorgio Ghisi. Um 1700

getreten, in der er die Tochter hochanständiger Leute des Diebstahls beschuldigt habe. Das junge Mädchen, das in der Verzweiflung dem Selbstmord nahe gewesen sei, sei schließlich freigesprochen worden. Es sei ihm ferner bekannt, daß Y. auch in mehreren anderen Fällen junge Mädchen des Diebstahls beschuldigt habe, die dann — vielleicht unschuldig — verurteilt worden seien. Das zuständige Polizeirevier, bei dem Y. wiederholt derartige Anzeigen erstattete, habe sogar schon in einem Falle ein Einschreiten abgelehnt.

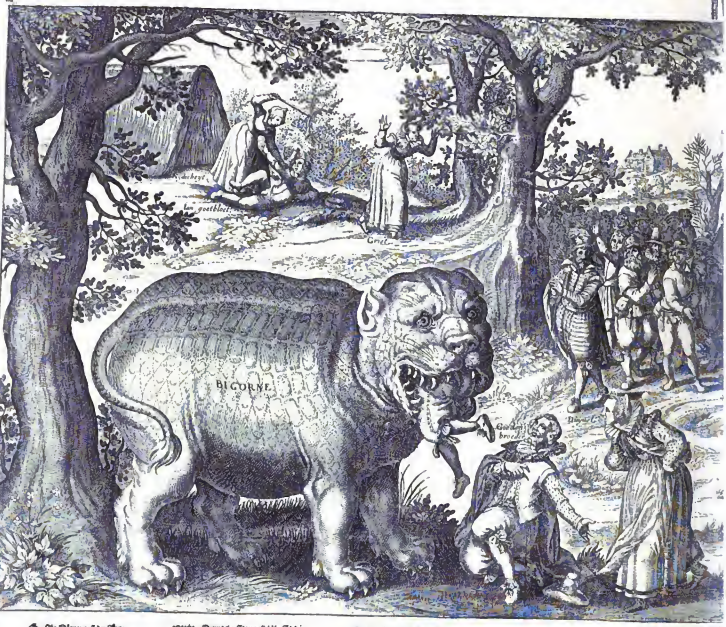
Das Schimpfen, Schnauzen, Schmähen, Verleumden, Intrigieren und falsche Beschuldigen ist längst als aus der in Rede stehenden Quelle kommend erkannt. Man hat von „Wortsadismus" gesprochen. Die aufgeblasenen Klerikalen waren groß darin. Abraham a Santa Clara ist das vollendetste Beispiel. Aber auch heute verstehn sich katholische Redakteure auf das fluchende und wetternde Machtgefühl. Das bloße Erscheinen eines sozialdemokratischen Flugblattverteilers hat einen von ihnen folgendermaßen angeregt:

Da ist dem katholischen Hausfreund am Sonntag bei seiner Wanderung durch die Heimatstraßen ein papierner Geselle begegnet, der hatte ein Gesicht so boshaft, wie ein leibhaftiger Mephisto, gezen den ein Räuber der Abruzzen nur ein Waisenknabe ist; der sah dabei so unsauber, so schmutzig, so gewöhnlich aus, daß er sich unbedingt rundum im schlimmsten Morast gewälzt haben, ja nach seinem ganzen Äußern zu urteilen, aus einer Kloake gekrochen sein mußte. Und man denke sich die Sinnverwirrung des Burschen, er wanderte von Haus zu Haus, verlangte trotzig Aufnahme und jedermann wurde durch ihn mit schrecklich wüsten Worten aufgefordert, unter seiner Fahne, ebenfalls ein scheußlich schmutziger, roter Fetzen, Platz zu nehmen. O du lieber Rattenfänger von Hameln, was bist du doch ein treuherziger Betrüger und stümperhafter Flötenbläser gegen diesen Ausbund von Großkinderverführer.

Das Interesse am Kriminellen und Gruseligen ersetzt vielen Naturen die Tat der gleichen Qualität. Unstreitig nährt die öffentliche Berichterstattung über Kriminelles, die von den Zeitungen bis ins letzte Detail getrieben wird, vielfach die Phantasie mit neuen Tricks und reizt zur Nachahmung. Als vor kurzem ein Drahtseil über eine Chaussee gespannt war und mehreren Personen die Köpfe dadurch abgerissen wurden, war vorauszusehn, daß sich dieser neue kriminelle Trick bald an andern Orten wiederholen würde. Wie denn auch geschah. Aber andrerseits läßt sich nicht beweisen, daß die Kriminalität infolge der detaillierten Öffentlichkeit der Berichterstattung überhaupt zugenommen habe. Man darf auch nicht unterschätzen, daß die nun einmal in so und so viel Menschen vorhandene Summe „sadistischen" Dranges durch derartige Lektüre eine Auslösung und damit sozial unschädliche Ableitung erfährt. Ich muß auf diesen Umstand bei späterer Gelegenheit noch näher eingehn. Hierher gehört das Sammeln von allerlei Gegenständen, die mit Kriminalität oder Grusel zu tun haben. In Paris sind kürzlich

207. Frühe Übung. Französischer Kupfer von 1638

Das Thier so hie vor Augen ist/ Nichts dann die frommen Männer frist.



Die Männer auff der Bun/
Gehauen hie das Tempel an/
Nemblich das wunder grosse Thier/
So frisst und dort auff daß er schier/
Nicht mehr kan auff den Füssen gehn/
Gestillt muß du darbey ersehen.

Dann dises Thier voll böser Tücken/
Die frommen Männer thun verschlücken/
So sie die Weiber lassen schlagen/
Mit gantzen grauen hessig klagen/
Und sie nasserlich Haar und Bart/
Wie jemand ist der Weiber art.

Dann deren Weiber sindt man nit/
Daß der Mann thun mehr was sie will/
Und seh es kosten Leib und Leben/
Wie dann du allhie sichst bewaben/
Das böse Weib auff dieser Bau/
Dem Thier thut schrecken jedermann.

Welcher Mann hat ein böses Weib/
Der wolt gantz hin an seinem Leib/
Und wolt auch von dem Thier zernagen/
So ist mein rahte er soll sie schlagen/
Und mit ihr durch all Winckel rennen/
So kan er dessen Thier entwennen.

In Verlegung Johann Bleckers/ Hauß und Laden beym Barfusser Thor/ in Augspurg.

Zahme Männer und wütige Weiber.

e zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Das Thier so mager an dem Leib/ ✠ Frist nichts dann nur ein frommes Weib.

Ihr Weiber auff der Welt hie/
Gedenckt zu mehr nicht schwere sachen/
So mag ich armes Thier verharren
Kein ander Weib gar lange stercken.
Ihr sagt es sey hoher Neid/
Das ist der manicher offt gereitzt.

Mit jammer schreyen und auch weinen/
Mit seufftzen schlagen und auch beinen/
Mit schwerer hertter und auch nöthen/
Ja was sie nur bey allem erdencken/
Das thun sie alle an mir üben/
Wie muß mich arms Thier erneren.

Wo ist sie hie hette gangen hin/
O hett ich sind ein frommes Weib.
Das ich heim meinen Hungen hätte/
Sonst möcht ich gantz verderben müssen.
Dann in der gantzen Welt herumb/
Ist nicht ein frommes Weib bekandt.

In verlegung Joh. von Pöckhen/ Buch- und Laden beym Barfüsser Thor/ zu Augspurg

Deutsches Flugblatt des 17. Jahrhunderts

Albert Langen, München

Reliquien der bekannten Automobilbanditen zu enormen Preisen versteigert worden. Ein englischer Lord besitzt Stricke von Gehängten aus allen den Ländern, in denen dies Verfahren geübt wird. Ein andrer wiederum hat sich Andenken von allen in England innerhalb der letzten fünfzig Jahre Gehängten verschafft. Andre Sammler verlegen sich, nicht aus ethnologischen, sondern aus den in Rede stehenden Gründen, auf das Erwerben von Schädeln, Totenmasken, Menschenhäuten und Mumien. Ein halber Schädel, über den Saiten aus Menschendarm gespannt waren, soll nach der Angabe der „Tit-Bits“ eine heftige Preisbieterei hervorgerufen haben. Der Amateur-Detektiv gehört in diese selbe Kategorie:

208. Erleuchtung und Disziplin. Englischer Kupfer. 1779

New-York hat dieser Tage einen seiner merkwürdigsten Käuze verloren, einen gewissen Irving Childs, der im Alter von 26 Jahren gestorben ist, nachdem er innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren ein Vermögen von vier Millionen Mark vergeudet hatte. Dieses anständige Sümmchen hat der merkwürdige Mann ganz einfach in „Douceurs“ ausgegeben, einzig und allein, weil er für einen tüchtigen Detektiv gehalten werden wollte. Er hatte sich auch zum Polizeibeamten ernennen lassen, aber es handelte sich um eine rein formale Ernennung, die mit keiner festen Anstellung verbunden war, und die dem jungen Herrn viel Geld kostete. Dafür hatte er aber das Vergnügen, immer ein Paar goldene Handschellen und einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Revolver mit sich herumtragen zu dürfen. Den sonderbaren Menschen kannten in New-York sämtliche Geheimpolizisten, weil er sehr häufig, bei jeder noch so bedeutungslosen Verhaftung, den Detektivs große Trinkgelder gab, damit sie ihm nur gestatteten, sich als Hüter des Gesetzes aufzuspielen und die Verhaftung vorzunehmen. Childs größte Freude war, wenn er einen Verbrecher bei der Brust packen und dem Festgenommenen mit einer Stentorstimme zurufen konnte: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“ Mit großer Wichtigkeit holte er dann die goldenen Handschellen aus der Tasche, um sie dem „Sträfling“, der oft ein ganz harmloser, wegen irgendeiner Übertretung eingesperrter Bürger war, um das Handgelenk zu legen. Wer so schlau war, Childs in irgendeiner Gesellschaft als einen Detektiv von internationalem Rufe vorzustellen, konnte von dem Polizeinarren jede beliebige Geldsumme verlangen: er durfte sicher sein, daß er sie „geborgt“ bekam und nie wieder daran erinnert wurde. Childs hatte aber noch andere Leidenschaften: so lud er von Zeit zu Zeit eine Anzahl Chormädel zum Essen ein und schenkte dem Mädchen, das am meisten aß, eine ansehnliche Geldsumme.

Ich sprach schon von Berufen, die ein Milieu schaffen, das der Anlage des Betreffenden adäquat ist. Es bedarf nicht großen Aufwands an Scharfsinn, um zu erkennen, daß der Lehrer, der Richter, der Offizier das Unterweisen, Entscheiden, Befehlen als tägliche Pflichterfüllung vor sich haben. Für Naturen, die zum brutalen Herrentum neigen, ist hier die Versuchung groß. Überschlägt man die vergangenen Daten der Menschheit oder sammelt man auch nur die Stimmen der Zeitgeschichte, so wird es fast unzweifelhaft, daß in diesen Berufen die meisten Entgleisungen der Art vorkommen. Nur der Klerus, der ein direktes System der Flagellation entworfen und zur

Ausführung gebracht hat, stellt sie weit in den Schatten durch die raffinierte Scheinheiligkeit der Methode. — Betrachten wir erst das Beispiel eines Pädagogen, das der russischen Zeitung „Retsch“ entnommen ist:

In der achten Klasse des Orenburger Gymnasiums stand der Schüler B. vor dem Abiturium. Neun Jahre lang war er, wie der Direktor wiederholt äußerte, Musterschüler gewesen; er war infolgedessen Kandidat für die goldene Schulmedaille. Da kam am 15. Juni das Abiturium, und der junge Mann bestand es glänzend. Etwas sehr Bedauerliches passierte nur bei der Religionsprüfung. Bischof D. von Tschelsabinsk, der dem Examen beiwohnte, verteilte unter die Absolventen Evangelien. B. nahm sein Evangelium, küßte es, vergaß aber die Hand des Bischofs zu küssen. Entrüstet entriß der geistliche Herr dem Schüler das Evangelium, eilte zum Katheder und änderte die gute Zensur 4, die der Abiturient in Religion erhalten hatte, in 2 um. Als aber der Sünder auf Verlangen des Direktors den Bischof um Entschuldigung bat, verrauchte der Zorn des kirchlichen Würdenträgers und er änderte die 2 in eine 3 um. Das Reifezeugnis war gerettet. Alle waren zufrieden, nur der Direktor nicht. Er zitierte die Mutter des Knaben zu sich und erklärte, er gebe ihrem Sohne das Abgangszeugnis nicht, bevor sie nicht den Bischof um Verzeihung für ihren mißratenen Jungen gebeten haben würde. Die schüchterne und kränkliche Frau tat das. Der Bischof war über den Übereifer des Direktors sehr erstaunt, aber durchaus nicht erfreut. Aber der Direktor war noch nicht zufriedengestellt. Er forderte von der Mutter ein ärztliches Zeugnis über die geistige Anormalität ihres Sohnes, den er früher als Musterschüler gepriesen hatte. Die Mutter beschaffte das Zeugnis. Und auch das genügte dem Direktor nicht. Er berief den Lehrerrat und setzte hier durch, daß der ausgezeichnete Schüler für Betragen eine schlechte Note erhielt. Mit dieser Zensur und dem ärztlichen Zeugnis war dem jungen Abiturienten der Zutritt zur Universität verschlossen. Und um seinen großzügigen Strafplan ganz durchzuführen, ging der Direktor zum Vater des Schülers, der als Lehrer am Gymnasium sein Untergebener war, und forderte ihn auf, um seinen Abschied einzukommen.

Es ist bei uns eine bekannte Erscheinung, daß sich die Angst-Träume von gymnasial Gebildeten etwa während des Lebensalters zwischen 20 und 30 Jahren regelmäßig auf das Abiturienten-Examen beziehen. Mir selbst ist es gegen meinen Willen so gegangen, obwohl ich den ominösen mündlichen Teil der Prüfung überhaupt nicht mitmachen brauchte. Schuld daran war die allmächtige Brutalität eines Direktors, der sich uns Primanern zum besondern Objekt seiner verkappten Küsternheit auserwählt hatte. Junge Männer mit gutem Bartwuchs, alle eifrig bestrebt, dem gräßlichen Gefängnis prompt zu entrinnen, wurden von diesem Gilles de Rez mit seinen schlaffen, hämischen Gesichtszügen wie Schuhputzer gepiesackt. Er verlangte die Genealogie der bei Homer vorkommenden Rosse und die Seitenzahl, wo eine bestimmte Form in den Grammatiken verzeichnet sei, und weshalb der Portier des Hauses das allgemeine Ehrenzeichen besitze. Der Mangel an solchen Verblödungs-Kenntnissen wurde mit der Vernichtung eines halben Lebensjahres bestraft. Jeden Montag keifte er in der Aula den lieben Gott an, wie ein zänkischer Hausdrachen die saumselige Waschfrau. Er lauerte hinter den Gardinen, ob auch niemand versäumte, den Hut schon vor dem Eintritt ins Portal abzunehmen. Da es die Kulturverhältnisse nicht erlaubten, dies Individuum einfach niederzuschlagen, wurde ich ihn aus meinen Träumen erst los, als ihn eines Tages endlich ein andrer Schlag rührte. — Aus der Fülle meines Materials will ich indessen nur noch einen hierher gehörigen Fall geben. Er ist um so wertvoller, als hier die hypnotische Suggestion direkt hineinspielt (vgl. Seite 151—156):

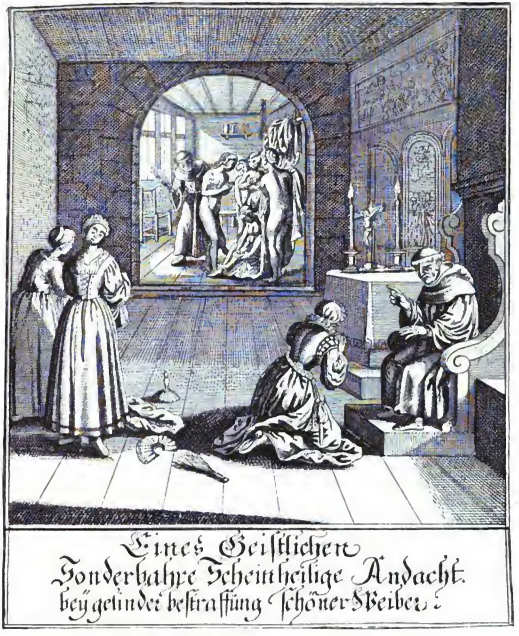
Die eigenartige Erziehungsmethode eines Mädchenschullehrers wurde vor dem Reichsgericht in Leipzig erörtert. Wegen Vergehens im Amt hat das Landgericht Elberfeld am 2. Mai den Hauptlehrer zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Der Bürgermeister in O. hatte eine eigene Methode in der Erziehung der Mädchen und Knaben eingeführt, nämlich die durch Hypnose und Suggestion. Er erteilte zu diesem Zwecke den Lehrern Kurse in hypnotischer und suggestiver Erziehungsmethode. An diesen Kursen nahm auch der Angeklagte teil, der hinterher in der Mädchenabteilung der Mittelschule, an der er Hauptlehrer war, das Gelernte in folgender Weise praktisch verwertete. Nicht nur die Mädchen der ersten Klasse im Alter von 17 Jahren, sondern auch Mädchen von 14 Jahren aus den unteren Klassen bemühte er sich nach der neuen Methode zu erziehen und

209. Der brutale Liebhaber. Gemälde von De Vos. 17. Jahrhundert

ihnen durch Suggeſtion und hypnotiſchen Schlaf, in den er ſie verſetzte, kleine Untugenden abzugewöhnen. Er ließ es jedoch nicht dabei bewenden, die Methode nur zu Heilzwecken zu benutzen. Er verſetzte öfter Schülerinnen in hypnotiſchen Schlaf und befahl ihnen dann, ihn zu küſſen, zu ihm zu ſagen „ich habe dich lieb“ und anderes. Manchmal war die betreffende Schülerin nicht in hypnotiſchen Schlaf, ſondern höchſtens in einen Zuſtand von Ermüdung verfallen. Dennoch willfahrten die Schülerinnen, wenn auch mit anfänglichem Widerſtreben, ſeinem Verlangen, und zwar, wie ſie ſelbſt bekundet haben, lediglich, weil der Angeklagte ihr Lehrer war, und weil ſie im Fall der Weigerung in der Schule böſe Erfahrungen gemacht hätten. Im ganzen waren dem Angeklagten fünf Fälle einer derartigen Erziehungsmethode als Vergehen im Amt zur Laſt gelegt worden. Das Gericht hat dem Angeklagten geglaubt, daß er die Forderungen an ſeine Schülerinnen nur aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe geſtellt habe, um zu ſehen, welche Wirkung die Hypnoſe auf den Willen der Mädchen habe. Das Gericht hat auch angenommen, daß der Angeklagte nicht aus erotiſchen Motiven gehandelt hat, da er ſich auch keinerlei unſittliche Übergriffe hat zu ſchulden kommen laſſen. Trotzdem hat es in dem Verhalten des Lehrers ſtrafbaren Mißbrauch der Amtsgewalt erblickt und auch angenommen, daß ſich der Angeklagte der Strafbarkeit ſeiner Handlungsweiſe bewußt geweſen iſt. Dies hat das Gericht daraus geſchloſſen, daß der Angeklagte in einzelnen Fällen den Schülerinnen hinterher geſagt hatte, ſie ſollten niemand etwas erzählen. In ſeiner gegen das Urteil eingelegten Reviſion behauptete der Angeklagte, es ſei zu Unrecht angenommen worden, daß in dem Hypnotiſieren ein Mißbrauch der Amtsgewalt liege. Auch habe keines der Mädchen etwas darüber bekundet, daß er einen Zwang ausgeübt hätte. Auch enthalte das Urteil einen Widerſpruch, wenn es ſage, es ſei anſtößig, daß er ſich küſſen ließ, aber er habe aus wiſſenſchaftlichen Gründen, ohne erotiſche Motive gehandelt. Auch ſei das kein Beweis für ſein Schuldbewußtſein, wenn er, lediglich um unnötige Schwätzereien zu verhüten, die Mädchen zum Schweigen mahnte. Das Reichsgericht hielt indeſſen das Urteil für bedenkenfrei und erkannte deshalb auf Verwerfung der Reviſion.

Ich identifiziere den Richter nicht mit dem Geſetz, trotzdem er ſelber es häufig umgekehrt zu machen pflegt. Atmet auch das Geſetz Grauſamkeit, ſo läßt es doch faſt immer notgedrungen genügenden Spielraum, um richterliche Individualitäten herauszuerkennen. Hier liegt ein Urſprung des verſchiedenen Strafmaßes. In den meiſten Fällen wird ja der Richter das feſte Bewußtſein haben, alles Erſchwerende und Mildernde gerecht erwogen zu haben. Aber was iſt denn Gerechtigkeit? Genuß, warf ich vor kurzem paradox hin. Inſofern, als Gerechtigkeit Vergeltung, und Vergeltung unzweifelhaft Genuß iſt. Nicht Genuß im groben Sinne, ſondern etwa in dem Sinne, wie man den Genuß einer „guten Tat“ ſpürt. Die ganz perſönliche Vergeltung, die Blutrache zum Beiſpiel, iſt grober Genuß. Aber der Richter iſt eingeſetzt, Dinge zu vergelten, die ihn nicht „ganz perſönlich“ angehn, ſondern nur als Mitglied der Gemeinſchaft. In dieſem Punkt liegt das Gefährliche. Naturen, die dazu veranlagt ſind, werden aus dem leiſen Genuß der „guten Tat“ zu dem groben Genuß der perſönlichen Vergeltung gelangen. Sie unterliegen hinterher genau derſelben Selbſttäuſchung, die wir bei der ſcheinbaren Wahlfreiheit des Willens überhaupt erkannt haben. Die Stärke der Motive, die im Augenblick der Entſcheidung wirkten, läßt ſich ſpäter nicht im ſelben Maße in der Erinnerung reproduzieren. Zu allen Zeiten haben die Richter der Kritik begegnet mit der Behauptung: Wir ſind unbeeinflußbar, wir urteilen nur nach dem Geſetz. Das iſt, ſubjektiv empfunden, richtig; denn aus jener weiteren Subjektivität,

210. Ehebruch und Rute
Straßburger Spielkarte



211. Die geiſtliche Diſziplin. Anonymer Kupfer des 17. Jahrhunderts

die im Unterbewußtſein wurzelt, kann eben kein Menſch heraus. Wir ſind höchſtens in der Lage zu erkennen, daß es eine ſolche letzte und unentrinnbare Subjektivität gibt. — Inbezug auf das Schwanken des Strafmaßes, das ſich mit dem Begriff „Klaſſenjuſtiz" allein nicht völlig erklären läßt, leſe man folgende Zuſammenſtellung des „Sourire":

Pariſer Schwurgericht, Januar 1913: Der junge F. jagt dem Fräulein B. ein Meſſer in den Hals und bringt ſie in Lebensgefahr. Wird freigeſprochen. — Pariſer Strafkammer, Februar 1913: Frau F. zerſchneidet mit einem Taſchenmeſſer den hinteren Gummireifen einer Automobildroſchke. Vier Monate Gefängnis. —

Strafkammer in Limoges, Oktober 1912: Eine Wahnsinnige der Provinzial-Irrenanstalt wurde vollständig verbrüht in der Badewanne, wo sie mittels einer Kette festgehalten worden war, und starb daran. Die angeklagte Wärterin wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Januar 1913: Herr G. wollte seiner Portiersfrau einen Streich spielen, hob die Klosett-Tür aus den Angeln und trug sie in die Portierloge. Drei Monate Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, November 1912: Der Arbeiter F. schneidet in einem Anfall von Eifersucht seiner Frau mit dem Rasiermesser die Nase ab. Wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Juli 1912: Der Mechaniker D. beißt seiner Geliebten die Nasenspitze ab. Achtzehn Monate Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, Januar 1913: Der Maurer C. erschlägt im Zorn seinen Arbeitsgenossen mit der Maurerkelle. Wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Mai 1912: Der Ochsentreiber T. bearbeitet ein störrisches Kalb mit Stockhieben. Acht Tage Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, März 1912: Herr L., der in der Liebe keinen Spaß versteht, tötete seine Gattin durch einen Revolverschuß. Wird freigesprochen. — Pariser Schwurgericht, Mai 1912: Herr C., der sich auf Pathos versteht, erklärt, als ihm seine Frau davongelaufen: „Ich verurteile sie zum Tod . . .!" Er krümmt der Gattin indessen kein Haar. Vier Monate Gefängnis. —

Die Liste ist noch viel länger: aber ich glaube wohl, das genügt; und man kann nichts besseres tun, als ein solches Gelächter darüber aufzuschlagen, daß die „Würde" jedes Gerichtssaales zerplatzt! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Man sehe jetzt unter diesem Gesichtswinkel folgende Zusammenstellung einer Nürnberger Chronik an, wo es ein bischen hanebüchner hergeht:

1454. Georg Weßner, einem falschen Spieler, und Heinrich Heidenheimer, der eine Jungfrau genotzwängt, hat man die Augen ausgestochen. — 1455. Ulrich Schmid, der zwei Weiber genommen, hat man in einen Sad geschlossen und ertränkt. — 1456. Hans Köbel, Bürger zu Nürnberg, und Lienhard Frey von Thalmessing wegen Fälscherei des Saffrans und anderen Gewürzes mitsamt ihrer gefälschten Ware Freitags nach Misericordia lebendig verbrannt und die Pfregnerin, so dazu geholfen, lebendig vergraben. Montags nach Bonifacii. — 1456. Ein Knecht hat sich unterstanden, den Almosenstock in St. Johannis-kirch zu erbrechen; der Stock ist aber mit Meisterschaft so zugerichtet gewesen, daß sich der Täter selbst gefangen. Dem hat man aus Gnaden, wegen seiner Jugend, beide Ohren abgeschnitten. — 1459. Ulrich Gleissenhammer hat man Gotteslästerns halber die Zunge abgeschnitten und die Waiburga Köhlerin von Ferrieden wegen Diebere, lebendig neben dem Galgen begraben.

Aktuelle Beispiele, die uns näher liegen, könnte ich zahlreich geben. Doch will ich auch nicht den entfernten Anschein einer Polemik erwecken, da ich hier rein psychologisch und allgemein menschlich untersuche. Nur ein paar Züge leichteren Kalibers. Harden erwähnt in seiner „Zukunft", am Tage eines schöffengerichtlichen Freispruchs habe ein Mitglied der Strafkammer mit weithin vernehmbarer Stimme gerufen: „Ich hätte dem Kerl anderthalb Jahre Gefängnis gegeben!" — Vor den Potsdamer Schöffen beklagte sich ein Knecht über schlechte Beköstigung bei seinem Dienstherrn mit den für seinen Bildungsstand üblichen und in diesem Fall überhaupt prägnanten Worten: „Das ist kein Essen, das ist ein Fressen!" Worauf ihn der Vorsitzende mit der Begründung, Menschen fressen nicht, sondern essen, zu sofortigen 24 Stunden Haft wegen „Ungebühr" verknackste. — Einer hatte die Tochter eines Staatsanwalts belästigt und wurde dafür 9 Monate ins Gefängnis gesteckt. In der Begründung des Urteils hieß es, nach dem Stendaler „Altmärker": „Es handle sich im vorliegenden Falle nicht um ein Mädchen der niederen Stände, deren Ehrgefühl nicht so stark entwickelt sei, sondern um eine Dame aus bester Familie; durch ihre Erziehung und gesellschaftliche Stellung habe sie ein höheres Ehrgefühl, das durch die tätliche Beleidigung des Angeklagten aufs schwerste verletzt wurde." Jeder bleibe bei seinem Fach. Ich erlaube mir, es besser zu wissen, wovon die Entwicklung des weiblichen Ehrgefühls abhängt. Ich konstatiere aber als unzweifelhaft, daß sich dieser Urteilsverfasser vorkommenden Falles einem Mädchen der „niederen Stände" gegenüber anders benehmen würde, als einer „Dame aus bester Familie". Da haben wir die bewußte Subjektivität mit speziell erotischer Nuance. — Zum Schluß noch ein Bericht aus der „Norddeutschen Allgemeinen", wozu ein weiterer Kommentar nun nicht mehr nötig ist:

212. Die Weiberkopf-Schmiede. Kupfer des 17. Jahrhunderts

„Gerichtsdiener! Rufen Sie die Sache gegen Frau Schm . . . auf," sagte der Vorsitzende in geschäftsmäßigem Ton. Es erscheint, aus der Untersuchungshaft vorgeführt, eine Frau mit abgehärmten Gesichtszügen. Sie hält ein erst einige Wochen altes schlafendes Kind im Arm; durch eigentümlich wiegende Armbewegungen sucht sie das Kind im Schlafe zu erhalten. Angeklagt ist sie wegen verschiedener kleiner Betrügereien und eines Diebstahls, die sie, von ihrem Ehemann in trauriger Lage verlassen, begangen haben soll. Die Betrugsfälle gibt sie zu, auf den Diebstahl an einem Kleide will sie sich nicht besinnen und weist darauf hin, daß sie damals guter Hoffnung gewesen sei. Mit Achselzucken geht der Vorsitzende über diesen Einwand hinweg. Inzwischen ist das schlafende Kind aufgewacht und gibt leise klagende Töne von sich. Immer lebhafter werden die Armbewegungen der Mutter, um das Kind wieder in Schlaf zu versetzen. Der Vorsitzende wird bei den immer lauter werdenden Klagelauten des Kindes etwas nervös und fragt die Angeklagte, ob sie sich nicht wenigstens kurze Zeit von dem Kinde trennen könne. Diese, welche die geschäftsmäßigen Fragen des Vorsitzenden bisher trotz des Kindergeschreies zu beantworten gesucht hat, bittet um eine kleine Pause, um dem Kind die Brust gewähren zu können. Der Vorsitzende verkündet, daß die Sache auf kurze Zeit unterbrochen werde. Die Angeklagte wird aus dem Saal geführt. Nach kurzer Zeit erscheint sie wieder, diesmal ohne Kind. Die mitleidige Frau eines Gerichtsdieners hat sich dieses angenommen. Es wird zur Vernehmung der Zeugen geschritten. Die Angeklagte ist ganz still geworden und sitzt wie leblos da. Ein Beisitzender macht den Vorsitzenden darauf aufmerksam. Es wird festgestellt, daß die Angeklagte in tiefen Schlaf versunken ist. Erst durch Besprengungen mit mehreren Gläsern Wasser kann sie wieder in wachen Zustand versetzt werden. Die gegen sie erkannte Strafe von mehreren Monaten Gefängnis erkennt sie an, bittet nur, aus der Untersuchungshaft entlassen zu werden — ihres Kindes wegen. Der Vorsitzende verkündet die Aufhebung des Haftbefehls. Draußen nimmt das Weib das Kind wieder aus den Händen der Gerichtsdienerfrau in Empfang und verläßt das Gerichtsgebäude."

Es läßt sich hier die Frage nicht umgehen, wie sich die Frauen zu diesem besonderen Typus von „starken Männern" stellen. Mit zwei Worten ist das nicht zu beantworten. Ich muß zunächst auf das zurückkommen, was ich am Eingange dieses Kapitels sagte. Regelmäßig ist in ein und demselben Menschen die Fähigkeit sowohl zu sadistischen wie zu masochistischen Ideen-Assoziationen vorhanden. Nur bleibt es vorläufig unbestimmt, welcher Teil dieses Gefühlskomplexes nach außen in die Erscheinung tritt und wem gegenüber. Ich sagte schon auf Seite 104, es gebe Männer, die dem Weibe gegenüber einem extremen Masochismus huldigen, im übrigen aber die schneidigsten, ja brutalsten Herrenmenschen sind. Ich denke, es muß jetzt soviel klar sein, daß hierin nicht der geringste Widerspruch liegt. Im Gegenteil, wir werden noch weiterhin aus der Kulturgeschichte und anderem psychologischem Material erkennen, daß gerade dieser Doppeltypus die gefeiertste Ritterlichkeit hervorgebracht hat und biologisch als die Blüte der Männlichkeit zu betrachten ist, die den denkbar weitesten Umfang der seelischen Möglichkeiten in sich erfüllt! Man vergleiche dazu auch das ganze II. Kapitel über „Umwerbung", aus dem sich diese Doppeltendenz gleichfalls ergibt. Frauen, die für „brutale Männer" schwärmen, meinen damit immer diese Art. Stümper in der Liebe fassen das in der Regel einseitig auf und meinen, die Sehnsucht der Frauen gehe nach bloßer Roheit. Davon ist gar keine Rede.

In den allermeisten Büchern, die diese Fragen berühren, bekommt man zu lesen, daß bei den Frauen die Liebe oft erst erwache, wenn sie einmal tüchtig vom Mann durchgeprügelt worden sind. Das ist nichts als ein lächerliches Mißverständnis. Es wird da gewöhnlich die östliche Proletarierin als Beweis angeführt, die zur Nachbarin sagt: „Mein Mann liebt mich nicht mehr, er hat mich seit drei Tagen nicht mehr geschlagen!" Ja, damit sagt sie doch nicht, daß ihr die Prügel schmecken, sondern es bezeichnet ein rohes Milieu überhaupt. Nun kann man allerdings von Frauen hören, daß ihre Lustempfindungen in direktem Zusammenhang mit dem Verprügeltwerden stehn, daß sie sogar den Mann zum Zorn reizen, damit er sie prügele. Aber in diesen

ACCOMODATION LADDER.

Albion, die stolze Schönheit

Politische Karikatur aus der Napoleonischen Zeit, von Th. Rowlandson

213. Der Gewiſſensrat einer königlichen Mätreſſe. Anonyme engliſche Karikatur auf die Zigeunerbeichte

Fällen habe ich immer gefunden, daß der Mann die alleinige Urſache dieſes Zuſammenhangs war, und daß er nicht primär aus der Pſyche der Frau hervorging. Entweder hatte nämlich der Mann ſeine Aufwallung heftig berent und war dann ſo außerordentlich zärtlich zu der Frau geweſen, wie ſie es ſonſt nie erlebte, ſodaß ſie ſich nach der Wiederholung der gleichen Szene ſehnte, nur um die Zärtlichkeiten wieder durchkoſten zu können. Oder der Mann brauchte den flagellantiſchen furor überhaupt, um fähig ſein zu können, und die Frau wurde infolge deſſen von einem Sturm der Empfindungen durchflutet, der gegen die ſonſtige Windſtille zu ſehr abſtach, als daß ſich bei ihr nicht ſchließlich eine Kongruenz zwiſchen Mißhandlung und Luſtgipfel hätte feſtſetzen ſollen.

Iſt aber der ſadiſtiſche Teil des Gefühlskomplexes beim Manne derart vorherrſchend, daß er allein nach außen in die Erſcheinung tritt, ſo werden ſich unbeeinflußte und außerhalb ökonomiſchen Zwanges lebende Frauen immer ablehnend verhalten.

Es gibt, wie immer im Biologiſchen, Ausnahmen. Aber es ſind und bleiben Ausnahmen. Man darf nicht annehmen, wie gewöhnlich geſchieht, daß, wenn man glücklich nach langem Suchen einen Fall gefunden hat, der in die leere Rubrik des vorgefaßten Meinungs-Schemas paßt, daß dann die Rubrik überhaupt erfüllt ſei. So halte ich Frauen, die ein völliges Pendant wären zu dem ſo häufig vorkommenden extremen Maſochismus des Mannes, für reine Ausnahmen. Wir ſahen ſchon bei Gelegenheit der Pubertätsfeſte (Seite 157—159), daß es für Mädchen keine

Standhaftigkeitsprüfungen im Ertragen von Schmerzen gibt. Die Frauen behaupten allerdings öfter, sie seien standhafter als Männer. „Ihr solltet mal die Wehenschmerzen ertragen, sagen sie zum Beispiel zu einem, da wärt ihr schon gleich in Ohnmacht gefallen!“ Darüber ist natürlich nicht leicht zu urteilen, weil die Vergleichsmöglichkeit fehlt. Ich habe viele klinische Geburten mitangesehen, und es ist mir vorgekommen, als sei diese konstante Behauptung der Frauen auch nur eine nachträgliche Erinnerungstäuschung. Wenigstens meistens. Von der zweiten Geburt an kann die Niederkunft überdies so schmerzlos erfolgen, daß Frauen, die den Abort aufsuchen, erst durch das Wimmern des Kindes darauf aufmerksam werden, was ihnen passiert sei.

Ich gebe im folgenden den Ausnahme-Fall einer Frau, die sich als weiblicher Fakir hätte produzieren können. Die Sache erklärt sich ganz einfach durch richtige, auf sexueller Basis entstandene Hysterie:

Vor einigen Jahren sprach man in Neapel viel von einer jungen Dame, in deren Wohnung die merkwürdigsten Dinge passierten: es erschienen dort ganze Scharen von „Geistern“, die der Herrin des Hauses Hunderte von Nadeln in den Körper steckten, und zwar so tief, daß sie nur von einem erprobten Chirurgen wieder herausgezogen werden konnten; eines Tages fand man in dem Körper dieses Opfers der Gespenster sogar eine Musselinbluse. Bei einer radioskopischen Untersuchung fand man in den Händen, in den Armen, in den Beinen, in den Schenkeln, ja selbst in den Brüsten der Dame Näh- und Stecknadeln, zusammen an 113 Stück. Das lebendige Nadelkissen war körperlich so heruntergekommen, daß man ihm neues, der Arterie eines Hundes entnommenes Blut zuführen mußte. Um diese Zeit kam die Unglückliche in die Klinik des Doktors Picciuino von der Neapeler Universität zur Beobachtung, und dieser gibt jetzt des Rätsels Schlüssel. Nachdem er bei der Dame alle Anzeichen der Hysterie gefunden hatte, unterwarf er sie dem hypnotischen Schlaf und stellte hierbei an ihr eine vollständige Empfindungslosigkeit fest; diese Empfindungslosigkeit war so groß, daß man in den Körper der Kranken lange Nadeln hineinstecken konnte, ohne daß sie erwachte oder etwas merkte. Bei einer Wiederholung der Versuche wurde durch genaue Beobachtung ermittelt, daß die Dame auch von selbst, das heißt ohne jede Anregung von außen in einen somnabulen Zustand verfiel, und daß sie während dieses schlafähnlichen Zustandes automatisch gegen sich selbst zu „wüten“ pflegte und beim Erwachen nicht mehr wußte, daß sie sich zum Beispiel Nadeln in den Körper gebohrt hatte. Zwei Monate lang lag sie unter nie weichendem Fieber und immer mehr verfallend in der Klinik; als sie dann über heftige Schmerzen im Unterleib klagte, wurde sie operiert, und man fand in ihrem Körper eine Nadel von überraschender Länge. Man hatte, während sie krank lag, alle Näh- und Stecknadeln aus dem Bereich ihrer Hände entfernt; an ihre Hutnadeln aber hatte man nicht gedacht, und eine dieser großen Nadeln hatte sie sich dann in den Leib gestoßen. Später verliebte sich die seltsame Patientin, und die Liebe bewirkte, was kein Arzt hatte bewirken können: der „neue Zustand“ lenkte die Dame derart ab, daß ihre Hysterie vollständig verschwand; und mit der Hysterie verschwanden auch die anderen Phänomene, so daß die Dame zur Freude ihrer Angehörigen aufhörte, ein Nadelkissen zu sein. (Nach den „Annales des Sciences Psychiques“)

Den bloßen Rohling, der in seiner Frau keine adäquate Partnerin hat, schildert Frank Wedekind in dem Gedicht „Der Prügelheini“:

Der Prügelheini, der ist mein Mann,
Der ist eine Menschenplage;
Der prügelt, was er mich prügeln kann,
Die Nächte, sowie die Tage.

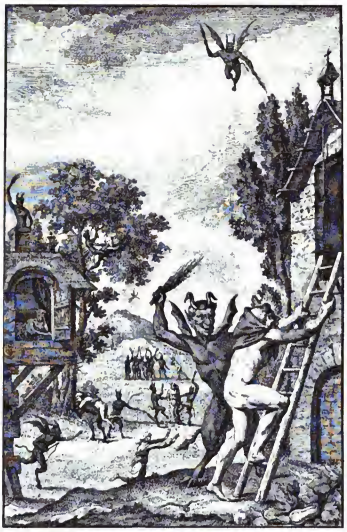
Heut' mittag stürzt er noch auf mich los:
„Du bist mir unten gewesen!
Das steht in Buchstaben riesengroß
Auf deiner Stirne zu lesen!“ —

„Bei Gott, mein Heini, dir blieb ich treu!
Sonst steht mir nichts auf der Stirne. —“
Da schwang er seinen Prügel aufs neu:
„Dich schlag ich nieder, du Dirne!“ —

Und als ich ihm zitternd zu Füßen sank,
Ich ärmste von allen Frauen,
Da warf er mich hin auf die Gartenbank
Und hat mich zusammengehauen.

Ein unbestreitbarer Ausnahmefall ist die Dichterin Dolorosa. Aus ihrem Versbuche „Confirmo te chrysmate“ von 1902 stammt das folgende „Hohelied“:

214. Der Raub der Sabinerinnen. Kupferſtich nach Luca Giordano



215. Der Sinnenteufel plagt die Mönche. Franzöſiſche Buchillustration. 1780

So dunkel war die Nacht und alles ſchlief.
Wir wachten nur bei mattem Kerzenſchein; —
Und ſeine weißen Zähne grub er tief
In meine blaſſen Mädchenhände ein.

Ich war ſo ahnungsvoll und leidensbang,
So ſehnſuchtsmüde wie noch nie zuvor.
Das junge Blut in meinen Schläfen ſang
So rot und brünſtig, wie ein Triſtanchor.

Das junge Blut in meinen Schläfen ſchrie,
Und meine Lippen brannten fieberhaft;
Und furchtſam lauſcht' ich einer Melodie
Von kranker Luſt und kranker Leidenſchaft.

Wir fühlten, daß die Sünde bei uns war. —
Von Furcht betäubt, ſchloß ich die Augenlider;
Da griff er feſt und ſchmerzhaft in mein Haar
Und zwang mich ſtark zu ſeinen Füßen nieder.

Und als ich mich in ſeinem Griffe wand
Und ſtöhnte unter ſeinen Peitſchenhieben,
Da hat mich ſeine ſchöne, feſte Hand
Mit einem grauſam ſüßen Lied beſchrieben;

Das ſchluchzt und ſingt in mir ſeit jener Zeit,
Das glüht aus meinen blutigen Wundenmalen,
Das Hohelied der roten Grauſamkeit,
Das Hohelied der Schmerzen und der Qualen ...

Man beachte hier das Spiel mit den Ausdrücken „kranke" Leidenſchaft, „kranke" Luſt. Sie werden gebraucht wie ſonſt der Begriff „ſündhaft". Als Folie des ganz Beſonderen. Es ſteckt aber nur Krafft-Ebing'ſche Weisheit dahinter. Das nächſte Gedicht, aus dem gleichen Verbuch, betitelt ſich „Le jardin des supplices" in Anlehnung an das gleichnamige Werk von Octave Mirbeau:

Ich legte mein ſchwarzes Gewand von mir
Und löſte mit bebenden Fingern mein Haar;
Nackt und zitternd lag ich vor dir
Und bot meinen jungen Leib dir dar.

Du entfachteſt die ſchlummernden Brände
Zu mir zur ekſtatiſchen Inbrunſt der Liebe;
Laß mich küſſen, mein Fürſt, deine grauſamen Hände
Für das jubelnde Glück deiner Peitſchenhiebe!

Laß mich die ſchmalen Füße küſſen,
Die meinen Nacken zu Boden zwangen;
Laß mich die harten Stricke küſſen,
Die mich quälten wie feurige Schlangen!

Laß mich, mein Fürſt, deine Peitſche küſſen,
Die mir die Luſt der Schmerzen ſang;
Laß mich den Sand der Erde küſſen,
Der mein Blut mit durſtiger Sehnſucht trank.

Unſre ſchlummernden Gärten träumten den Traum,
Den zärtlichen Frühlingstraum der Natur;
Aber wir ſahen die Roſen kaum,
Mein Fürſt! denn wir liebten die Schmerzen nur.

Wie eine Sklavin lag ich vor dir
Und bot meinen Leib den Martern dar,
Und die tiefſte Wolluſt ward dir und mir
Im Garten der Qualen offenbar.

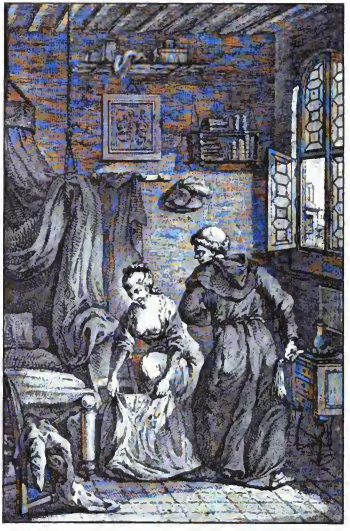
1905 veröffentlichte Dolorosa ein zweites Gedichtbuch unter dem Titel „Da sang die Fraue Troubadour". Hier fehlt die flagellantische Note vollständig. Doch schon aus dem Titel geht hervor, daß es sich um dieselbe Gefühlsqualität handelt: eine völlige Umkehrung des Werbungsverhältnisses zwischen Mann und Weib. Als Beleg diene folgende Probe:

Ich stand, den Liebesbrand im Blut,
Des Nachts vor seinem Haus und sann.
Und nach des Tages starrer Glut
Brach jäh ein schwarzes Wetter an.

Das Wolkenzelt durchflammten wild
Die weißen, blaugezackten Blitze.
Kühl ward die Luft; nur ungestillt
Blieb meines Blutes rote Hitze.

Der Regen rauschte durchs Geäst
In kalten, schweren Fluten nieder —
Im bloßen Haupt und ganz durchnäßt
Stand ich und träumte Minnelieder . . .

Dolorosa hat aus ihrem Psychischen kein Hehl gemacht. Während sie sich selber für krankhaft hält, halte ich sie nur für eine seltene Spielart. Für die Ausnahme-Erscheinung, die sie darstellt, wüßte ich kein besseres Beispiel. —



216. Die untere Disziplin. Französische Buchillustration. 1780

Es ist zu erwarten, daß sich die Künstler für die einseitige, bloß rohe Nuance des männlichen Sadismus nicht besonders werden erwärmt haben können. Das trifft auch vollständig zu und kann nach dem, was ich über die Funktion der männlichen, weiberfüllten Künstlerseele mehrfach ausgeführt habe, garnicht anders sein. Es ist völlig ausgeschlossen, daß jemand ein eben so reichhaltiges Bildermaterial über „Männerherrschaft" zusammenbekäme, wie wir es hier über „Weiberherrschaft" vorlegen. Woraus nebenbei folgt, daß das Thema dieses Buches in keiner Weise einseitig ist, sondern vielmehr den gesamten Umkreis des psychologisch für die Frage der „Herrschaft" in Betracht Kommenden umschließt. Es gibt in reicher Anzahl, besonders im ganzen Verlaufe der aufblühenden Holzschneide- und Kupferstichkunst Darstellungen von sogenannten Gräuelszenen, meistens Schlachtenbilder und Hinrichtungen bekannter Personen, flugblattähnliche Vorläufer der jetzigen illustrierten Zeitschriften. Auf die Reproduktion dieser nur aktuell gemeinten gegenständlichen Berichte haben wir grundsätzlich verzichtet, zumal sie, als leichter zugänglich, schon

von Hinz und Kunz wahllos veröffentlicht worden sind. Was dann noch übrig bleibt, bezieht sich hauptsächlich auf die Flagellation, und zwar in der Regel satirisch und besonders auf die geistliche Disziplin gemünzt, von der noch gesprochen werden wird.

An dieser Stelle zähle ich nur vier Blätter auf, die die individuelle brutale Note illustrieren. Abbildung Nr. 212 ist vielleicht das beste. In der „Weiberhaupt-Schmiede" wird den Frauen der „Kopf verkeilt". Wie die Inschrift besagt, will der Schmiedemeister den armen geplagten Mit-Männern helfen, damit ihnen das Leben mit ihren Frauen weniger sauer werde. — Padoanino gibt eine interessante Variation des Motivs von Adam und Eva. Leis symbolisch ist die Brutalität des Mannes angedeutet, mit der er nach der „verbotenen Frucht" greift (Abbildung Nr. 200). — Die „Dressur" von Josset zielt auf das untertänige Volk, das aus der Disziplin des Klerus in die des Offiziers übergeht (Abbildung Nr. 224). — Endlich ein seltsames Blatt von Willette, den wir bereits kennen (Abbildung Nr. 227). Diese „Krokodilsjagd" ist einer englischen Familienzeitschrift entlehnt. Willette hat aber eine eigentümliche Korrektur daran vorgenommen, nämlich ein Viereck rechts unten ausgeschnitten und an Stelle des Tierfödders ein angebundenes Mädchen hineingezeichnet; das Ganze dann an den Herausgeber des „Courrier Français" Calman Lévy gesandt (den er scherzhaft als „Kaiman" Lévy anredet) und eine bissige Bemerkung über die englischen „pères de famille" und ihre sadistische Jagdleidenschaft hinzugefügt. Die Engländer sind aber diesmal unschuldig — an der verwandten Natur Willettes.

* * *

Die Brutalität der Masse. In jeder Masse werden die Willensäußerungen in summierter Stärke in die Erscheinung treten, wobei die Entscheidung zur Tat rascher erfolgt, als beim Einzelnen, und sich mehr der reinen Instinkt-Handlung annähert. Die Massenstimmung bedarf stets der größeren Impulse, um aus dem flottierenden Zustand der Unentschiedenheit in das Stadium der bestimmten und einheitlichen Empfindungen überzugehen. Schauspieler wissen ein Lied davon zu singen. Oft bleibt das Publikum zum Verzweifeln indifferent an Stellen, wo immer Bewegung einsetzte, und den Akteuren wird verdrießlich und nervös zu Mute. Bis einer eine gelungene Improvisation macht, und die gute Laune über das Haus hereinbricht. Die Komiker, die schon durch eine Grimasse unfehlbar wirken können, oder die anerkannten Lieblinge des Publikums, die durch die Erinnerung an vergangene Lachsalven oder feuchte Taschentücher wirken, werden daher als unfehlbare Stimmungsmacher teuer entlohnt. Ist die Lawine ins Rollen gekommen, so braust sie in der einmal gegebenen Richtung daher, und niemand kann wissen, was werden wird. Der Einzelne wird mit fortgerissen und ist nur noch unbewußter Impuls-Teil des Ganzen. Im Kriege ist Bajonettangriff und Panik nur „Psychologie der Masse".

Le Bon unterscheidet besonders die sogenannte „kriminelle" Masse. Er führt als typisches Beispiel die Ermordung des Gouverneurs der Bastille an. Nach dem Fall der Festung bekam der Gouverneur von der äußerst erregten Menschenmenge, die ihn umgab, von allen Seiten Hiebe. Man schlug vor, ihn zu hängen, zu enthaupten oder an den Schweif eines Pferdes zu binden. Er machte sich los und gab einem der Umstehenden versehentlich einen Fußtritt. Darauf machte jemand den Vorschlag, der Getretene solle dem Gouverneur den Hals abschneiden. Dieser, ein skrupelloser Koch, meinte, es sei patriotisch, ein Ungeheuer zu vernichten und schlug mit einem dargereichten Säbel auf den entblößten Hals des Gouverneurs ein. Der Säbel war aber schlecht geschliffen und schnitt nicht. Darauf zog er ein kleines Messer aus seiner Tasche und vollendete damit trauchiermäßig die Arbeit. Le Bon meint, eine solche Tat könne wohl „gesetzlich", aber nicht „psychologisch" als Ver-

LES PLAISIRS INTEROMPUS

217. Der wütende Vater. Kupferstich nach einem Gemälde von Fragonard

brechen qualifiziert werden. Nun, darüber zu ſtreiten, iſt hier zwecklos; wir würden ſonſt noch bei Lombroſo enden. Vor allem ſteht dem, ebenſo pſychologiſch betrachtet, das Streben nach Vergeltung entgegen, das den ewigen Kreislauf der kriminellen Rache bedingt.

Sainte-Beuve hatte die „Salambo" Flaubert's einer ausführlichen Kritik unterzogen und von der „Würze ſadiſtiſcher Poeſie" geſprochen, die in dem Werk enthalten ſein ſollte. Flaubert, der zur Vorbereitung des Romans die ſachlichſten Altertums-Studien getrieben hatte, ließ das nicht ſtecken und antwortete im Dezember 1862 in einem längeren Brief, worin er unter anderm folgendes ſagt: „... Wenn Sie meinen, ich hätte beim Begräbnis der Barbaren Martern erfunden, ſo iſt das nicht richtig. Hendrich (Carthago seu Carth. respublica 1664) hat Texte zuſammengeſtellt, um zu beweiſen, daß die Karthager die Leichen ihrer Feinde zu verſtümmeln pflegten; und Sie wundern ſich, daß die Barbaren, die beſiegt, verzweifelt, erbittert ſind, ihnen nicht das gleiche zurückgeben, nicht einmal ein gleiches tun, und nicht nur dieſes Mal? Muß ich Sie an Madame de Lamballe erinnern, an die Mobilgarde von 48, an das, was gegenwärtig in den Vereinigten Staaten geſchieht? Ich bin im Gegenteil nüchtern und ſehr milde geweſen. Und da wir einmal daran ſind, uns die Wahrheit zu ſagen, ſo will ich Ihnen offen geſtehn, verehrter Meiſter, daß die ‚Würze ſadiſtiſcher Poeſie' mich etwas verletzt hat. Alle Ihre Worte ſind ſchwerwiegend. Und ein ſolches Wort von Ihnen wird, wenn es gedruckt iſt, faſt zum Schandfleck. Vergeſſen Sie, daß ich auf der Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts wegen Vergehens gegen die guten Sitten (Madame Bovary) geſeſſen habe, und daß die Dummköpfe und Böswilligen ſich Waffen aus allem ſchmieden? Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn Sie eines Tages in einem verleumderiſchen Blättchen, wie es deren gibt, etwa Folgendes leſen: ‚M. G. Flaubert iſt ein Schüler de Sade's. Sein Freund, ſein Pate, ein Meiſter der Kritik, hat es ihm ſelbſt deutlich genug geſagt,

218. Die böſen Buben. Kupfer von Tony Johannot. Um 1835

Die Verleumdung. Symbolik des weiblichen Sadismus

Französische Lithographie nach einem Gemälde von Ad. Yvon

219. Schülerrache. Karikatur von Johnston. 1816

wenn auch mit jener Feinheit und spöttischen Gutmütigkeit, die usw." Was sollte ich antworten — und tun? — Die Stelle des Romans, die die Brutalität der antiken Massen so gut zeichnet, ist diese:

... Um das Volk zu blenden, hatte Hamilkar am Tage nach dem Siege die zweitausend Gefangenen, die man auf dem Schlachtfelde gemacht hatte, nach Karthago gesandt. Sie kamen in langen Reihen zu je hundert Mann an, die Arme auf dem Rücken an eine eherne Stange gebunden, die ihnen im Nacken befestigt war. Auch die Verwundeten liefen blutend mit, die Reiter hinter ihnen trieben sie mit Peitschenhieben an. — Nun befahlen die Alten (Senatoren) die Hinrichtung der Gefangenen, wiewohl der Suffet ihnen geschrieben hatte, sie sollten sie nicht töten. Er gedachte die Besten in sein Heer einzustellen und dadurch andre zum Abfall zu veranlassen. Doch der Haß war stärker als alle Ausbedingungen. — Die zweitausend Barbaren wurden in den Mappaïen an Grabsteleu gebunden, und Krämer, Küchenjungen, Sticker, ja sogar Weiber, die Witwen der Gefallenen mit ihren Kindern, alle, die wollten, kamen und töteten sie mit Pfeilschüssen. Man zielte langsam, um ihre Qual zu verlängern, hob und senkte die Waffe abwechselnd, und die Menge drängte sich heulend herum. Gelähmte ließen sich auf Bahren herbeitragen. Viele brachten zur Vorsicht ihr Essen mit und blieben bis zum Abend, andre die ganze Nacht da. Man schlug Zelte auf, in denen getrunken ward. Mehrere hatten gute Einnahmen durch das Verleihen von Bogen. — Dann ließ man alle die mit Pfeilen gespickten Leichen aufrecht stehn, wie rote Statuen, die auf den Gräbern standen, und die Erregung ergriff selbst die Leute von Malqua, die von der Urbevölkerung abstammten und in Dingen des Vaterlandes sonst gleichgültig waren. Aus Dankbarkeit für die Vergnügungen, die es ihnen bot, nahmen sie jetzt an seinem Glücke Anteil, fühlten sich als Punier, und die Alten fanden es sehr geschickt, daß sie so durch die Rache das ganze Volk verschmolzen hätten. — Der Segen der Götter fehlte nicht, denn aus allen Himmelsgegenden flogen Raben herbei. Sie kreisten mit lautem, heiserem Krächzen durch die Luft und bildeten eine ungeheure Wolke, die sich beständig um sich selbst drehte. Man sah sie von Clupea, von Rhades und vom Vorgebirge Hermäum aus. Manchmal zerriß sie plötzlich und zog ihre schwarzen Kreise in die Weite; ein Adler war mitten hineingeschossen und flog dann wieder auf. Auf den Terrassen, den Kuppeln, den Spitzen der Obelisken und den Giebeln der Tempel saßen hier und da große Vögel, die Fetzen von Menschenfleisch in ihren gerötеten Schnäbeln hielten. — Allen kam derselbe Gedanke. Sie (die Söldner) stürzten sich in wildem Getümmel auf die gefangenen Karthager. ... Man legte sie an einer ebenen Stelle platt auf den Boden. Schildwachen bildeten um sie einen

220. Serail. Lithographie nach Guérard. 1853

Kreis, und man ließ die Weiber hinein, zu dreißig und vierzig auf einmal. Um die kurze Zeit, die man ihnen gewährte, auszunutzen, liefen sie unentschlossen bebend von einem zum andern, dann beugten sie sich über die Körper der Armen und schlugen sie aus Leibeskräften, wie Wäscherinnen, die Wäsche klopfen. Die Namen ihrer Gatten heulend, zerrissen sie sie mit den Nägeln und stachen ihnen mit ihren Haarnadeln die Augen aus. Dann kamen die Männer und marterten sie, von den Füßen, die sie an den Knöcheln ablieben, bis zur Stirn, aus der sie Kränze herausschnitten, die sie sich auf den Kopf setzten. Die Esser der unreinen Speise waren von grausamer Erfindungsgabe. Sie vergifteten die Wunden, indem sie Staub, Essig und Topfscherben hineintaten; andre standen hinter ihnen und warteten; das Blut rann, und sie freuten sich, wie Winzer um die dampfenden Bottiche ...

Daß die Schilderung Flaubert's keine sadistische Lüsternheit, sondern nur dürre Tatsächlichkeit enthält, ließe sich aus der Geschichte und Ethnologie der nordafrikanischen Völker leicht belegen. Leider gestattet mir der beschränkte Raum immer nur Stichproben aus einer Unsumme von aufgehäuftem Material zu geben. Setzen wir daneben gleich eine Stelle aus den „Erinnerungen eines sechsten Ulanen an 1870/71" von Heinr. Ziehn, einem mitteldeutschen Landtagsabgeordneten:

Der 15. Oktober war der Tag fürchterlichster Vergeltung für den Ort Varize, wie auch für Civry. Es wurde vom Rittmeister von Stockhausen, uns wie den übrigen Truppen auch, der Befehl gegeben: Ihr wißt, wie sich diese Dörfer gegen uns vergangen haben. Es soll ein Exempel statuiert werden, und es wird alles, was vor die Lanzen kommt, erstochen oder erschossen, einerlei ob alt oder jung, ob Mann oder Frau ... Da kommt aus dem Ort heraus eine zirka 65 Jahre alte Frau mit einem Säugling auf dem Arm auf mich

zu, gewaltig ſchimpfend und den Durchlaß fordernd. Ich brachte es aber wirklich nicht fertig, gerade dieſe alte Frau mit dem Kind zu erſchießen, durchlaſſen durfte ich ſie aber auch nicht, alſo ſetzte ich ihr die Lanze auf die Bruſt, ſie zurücktreibend. Da kommt aus dem brennenden Ort heraus mein ſchon mehrfach erwähnter Rekrutenleutnant v. Langermann mit zwei Mann geſprengt, mich anrufend: „Nun, Ziehn, warum erſchießen Sie die Frau nicht, ſie ſchimpft doch fürchterlich auf Sie," und als ich etwas entgegnen wollte, ſagte er: „Nun, dann befehle ich Ihnen, die Frau zu erſchießen." Da natürlich half alles nichts. Der Schuß krachte, ſtreifte aber nur einen Arm der Frau. „Kannſt nicht ſchießen," ſagt einer ſeiner Leute, welcher damals mit bei Leutnant Fleiſcher geweſen war. Ein Krach, die Frau fiel tot vornüber, das Kind flog im Bogen auf den Acker, wo es ſchrecklich weinend liegen blieb ... Einer wollte den daliegenden Säugling mit dem Bajonett durchſtechen mit den Worten: „Das Wurm wird einmal gerade ſo ſchlecht wie die andern," ein anderer nahm auf meine Bitte das Kind und trug es hinter einen zirka 100 Meter entfernten Schober, wo ich es, ſo lange ich noch blieb, weiter weinen hören konnte ...

Ferner einen von ſehr vielen Berichten über amerikaniſche Lynch-Fehme:

Die Vollſtreckung des Lynchurteils gegen den Neger George White, der, wie bereits gemeldet, am Montag in Wilmington (Delaware), nicht weit von Philadelphia und New York entfernt, lebendig verbrannt wurde, geſtaltete ſich zu einem wahren Volksfeſt, bei welchem namentlich die Teilnahme zahlreicher Frauen zu bemerken war. Die elektriſchen Bahnen trugen dem Andrange des Publikums durch Einlegung von Sonderzügen Rechnung. Bei der Verbrennung Whites wurde eine Grauſamkeit an den Tag gelegt, die ſelbſt bei Lynchgerichten ungewöhnlich iſt. Nachdem White von der Volksmenge aus dem Gefängnis herausgeholt worden war, welches die Polizei unter Benutzung ihrer Schußwaffen vergeblich gegen die Stürmenden zu verteidigen verſuchte, wurde er an den Ort geführt, wo er ſein Verbrechen, Vergewaltigung und Ermordung eines weißen Mädchens, verübt hatte. Hier wurde ein Scheiterhaufen errichtet, der Neger darauf feſtgeſtellt und in aufrechter Stellung erhalten, bis das inzwiſchen entzündete Feuer ſeine Kleidung in Brand geſteckt hatte. Dann wurde er mit dem Geſicht nach unten in die loderuden Flammen geworfen. Als die ihn feſſelnden Stricke durchgebrannt waren, gelang es White für einen Augenblick, mit mächtigem Sprunge dem Scheiterhaufen zu entkommen. Er wurde jedoch ſofort wieder ergriffen, von neuem gefeſſelt und in die Flammen zurückgeworfen, während die verſammelte Menge ſeinen vergeblichen Verſuch, ſich zu retten, mit Hohn und Spottrufen aufnahm und dazu auf Signalhörnern eine Katzenmuſik veranſtaltete. Der Lärm dauerte ſolange, bis White kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Dann verließen die Zuſchauer den Ort der Hinrichtung unter lautem Johlen und ſetzten ihr Treiben auch noch auf dem Heimwege fort, wobei ſie ſich benahmen, als kehrten ſie von einer großen Landpartie zurück.

221. Die Governeß. Amateurzeichnung

Dem ideellen Bedürfnis der Maſſen-Pſyche entſpricht der Kriminal-Roman des Kolportage-Handels. Die neuere Serie dieſer Art von Novelliſtik beginnt etwa mit Schillers „Geiſterſeher", E. T. A. Hoffmanns „Fräulein von Scudery", dem „Neuen Pitaval" von Hitzig und Häring, Laskers „Auge der Polizei", den „Mystères de Paris" von Eugène Sue, ferner den engliſchen Autoren William

Wilkie Collins, Edgar Allan Poe, in Rußland mit Dostojewsky's „Raskolnikow", Gogol usw. Das pure Geschäft wirft sich dann auf das neue Gebiet. Sobald ein Roman der betreffenden Leserschicht gefällt (was psychologisch von Interesse ist), werden seine Fortsetzungen endlos, und die Bände gehn den Autoren ab wie Bandwurmglieder. Einzelne haben es auf 200—300 Bände gebracht. Folgende Zusammenstellung zeigt die spezielle Note der Produktion, wobei ich wiederholen möchte, daß ich aus den erwähnten Gründen der sozial unschädlichen Spannungs-Auslösung nicht zu den unbedingten Gegnern dieser Literatur gehöre. Über die künstlerische Seite der Hintertreppen-Unterhaltung verliere ich kein Wort. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, was verurteilende Gerichte meist übersehn, daß es um so schwerer hält, einer Produktion künstlerisches Gepräge zu verleihn, je extremer ihre sadistische oder masochistische Tendenz ist:

In Karl Mays Roman Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde, Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft — erschienen in 109 Lieferungen, 2612 Seiten — werden 2293 Menschen getötet. Davon werden erschossen rund 1600, skalpiert 240, vergiftet durch Gift oder Gase 219, erstochen 130, mit der Faust niedergeschmettert 61, ins Wasser geworfen 16, dem Hungertode preisgegeben 8, hingerichtet 4, den Krokodilen lebend zum Fraß vorgeworfen 3, an einem Baum über dem Krokodilleich aufgehängt (zwei Männer und eine Frau) 3, durch Gift wahnsinnig gemacht 3, durch Aufschneiden des Bauches getötet 2, den Ratten zum Fraß vorgeworfen 1, geblendet und auf ein Floß gebracht 1, lebend in die Erde gegraben 1, erdrosselt 1. Ferner werden Menschen als Sklaven nach Afrika verkauft 2, durch Faustschläge betäubt 23, durch Würgen betäubt 12, durch Kolbenhiebe betäubt 12, durch Fußtritte verletzt 30, gekuebelt 10, mit dem Dolche gestochen 6, Menschen Hände abgeschlagen 2, eine Frau genotzüchtigt 1, Frauen verführt 4, einem Menschen 50 Stockhiebe erteilt 1, Männer gefoltert 3, geblendet 3, bis zum Wahnsinn gequält 2, am Kronleuchter erhängt 1, ein Kranker im Schnee zum Sterben ausgesetzt 1, einem Manne ein Loch in den Kopf gebohrt 1, einem Manne bei lebendigem Leibe Nase und Ohren abgeschnitten und die Kopfhaut abgezogen 1. Weiter kommen vor: Ohrfeigen 26, Raub und Diebstahl 11, Leichenschändung und Leichenraub 8, Selbstmorde 6, Menschenraub 2, Meineid 1, eine genau beschriebene Steinoperation 1, Heilung eines Rippenbruches durch Fußtritte 1.

222. Der Staatsanwalt bei der Massenie: „Den Zeichner hab ich ja gestern verurteilen lassen!" — Satire von A. Willette aus der „Assiette au beurre" 1903

Die öffentliche Volks-Unterhaltung rangiert gleichfalls unter dem Banner der groben Impulse und groben Massenäußerungen. Ich stelle eine Szene aus den bekannten Berliner Zelten-Restaurants und eine „Sensation" aus den Vereinigten Staaten nebeneinander:

Wer den Geschäftsbetrieb der professionalen Ringkämpfer auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß der „unbesiegte und unbesiegbare Weltmeister" kein anderer ist als der Unternehmer, von dem der jüngere Nachwuchs wirtschaftlich abhängig ist. Wehe dem, der ihn werfen wollte. Er hätte, solange der andere der wirtschaftlich Mächtige ist, zum letzten Male ein Ringkampf-Engagement an einer deutschen Varietébühne gehabt. Und wenn dann einmal das falsche Spiel gar zu offenkundig ist, die Entscheidung offensichtlich verzögert oder vermieden wird, dann kommt es in Anbetracht der moralischen Qualitäten derer, die sich an derartigen Darbietungen erfreuen können, zu solchen Greuelszenen, wie

223. Engliſche Scheinheiligkeit. Zeichnung von Ad. Wilette. 1899

am Sonnabend bei Kiſtenmacher. Der liebliche Ruf „Schiebung“ ertönte und wurde tauſendſtimmig nachgejohlt. Steine flogen im nächſten Moment gegen Darſteller, gegen flüchtende Muſikanten und Kellner, unter Steinwürfen gehen die Gaslaternen und die Bogenlampen in Trümmer, ein paar Schutzleute ziehen blank und werden vom Mob unter dem für dieſe Art Demonſtrationen charakteriſtiſchen Rufe: „Bluthunde“ zu Boden geworfen und mißhandelt, Hunderte von Gläſern und Tellern werden zerſchmettert, Hunderte von Meſſern und

224. Dreſſur

Zeichnung von Zoſſot. Aus der „Assiette au beurre". 1902

Gabeln zerrieten und verbogen, und es gelingt den Menſchen ſogar, noch ehe Sicherheitsmannſchaften zur Stelle ſind, unter taktmäßigem Zählen, in ruhiger Arbeit, als ſeien ſie eine wohlorganiſierte Abbruchskolonne, einen großen Teil des ſchmiedeiſernen Gitters niederzubrechen, das das Lokal gegen die Straße abſperrt. Als dann endlich, endlich, zu Pferde und zu Fuß ein paar Schutzleute herankamen, hatten die Hauptunruheſtifter längſt das Weite geſucht.

Das aufregendſte Schauſpiel, das wohl je einer ſchauluſtigen Menge geboten wurde, konnten vor kurzem einige 50000 Menſchen in Waco (Texas) genießen, indem ſie einer abſichtlich herbeigeführten Eiſenbahnkataſtrophe beiwohnten. Das Terrain, auf dem dieſe ſeltene „Vorſtellung" veranſtaltet wurde, war ein Teil der Strecke Miſſouri-Texas-Kanſas. In einem Umkreiſe von 3 bis 4 km drängten ſich die Zuſchauer in fieberhafter Erwartung ſchon mehrere Stunden vor dem Herannahen des „ſchauerlichſchönen" Momente. Zwei Züge, von denen jeder aus einer Lokomotive und ſechs Wagen beſtand, wurden in einer Entfernung von 10 engliſchen Meilen fozuſagen auf einander losgelaſſen. Die Lokomotivführer, zwei verwegene Burſchen von 26 und 28 Jahren, retteten ſich von den, dem Untergang geweihten Maſchinen, nachdem ſie die Hebel auf die höchſte Fahrgeſchwindigkeit geſtellt halten, durch einen Sprung, den ſie ſchon längere Zeit vorher geübt haben ſollen. Sich ſelbſt überlaſſen, donnerten die beiden Expreſſe mit ohrenbetäubendem Getöſe einander entgegen. Je näher ſie ſich kamen, deſto wahnſinniger wurde das Tempo, mit dem ſie in ihr Verderben raſten. Wenige Minuten vor dem Zuſammenſtoß hatten ſie eine Schnelligkeit von 128 Kilometer in der Stunde erreicht. Als man die beiden Lokomotiven mit ihrem raſſelnden Anhang wie zwei wutſchnaubende Ungeheuer in kaum einigen hundert Schritt Diſtanz von entgegengeſetzten Richtungen heranſtürmen ſah, fühlten ſich manche der Umſtehenden von einer ſo heilloſen Angſt ergriffen, daß ſie wie gehetzt davonrannten. Einige der Beherzteren traten womöglich noch etwas näher, ſpäter aber geſtanden ſie, daß es ihnen wie Eis den Rücken hinabgelaufen ſei und ſie einen Moment gefürchtet hätten, erſticken zu müſſen. Die Mehrzahl blieb wie gelähmt auf ihrem Platz und erwartete mit weit geöffnetem Munde und Augen den furchtbaren Augenblick. Kein menſchlicher Laut miſchte ſich in das nervenerſchütternde Donnern der daherbrauſenden Züge. Da erſcholl plötzlich ein tauſendſtimmiger, Mark und Bein durchdringender Schrei, und in der nächſten Sekunde erfolgte der Zuſammenſtoß mit einem meilenweit hörbaren Krach. Die mit gleicher Behemenz aufeinander prallenden Eiſenungetüme bäumten ſich hoch in die Luft und ſchmetterten im Niederſtürzen die dicht dahinter befindlichen Waggons zu Atomen. Auch die übrigen Koupees waren binnen wenigen Sekunden in einen wüſten Trümmerhaufen verwandelt worden. Um dem grauſigen Schauſpiel einen effektvollen Abſchluß zu geben, wollte es das von den Menſchen vermeſſen herausbeſchworene Unglück, daß ein Dampfkeſſel explodierte, wodurch zwei Zuſchauer getötet und mehrere andere ſchwer verletzt wurden.

Eine paſſende Abbildung zu dieſem Abſchnitt, den wir, wie geſagt, abſichtlich mager illuſtrieren, um nicht von oberflächlichen Schnüfflern als Moritaten-Verkünder verdächtigt zu werden, iſt Nr. 225. Der „Kolonialgreuel" von Joſſot gleicht auf ein Haar den vorhin geſchilderten Taten deutſcher Soldaten im letzten Krieg gegen Frankreich. Nur entrüſtet man ſich in allen Ländern mehr über die Spießung eines Neger-Säuglings, als wenn derſelbe Spieß gegen die raſſeverwandten Nachbarn gekehrt wird. Dann fällt das ſcheinheilige Wort: à la guerre comme à la guerre!

Die Flagellation. Über die pſychiſchen Zuſammenhänge habe ich geſprochen. Es bleibt hier übrig, Einzelbelege dazu zu geben, wie ſich beſtimmte Berufsklaſſen dazu verhalten oder verhalten haben. Der individuelle Sadiſt, der keine Gelegenheit hat, von Berufs wegen zu ſchlagen, iſt leicht zu erkennen:

Ein recht ſonderbarer Kauz iſt in der Perſon des Handlungsgehilfen R. von der Polizei feſtgenommen worden. R., der erſt im 20. Lebensjahr ſteht, iſt von eigenartigen Freudengenüſſen beſeelt. Er pflegte Kinderſpielplätze aufzuſuchen und forderte kleine Knaben auf, ſich zu bücken. Er verſetzte ihnen dann Hiebe und als Belohnung und Schmerzensgeld gab er den Kindern Geld in Höhe von 10 bis zu 50 Pfennigen. Die Sache kam jetzt zur Kenntnis der Polizei, die dem ſeltſamen Treiben des jungen Menſchen ein Ende bereitete.

Auch über die ruſſiſchen Gefängnisaufſeher dürfte kein Zweifel obwalten:

225. Kolonialgreuel
Zeichnung von Jeſſel. Aus der „Assiette au beurre". 1902

In den ruſſiſchen Gefängniſſen ſitzt eine Armee von beinahe zweihunderttauſend Menſchen, eine Armee, welche im Laufe von wenigen Jahren ſo ſtark geworden iſt: noch nicht die Hälfte davon hatte man vor dem Oktobermanifeſt zu verzeichnen. Es iſt alſo klar, daß wohl gegen hunderttauſend Menſchen nur wegen politiſcher Vergehen, meiſt ſogar nur wegen ihrer politiſchen Anſchauungen eingeſperrt ſind. Neuerdings hat ein ruſſiſcher Schriftſteller eine Anzahl von Erlebniſſen in Gefängniſſen aus den letzten beiden Jahren aneinandergereiht und damit ein kulturgeſchichtliches Bild entrollt, wie es innerhalb der geſitteten Welt heutzutage nur noch Rußland kennt. „In Nikolajewka" — erzählt einer der Gequälten —, „wohin ich in die Arreſtantenabteilung kam, lenkte bei der Regiſtrierung mein Name die beſondere Aufmerkſamkeit des Hauptaufſehers Jewſtjunin auf ſich. „Ananjin-Siſchipanowski heißt du, du Vagabund, was für Augen haſt du doch!" Er ſchaute nochmals in meine Legitimation hinein und rief: „Welch ein Name? Schleppt ihn her!" Man griff mich gewaltſam heraus und trug mich in einen unterirdiſchen Raum herab. Dort fing man mich in eine Zelle, befahl mir, mich nackt auszuziehen und begann mir die Haare abzuſchneiden. Ich erklärte, daß ich kein Zuchthäusler, ſondern nur zur Feſtungshaft verurteilt ſei; darauf hieb man auf meinen Hals los, gab mir mehrere Seitenſtöße und ſtempelte mich doch zum Zuchthäusler. Dann gab man mir etwas ſchmutzige Wäſche, ein zerriſſenes Sträflingskleid und Laſchen und warf mich in einen völlig finſteren, kalten und feuchten Karzer. Hier hoffte ich endlich Ruhe zu finden, aber nach etwa einer Viertelſtunde erſchien der Hauptaufſeher Tſchekurow mit zehn einfachen Aufſehern und las mir die Gefängnisbeſtimmungen vor. Nach jedem Satze erteilte er mir aber eine Ohrfeige. Als ich einzuwenden wagte, daß ich den Beſtimmungen nachkommen möchte, daß ich aber nicht wiſſe, warum ich jetzt ſchon geſchlagen werde, da begann man mich von neuem übers Geſicht zu ſchlagen und mit ſo vielen Seitenſtößen zu traktieren, daß ich hinfiel; nunmehr fing man mich mit den Stiefelabſätzen empor, verſetzte mir fürchterliche Schläge auf den Kopf. Dann warf man mich auf die Knie vor Tſchekurow und befahl mir, ihn um Verzeihung zu bitten. Bewußtlos ſtammelte ich: „Ich werde nicht mehr," worauf die Aufſeher ſich entfernten, nachdem ſie mich zuvor mit einer Ohrfeige auf den Fußboden geworfen hatten. Noch immer war es nicht zu Ende. Denn nach dreiviertel Stunden kam noch ein Aufſeher und beiehrte mich ſeinerſeits, wie ich mich zu verhalten habe, wobei er mir viermal mit einem Bund Schlüſſel Schläge verſetzte. Nach vier Stunden vernahm ich vom Korridor her großen Lärm. Jemand ſtöhnte, weinte und bat um Gnade. Durch das Guckloch ſah

226. Die Reitgerte

Zeichnung von Forain. Aus dem „Courrier français". 1888

ich, wie man den Kameraden Lupsky, der nur mit einem Hemd bekleidet und barfuß war, nach einer anderen Karzerzelle schleppte. Erbarmungslos schlug man ihn auf dem Wege. Dasselbe geschah mit drei anderen. Lupsky fiel infolge der Schläge immer wieder auf den eisernen Fußboden und stieß immer an die Wand an. Die gleiche Prozedur machte man mit den anderen dreien, die in die unterirdischen Zellen geschleppt wurden, durch. Nachdem die Aufseher mit ihnen fertig waren, kehrten sie zu mir zurück und mißhandelten mich so grausam, daß ich das Bewußtsein verlor und erst nach einiger Zeit mich erholte . . ."

Schwieriger aber wird die Frage beim Lehrer und Offizier. Vor mir liegen ganze Stöße von Berichten über Soldaten- und Schülermißhandlungen. Viele Selbstmorde als Folgeerscheinungen sind darunter. Mielitschin zieht vorüber und die Blohmesche Wildnis Colanders und wie die Affären alle heißen. Und täglich liest man neue Meldungen. Dabei ist hier Deutschland keineswegs in der Welt voran. Von andern Ländern wird schnell ein Aktenschrank voll. Also es ist schwierig zu sagen, wo im einzelnen Fall die Übergriffe beginnen, oder richtiger: wann die ersten Anfänge eines begleitenden Vorlust-Stadiums beim Exekutor zu konstatieren sind. Die Stärke der Züchtigung ist dafür nicht im geringsten ausschlaggebend. Es kann jemand so veranlagt sein, daß er aus würdigen Vermahnungen, drohend erhobenen Fingern, allenfalls einigen leichten Kopfnüssen oder Zupfen am Ohrläppchen und den dazu gehörigen eingeschüchterten oder eifrigen Mienen der Kinder, ohne daß es jemand auch nur ahnt, eine gewisse Vorlust gewinnt, die hernach ideell in ihm weiter arbeitet. Jedenfalls kann man nie wissen. Kostbar ist in dieser Hinsicht eine naive Äußerung des „Vorwärts" unterm 3. August 1911. Es wird da gegen die Kriegshetzer polemisiert und eine Säbelrasselei der „Deutschen Tageszeitung" zitiert, zum Schluß aber hinzugefügt: „Eine Frivolität sondergleichen! Wir sind Gegner der Prügelstrafe; aber wenn jenen Skribifazen, die nach reichlichen Diners solche Kriegshetze betreiben, mit der Klopfpeitsche der edelste Teil ihres Körpers exemplarisch bearbeitet würde, hätten wir nichts dagegen." Also, wie gesagt, man kann nie wissen. Selbst der humanste Friedensfreund kriegt plötzlich nicht nur Halluzinationen von Diners, sondern auch von stimmungsvollen Klopfpeitschen auf edlen Körperteilen . . . Ich lobe mir diese Ehrlichkeit und sehe den Widerspruch nur darin, daß man aus dem Weindurst der eigenen Seele heraus den andern Leuten Wasser vorpredigt. Dem Erzbischof von Canterbury passierte übrigens kürzlich dieselbe logische Entgleisung. Man hatte im englischen Unterhaus einen Antrag eingebracht dahingehend, daß die wegen Kuppelei und Zuhälterei verurteilten Männer von Amts wegen ver-

Die Ballkönigin. Karikatur von F. Bac. Album 1902

prügelt werden ſollten. Das Unterhaus hatte den Antrag abgelehnt. In einer Proteſtverſammlung erklärte der Erzbiſchof, er ſei zwar ein Gegner uſw. (wie oben), aber . . . — und außerdem ſei der Einwand, die Prügelſtrafe erniedrige einen Menſchen, nicht ſtichhaltig; denn ein Menſch, der ſo niedrig handle wie ein Zuhälter, könne nicht mehr degradiert werden, als er es ſelbſt ſchon getan habe.

Da die Flagellation, wie man ſieht, andauernd ein Gegenſtand der öffentlichen Diskuſſion iſt, und zwar der *polemiſchen* Diskuſſion, habe ich mich nach reiflicher Überlegung entſchloſſen, hier auf die Beibringung von *aktuellem* Material betreffend Lehrer, Offiziere und — Geiſtliche gänzlich zu verzichten und nur *hiſtoriſche* Belege der Vergangenheit zu geben. Abgeſehn davon, daß das aktuelle Material, wenn es eingehend dargeſtellt werden ſollte, einen dicken Wälzer für ſich allein füllen könnte, hat dies Material in gewiſſem Sinne etwas Irritierendes in ſich, das ich vermeiden möchte. Es iſt wie mit der Darſtellung eines ſchönen Weibes: ihr Portrait aus dem 17. Jahrhundert macht einen mehr ſachlichen Eindruck als ihre heutige Photographie nach dem Leben. Und obwohl ich ſtets ſachlich zu ſein vermag, möchte ich doch hier keine anderen Dokumente bringen, als ſolche, die auch vor *jedermanns* Augen nichts als ſachlich wirken müſſen. Alſo, wie's die Juriſten benamſen: nicht nur das ſubjektiv, ſondern auch das objektiv Unantaſtbare.

227. Die Krokodiljagd. Parodierte Zeichnung von A. Willette. Aus dem „Courrier Français". März 1888
Fuchs, Kind, Weiberherrſchaft 33

Die auffälligſte Erſcheinung der Vergangenheit iſt die Brüderſchaft der Flagellanten, die ſich vom 13. bis 15. Jahrhundert auf den öffentlichen Straßen ſehen ließ. Mit Kreuz und Fahne vorauf zogen ſie durch die Dörfer, überall angeſtaunt und mit Glockengeläut empfangen. Von Rom aus ließ man ſie begreiflicherweiſe gewähren, bis ſie zu eigenmächtig wurden und nicht mehr Ordre parieren wollten. Dann rückte die Hierarchie ſchließlich mit Scheiterhaufen gegen ſie vor, während die letzten Fanatiker der Flagellation den Klerus für den Antichriſt erklärten und alle Sakramente durch die einzig wahre Bluttaufe der Geißel erſetzen wollten. Die Chronik Alberts von Straßburg hat uns eine Schilderung des Treibens hinterlaſſen, das im Peſtjahre 1349 beſonders lebhaft einſetzte (vgl. hierzu die Abbildung Nr. 196). Zweihundert Menſchen, heißt es da, kamen auf einmal aus dem Schwabenlande nach Speyer, einen Hauptanführer an ihrer Spitze, und außerdem noch zwei Unteranführer, deren Befehlen ſie unbedingten Gehorſam leiſteten. Als ſie Nachmittags um ein Uhr über den Rhein geſetzt hatten, ſtürzte das Volk haufenweis herbei, um ſie zu ſehen. Sie markierten dann auf dem Erdboden eine Kreislinie und ſtellten ſich ſelbſt mitten hinein. Die Kleider zogen ſie aus und behielten bloß eine Art von kurzem Hemd an, das ihnen ſtatt der Beinkleider diente und von der Mitte des Leibes bis auf die Füße reichte. Dann gingen ſie im Kreis hinter einander her und legten dabei die Hände kreuzförmig übereinander. Danach warfen ſie ſich zu Boden; einer ſtand auf und gab ſeinem Nachbar einen Schlag mit der Peitſche, worauf es dieſer mit ſeinem Nachbar ebenſo machte, und ſo fort. Endlich ſchlugen ſie auf ſich ſelbſt los. Es wird betont, daß die Geißeln Knoten hatten und mit vier eiſernen Nägeln durchflochten waren. Unter Pſalmengeſang ging das eine Weile. Dann warfen ſie ſich wieder zu Boden, heulten und ſchrien, rutſchten auf den Knien und fingen wieder von vorn an. Die Speyerer waren denn auch bald begeiſtert. Sie beherbergten die Flagellanten bei ſich, ſchenkten ihnen Wachsfackeln und ſeidene, purpurgemalte Fahnen. Hundert Bürger ungefähr ließen ſich in die Sekte als Mitglieder einſchreiben, mußten aber ſtrikten Gehorſam geloben. Das ganze Gebahren, das noch dazu den Anſchein der Gottwohlgefälligkeit für ſich hatte, mußte auf die Maſſenpſyche außerordentlich irritierend wirken. Es kann nicht Wunder

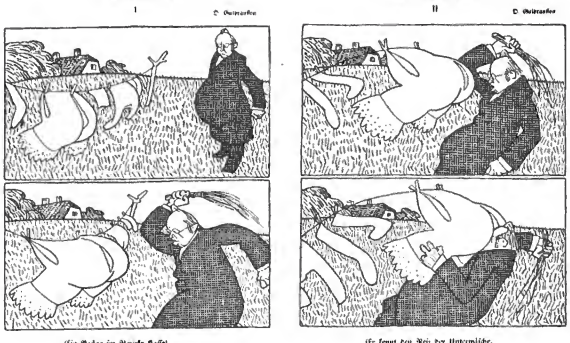
228. Cléopold im Kongo
Karikatur von D'Oſtoya. Aus der „Assiette au beurre". 1904

229. Standhaftigkeitsprüfung junger Indianer. Zeichnung von F. Kupka. 1904

nehmen, daß ſich nach dem Abzug der Flagellanten aus Speyer an zweihundert Knaben zu einer beſonderen Geißlerſekte organiſierten und die Ekſtaſe der Erwachſenen gehörig nachäfften. Unter dem Einfluß ſolchen Schaugepränges muß man ſich derart realiſtiſche Darſtellungen der Geißelung Chriſti entſtanden denken, wie ſie Abbildung Nr. 197 zeigt.

Daß die religiöſe Form der Flagellation nur die Abdrängung des Sexualtriebes in eine beſtimmte Richtung bedeutete, erkennt man am beſten aus der ſehr bald entſtandenen Unterſcheidung in die obere und die untere Diſziplin. Die eine betraf nur Geſicht und Schultern, die andre das entblößte Gefäß. Der gelehrte Kommentator der Geſchichte der Flagellanten des Abbé Boileau, ein Engländer, weiß perſönlich von ſeinen Reiſen in katholiſchen Ländern her, daß ſich die Frauen auch außerhalb der Klöſter ſtets der unteren Diſziplin bedienten. Ihre frommen Beichtväter hatten ihnen das angeraten, weil die obere ihnen leicht gefährlich werden und ihren „ſchönen" Buſen ruinieren könnte. Dieſe Rückſicht auf den Buſen iſt bemerkenswert, zumal wenn die frommen Beichtväter dann die untere Diſziplin eigenhändig vornahmen mit weniger himmelwärts als viel-

33*



230—233. Der Sittlichkeitsapostel. Zeichnungen von O. Gulbransson. Aus dem „Simplizissimus"

mehr sehr aufmerksam abwärts gerichteten Blicken. Das Bordell in Ehren. Es ist ein Bordell. Aber die untere Disziplin im Beichtstuhl ist — nein, ich will ja nur von der Historie reden: also die untere Disziplin im Beichtstuhl war die infamste Sexualheuchelei, die es je gegeben hat und die nur Vertreter der allerlüsternsten Menschenklasse, nämlich Vertreter des katholischen Klerus, ausgeheckt konnten. Es ist leicht, hierüber Satiren zu schreiben und zu stechen, und in der Tat ist die Anzahl der satirischen Kupfer auf diesem Gebiet bis zum Überdruß komplett. Wir geben nur fünf Blätter: Nr. 208, 211, 213, 215, 216, die für sich selber sprechen. Der moderne „Sittlichkeitsapostel" aus dem „Simplizissimus" (Abbildung Nr. 230—233) ist von derselben Couleur, wirkt aber entschieden noch komischer.

In mechanischer Hinsicht repräsentieren die Mitglieder der Flagellanten-Sekten den gemischten Typus; indessen sind die rein Aktiven und die rein Passiven ebenso unter den Klerikalen vertreten gewesen. Cyprianus erzählt lobend vom Bischof Caesarius von Arles: „Dieser heilige Mann ließ es sich unaufhörlich angelegen sein, daß keiner seiner Untergebenen, er mochte frei sein oder ein Sklave, wenn er irgend einer Verfehlung wegen gegeißelt werden mußte, mehr als neunundzweißig Streiche erhielt; hatte ja einer etwas Schlimmeres begangen, so gestattete er nur, daß er nach Ablauf einiger Tage erst wieder gegeißelt würde." Dies Lob eröffnet einen weiten Horizont auf die Gepflogenheiten der Aktiven. Aus der Zeit Karl Martells berichtet die Biographie eines Heiligen folgende Episode: „Ein gewisser Liftramnus, damaliger Prior eines Klosters, wollte in die Kapelle des heiligen Albinus, des Märtyrers, eine hölzerne Treppe einbauen lassen. Nachdem die Zimmerleute den Platz vermessen hatten, wo die Treppe angelegt werden sollte, führte er sie in den

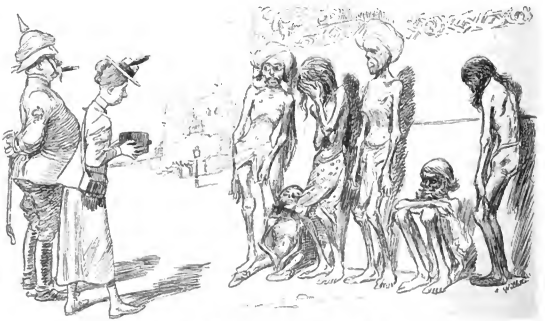
Wald, wo ſie einen entſprechenden Baum fällten, ihn auf einen Karren luden und zum Kloſter fuhren. Als ſie ihn aber an Ort und Stelle bringen wollten, ergab ſich, daß er ein Stück zu kurz war. Über dies Verſehen geriet der Prior ſo in Harniſch, daß er die Zimmerleute auspeitſchen ließ.“ Die Peitſche des Herrn Abtes regierte bereits im vierten Jahrhundert ſouverän. Palladius, Biſchof von Hellenopolis, erzählt uns, auf dem Berge Nitria in der ägyptiſchen Thebaïs hätten dicht bei der Kirche drei Palmbäume geſtanden und an jedem dieſer drei ein Kantſchu gehangen. Je nach ihren Vergehen ſtellten ſich die Mönche gleich an der betreffenden Palme zurecht, umarmten den Stamm und empfingen ihren numerus, der jedenfalls non clausus war. Die eine Palme galt den Verſtößen gegen die Regel, die andre dem Diebſtahl, die dritte dem übrigen Reſt aller Verſchuldungen. Die beſondere Diebſtahlspalme läßt tief blicken. Wo ſollten Mönche ſonſt ſtehlen, als aus der Proviantkammer — wenn ſie nicht ſatt zu eſſen kriegten. — Bis zum 15. Jahrhundert hatte ſich die Gärung der religiöſen Flagellation ſo weit geklärt, daß das Weſen der Prozedur ziemlich durchſichtig geworden war. Es war ſozuſagen der Normalpegel am erotiſchen Flutmeſſer abzuleſen. Nämlich, es galt als das vornehmſte, ſich oder andre zu Ehren der Jungfrau Maria zu flagellieren. Offenbar ging man von der Annahme aus, daß die Himmelskönigin aus ihrem Fenſter ſo lächelnd auf dieſe Szenen herabſchaute wie die ſpaniſchen Damen auf die Flagellations-Ständchen ihrer Verehrer. Ein Franziskaner, Namens Bernhard de Buſtis, durfte es ſich herausnehmen, auf offenem Markte einen Theologieprofeſſor übers Knie zu legen, weil dieſer die unbefleckte Empfängnis Mariä angezweifelt hatte. Und die Zuſchauerinnen, die ſich mit der beleidigten Weibgottheit ſolidariſch fühlten, zollten ihm mehr als Beifall. Der Exekutor hat ſein ganzes Werk, in dem er die Sache erzählt, zu Ehren der Jungfrau Maria geſchrieben (Opus mariale) und dem Papſt Alexander VI. gewidmet. Er ſpricht darin von ſich ſelber: „Er bemächtigte ſich ſeiner und legte ihn über die Knie. Denn er war außerordentlich kräftig. Nachdem er ihm ſein Kleid heruntergezogen hatte, fing er an, dieſem Prediger, weil er ſehr unehrerbietig von dem heiligen Tabernakel Gottes geſprochen hatte, mit der geballten Fauſt ſein eigenes viereckiges nacktes Tabernakel (quadrata tabernacula quae erant nuda!) zu bearbeiten; der Prediger pflegte nämlich keinerlei Unterbekleidung zu tragen. Und da er bei ſeinen Läſterungen der heiligen Jungfrau den Ariſtoteles libro priorum zitiert hatte, ſo widerlegte ihn nun der Franziskaner auf ſeinen posterioribus, worüber alle Anweſenden ſich männiglich erfreuten. Ja, eine gewiſſe fromme Frau geriet darüber in ſolchen Enthuſiasmus, daß ſie ausrief: Herr Prediger, geben Sie ihm bitte von mir aus noch viere dazu! Und eine andre ſogleich: In meinem Namen auch noch vier!

234. Flagellant. Zeichnung von Aubrey Beardsley

Und ſo begehrten eine ſolche Menge von Zuſchauerinnen ein Ähnliches, daß er, wenn er allen hätte willfahren wollen, den ganzen Tag nichts andres würde zu tun gehabt haben."

Die Paſſiven ſchwelgten ganz beſonders bei Auferlegung der hundertjährigen Buße. Man rechnete zum Beiſpiel auf jedes Jahr dreitauſend Streiche, was immerhin ein ganz anſehnliches Konto iſt. Macht aber in Summa dreimalhunderttauſend Streiche! Selbſt der Kardinal Damianus, der in dieſer Beziehung durchaus als leiſtungsfähig gelten konnte, bemerkt dazu: „Nicht nur Männer, ſondern auch Frauen der vornehmſten Geburt ſuchten dieſe Art von Purgatorium mit einer ſolchen Begierde, daß man ſie kaum erklären kann." Die richtige Erklärung durfte er freilich nicht geben, falls er ſie gehabt hätte. Ein andrer kirchlicher Autor aber erzählt gar von dem heiligen Rodolphus, dem Biſchof von Eugubio, „daß dieſer heilige Mann ſich ſehr oft eine Bußübung von hundert Jahren auferlegt und ſie in zwanzig Tagen durch unaufhörlichen und heftigen Gebrauch der Ruten vollbracht habe, ohne die übrigen gewöhnlichen Bußmethoden dabei zu vernachläſſigen. Jeden Tag, wo er in ſeine Zelle eingeſchloſſen war, ſagte er den ganzen Pſalter wenigſtens einmal her, falls er es nicht zweimal ſchaffen konnte, währenddem jede ſeiner Hände mit einer Rute bewaffnet war, mit denen er ſich unaufhörlich durchhieb."

Die Abbildungen Nr. 198, 199, 204 und 234 führen uns die paſſiven Asketen vor; woran ſich das ironiſche Blatt von Willette (Abbildung Nr. 222) anſchließt, das einen kühnen Griff hinter die Kuliſſen des modernen Pariſer Lebens wagt. Von Willette ſtammen noch zwei weitere Blätter, die künſtleriſch ſehr hoch ſtehn. Die „Kriegsbeute" (Abbildung Nr. 236) iſt ein Blatt voll von dem brutalen Sinn der Antike, die dem Sieger erlaubte, ſeinen Rachedurſt bedingungslos zu löſchen. Und Abbildung Nr. 223 perſiflíert die „engliſche Scheinheiligkeit", die Bibel, Alkohol, Patriotismus und Flagellation in trautem Verein zeigt. Ein erdrückendes Dokument dafür, wie das Inſtinktive auch bei Prüderie und Frömmigkeit gedeiht und welche unwahren und peinlichen Formen es dann annimmt.



235. Hungersnot und Kodak in Judien. Zeichnung von A. Willette. 1899

236. Kriegsbeute. Zeichnung von A. Willette

Zum Schluß sei noch eine Episode erwähnt, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Boston abspielte und wobei die Prüderie ihrerseits mit Flagellation vergolten wurde. Der Befehlshaber eines dort liegenden Kriegsschiffes hatte sich in einem Bostoner Gasthaus eingemietet und ließ es sich einfallen, einen schönen Sonntag zu einem gemächlichen Spaziergang zu benutzen. Er kam damit aber nicht weit. Denn bald verhaftete ihn in dieser streng puritanischen Stadt ein Polizist wegen grober Entheiligung des Sonntags durch eben dieses Spazierengehn. Am Tag darauf ward er vor den Friedensrichter gebracht, der es nach seiner Meinung gnädig mit ihm machte und ihn zu einer Geldstrafe verdammte. Unserm Kapitän schien das Ganze doch zu starker Tobak. Er zahlte nicht. Worauf man ihn unverzüglich wegen Ungehorsams gegen die Obrigkeit dazu verurteilte, eine Stunde im Stock zu sitzen, und das Urteil auch sogleich und ohne Milderung voll-

zog. Während er da saß, erteilten ihm die Magistrats-Personen und Geistlichen eine Menge von Ermahnungen, den Sabbat künftig besser zu ehren und überhaupt ein biblisches Dasein zu führen. Der Kapitän, gerechte Wut im Herzen, tat sehr bekehrt und düpierte die Frömmlinge so gut, daß sie mit gefalteten Händen dem Himmel dankten für die Rettung des verirrten Schäfleins. Kurz, bis das Schiff Ordre zur Rückfahrt bekam, war der Kapitän in den Versammlungen der eifrigste Beter, sodaß die zwölf vornehmsten Stadtherren seine letzte Einladung an Bord annahmen. Da gab's das bekannte reichliche Diner, die Bouteillen leerten sich, und die heiligen Männer gingen gänzlich aus dem Leim und zoteten und spektakelten wie die verruchtesten Heiden. Nun hielt der Kapitän den Augenblick für gekommen, seinen neuen Glaubenseifer in die Tat umzusetzen. Auf einen Wink von ihm drang eine Abteilung der Schiffsbesatzung ein, ergriff die zwölf heiligen Männer, und band sie an Händen und Füßen fest. Die wurden ob so unsanfter Behandlung augenblicks nüchtern, und hatte vorher ihr Lachen und Johlen das Schiff durchhallt, tat es jetzt ihr Jammern und Schreien und Umbarmherzigkeitflehen. Aber das half ihnen nichts. Sie wurden aufs Verdeck geschleppt, fast ganz entkleidet und von dem Bootsmann und einigen seiner Gehilfen aufs Nachdrücklichste davon überzeugt, daß das Gesetz Moses noch volle Geltung habe. Von ihrem Schimpfen und Fluchen nahm man keine Notiz. Der Kapitän versicherte ihnen nur, daß das, was er jetzt tun ließe, vollkommen mit ihrer eigenen Lehre übereinstimme. Auch er wolle nur das Heil ihrer Seele, wie sie das der seinigen an jenem Sonntag bezweckt hatten, und er würde sich selber für einen Verbrecher halten müssen, wenn er ihnen nur den kleinsten Streich erließe. Erst als die frommen Männer am ganzen Körper ziemlich zerschlagen waren, ließen die kräftigen Seemannsfäuste von ihnen ab. Der Kapitän machte ihnen sein höflichstes Kompliment und bat sie, ihn in ihr Gebet einzuschließen. Dann setzte man die Herren in ein Boot, salutierte ihnen bei ihrem kläglichen Abzug und lichtete fröhlich die Anker.

237. Der Herre und Gebieter

Französischer Kupfer. Um 1780

Die Erziehung zum braven Ehemann

l. Satirisches Flugblatt vom Jahre 1550

Albert Langen, München

238. Die apokalyptiſche Reiterin. Anonyme Buchillustration

VII

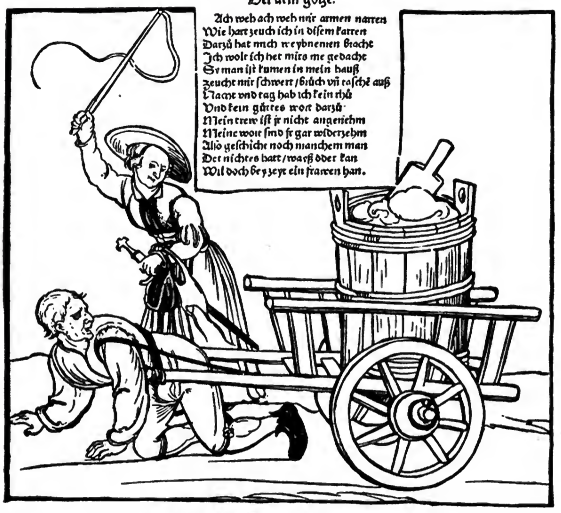
Das herriſche Weib

Im vorigen Kapitel hatten wir geſehn, daß Sadismus und Maſochismus eine einheitliche und untrennbare innere Gefühlsrichtung darſtellen. Daß, von außen betrachtet, oder in die Tat umgeſetzt, eine dieſer beiden Komplementärfarben zu überwiegen pflegt. Daß das Brutale im Mann, wenn es ſich im gewöhnlichen Leben zeigt, dem Weib gegenüber der gegenſätzlichen Qualität Platz machen kann. Daß die ſtets und nur brutalen Männer vom Weibe ebenſo abgelehnt werden,

wie ihr die Wild-zahmen am angenehmsten sind. Daß das Weib nur ausnahmsweise und unter besondern Milieu-Bedingungen Prügel begehrt.

Ich sage absichtlich: Prügel. Denn für die bloß hautreizende Form der Flagellation, die ich auf Seite 139/41 erwähnte und die jedesmal vor der Grenze des wirklichen Schmerzbeginns Halt macht, für diese kann jede beliebige Haut, ob männlich oder weiblich, empfänglich sein oder empfänglich — gemacht werden. Das hat mit inneren Anlagen fast garnichts zu tun. Aber die sogenannte natürliche Geschlechtshörigkeit des Weibes, die mit einer Sehnsucht nach Unterdrückung und Mißhandlung einhergehn müßte, existiert in Wirklichkeit nicht; sie lebt nur in der Wunschvorstellung vaterrechtlich beeinflußter Untersucher, die die geschichtlich entwickelte Zwangslage der Frau fälschlich für ihre natürliche Seelenveranlagung halten. Krafft-Ebing windet sich wie ein getretener Regenwurm, um den Masochismus des Weibes zu beweisen. „Als feststehend kann wohl angenommen werden," sagt er, „daß eine Neigung zur Unterordnung unter den Mann beim Weibe bis zu einem gewissen Grade als normale Erscheinung sich vorfindet." Tut sie auch. Nämlich da, wo der Mann der Stärkere ist. Im Intellektuellen. Aber nicht im Genitalen. Nun aber windet sich der Regenwurm noch heftiger. „Beobachtungen von Masochismus des Weibes beizubringen, dürfte dem ärztlichen Beobachter schwer fallen." Warum? Weil's feine zu machen gibt? Ihwo! weil „Schamgefühl" und „Sittsamkeit" beim Weibe „naturgemäß" dem Durchbruch „perverser Triebe" unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Wenn er „naturgemäß" sagt, heißt das schon immer: wie komm ich bloß aus der Bredullje raus! Also wir hören hier nebenbei wieder was ganz Neues: die Erziehungsprodukte Schamgefühl und Sittlichkeit, die bekanntlich mit dem Hemd zugleich abgelegt werden, falls sie nicht (wie bei der Mohammedanerin) auf der untern Gesichtshälfte kleben oder (bei der Chinesin) im Krüppelfuß stecken, diese Erziehungsprodukte, von denen der Mensch bei der Geburt keine blasse Ahnung hat, vermögen angeborenen Instinktanlagen unüberwindliche — Hindernisse —? Wischi waschi! Sollen wir uns wirklich

239. Der gescholtene Ehekrüppel. Deutscher Kupfer von 1599



240. Der Ehemann als Karrenhund. Deutſcher Holzſchnitt. Um 1525

mit ſolch erſtklaſſigem, ja mehr als das, pſychiatriſchem Nonſens aufhalten? Wenn wir überdies noch weiter hören, der Mann ſei bloß zu kulant und nutze die Sachlage (nämlich den „naturgemäßen" Maſochismus des Weibes) nicht geſchlechtlich aus, er nehme höchſtens ihre Mitgift oder laſſe ſie auf dem Feld für ſich ackern . . . Genug!

Alſo weil es keine gibt (von den paar Ausnahme-Erſcheinungen abgeſehn), deshalb iſt es unmöglich, auf Seiten der Frauen ebenſo viel Fälle von ausgeprägtem Maſochismus zuſammenzuſtellen, wie auf Seiten der Männer. Das Weib iſt innerlich, in ihrer Ideen-Aſſoziation, beider Komplemente fähig und muß es ſein, weil, wie ich an einem Beiſpiel im vorigen Kapitel bereits ausführte, ohne das Nachtaſten des Gegneriſchen das eigene Empfinden inkomplett und qualitätslos bleiben würde. Aber was bei ihr nach außen in die Erſcheinung tritt, was ſich in die Tat umſetzt, iſt ebenſo oft der ſadiſtiſche Teil, wie beim Mann der maſochiſtiſche. Die Umwerbung in der Tierwelt zeigt, daß das Weibchen heiß umbuhlt wird mit ungeheurer Mühſal und mit einem Kräfteverbrauch ohne gleichen. Nicht aber das Männchen. Ja, das Männchen iſt oft nur Mittel

34*

zum Zweck. Die Drohnen sind nur dazu da, die eine Königin zu umschwärmen, sie in Vorlust zu versetzen, und dasjenige Bienenmäunchen, das zur Befruchtung angenommen wurde, stirbt unmittelbar nach der Umarmung, während die Königin ruhig seinen Leichnam bei Seite schiebt und ihren Weg fortsetzt. Die übrigen Drohnen werden dann später, da die Königin mit Sperma gesättigt ist, als unnütze Fresser abgestochen. Wenn auch der Bienenstaat und ähnliche Institutionen im Tierreich eine extrem einseitige Ausbildung erfahren haben, so möchte ich doch fragen: wo kommt denn Ähnliches zu Gunsten einer Hervorhebung der Männchen vor? Wir sehen im Tierreich immer nur Tendenzen im Sinne des Matriarchats. Diese Tendenz der Übermacht des Weibchens geht bis zu der abstrusen Tatsache, daß bei der im Meer lebenden Gattung Bonellia viridis das zwerghafte Männchen als Schmarotzer im Genitalschlauch des Weibchens lebt.

Auch Erscheinungen, die wir menschlich als „geschlechtliche Grausamkeit" bezeichnen würden, zeigen sich im Tierreich immer auf Seiten des Weibchens. Bei den Spinnen scheint es dem Männchen stets geraten, sich nach vollendeter Umwerbung schleunigst aus dem Staube zu machen; denn das gesättigte Weibchen packt es sonst und verspeist es als gute Beute — falls dies nicht schon während der Umwerbung geschah. J. H. Fabre d'Avignon hat zahllose Fälle von so „grausamen" Hochzeitsfeiern aus dem Insektenleben ermittelt. Wenn wir wieder von der „Erhaltung der Art" reden wollen, so ist es klar, daß dabei das Leben eines Männchens unwichtig ist neben dem eines Weibchens. Ähnlich dezimiert sich die männliche Hälfte der Menschheit in den Kriegen und in den gefährlichen Betrieben der Lohngewinnung, während der weibliche Teil in Sicherheit bleibt. Eine hübsche Beobachtung hat kürzlich jemand bei Staren gemacht:

Daß der Pantoffel nicht bloß in der Menschenehe, sondern auch in der Vogelehe eine Rolle spielt, konnte Schreiber dieses an einem Starpärchen beobachten, das seinem Fenster gegenüber in einem an einem Baume befestigten Starkasten nistete. Der Herr Starmatz kam wohl nicht rechtzeitig nach Hause, wenigstens schaute die Gattin, die wahrscheinlich gerade nicht von den Kindern wegkonnte, ihn zu suchen, verschiedene Male unruhig nach ihm aus. Alle Minuten fuhr der Kopf aus dem Neste, bieten die scharfen Äuglein Umschau. Endlich kam der Herr Gemahl und wollte sich offenbar entschuldigen, aber sei es nun, daß die Frau Gemahlin sehr schlechte Laune oder Herr Starmatz schon des öfteren derartige Geschichten gemacht hatte — wütend und räsonnierend fuhr sie auf ihn los und züchtigte ihn mit Schnabelhieben, die er auch geduldig hinnahm, ob im Gefühl seiner Schuld oder weil er ein Duckmäuser war, vermag ich nicht zu sagen. Kleinlaut begab er sich auf seinen gewohnten Schlafplatz, einem oberhalb des Kastens befindlichen Zweig. Doch der Zorn der Gattin war nicht so rasch verflogen, noch ein paarmal fuhr sie sauchend aus dem Nestloch und auf ihn los, und jedesmal gab es etwas ab. Was sie sagte, verstand ich natürlich nicht, jedenfalls kam es auf eine regelrechte Gardinenpredigt heraus. Am anderen Morgen herrschte indes in der Ehe wieder Friede und Eintracht. „Gerade wie bei uns", meinte ein Freund, als ich ihm das erzählte. Hoffentlich sprach er nur im Namen der Gattung, denn er war ebenfalls verheiratet. —

Kindheit. Auch beim Weibe zeigt sich schon in der Jugend, was ein besonderes Häkchen werden will. Aus der längeren biographischen Mitteilung einer Dame entnehme ich folgenden Passus:

Ich träumte, träumte! Bis in mein siebentes Jahr kann ich sie zurückverfolgen, die Träume vom Herrschen! — Herrschen mit zügelloser Gewalt über Leib und Seele. — Nur dieser Gedanke ließ mich in ahnungsvoller Wonne erschauern ... als Jungfrau! — Ich träumte vom Herrschen. Ich sehnte mich nach Herrschen. — Mein Träumen und Sehnen wurde Wahrheit, überwältigende Wahrheit! — Und ich habe geherrscht! Ruchlos, grausam, mit fanatischer Wut, habe ich meiner Leidenschaft gefrönt! — Göttergleich! — Wie groß und stark und auch wie rein war jener Wirklichkeit gewordene Traum! Wie reiche Blüten brachte er meinem Lebensbaume! — Aber kurzes Glück! — Und in der Sehnsucht nach Wiederkehr eines solchen Frühlings verzehrt sich meine Phantasie. — Alle Bücher, die ihren liebsten Träumen Nahrung geben können, verschaff' ich mir. — Und lese in einem: Was ich ersehne, erfinne, wünsche ... als Aufreizungsmittel in den Händen der niedrigsten Prostitution! — Ich erstarre. — Alles Gefühl drängt sich zurück in mein innerstes Herz, das sich nun nur noch an seinen Phantasien

Docktor Syman.

¶ Docktor Symans Legat.
Herr Wirt hie kumen frembde Gest
Docktor Syman der erbar vnd vest
Wil bey euch stellen seine Pferdt
Im hauß/stuben vnd vmb den herdt
Möcht er von euch gewerret sein
So wolt er zu euch ziehen ein.

¶ Der Haußwirt.
Dein Herren ich gar nit beger
Wer er noch so eyn grosser Herr
Seyt man jm vil arges nach saget
Wie er sein eygen Wirt auß jaget
So er das bey mir üben wolt
Ich sein lieber geraten solt
Mit wie vil Pferden reyt er eyn
So sag ich dir den wille mein.

¶ Legat.
Herr wirt sein vermögen ist gros
Im volgen etlich hundert Roß
Die werden jm bald kumen zů
Du darffst nit sorgen vmb vnrů.

¶ Haußwirt.
Behüt mich Gott vor seinem kunsten
Ich hab gehört von manchem frumen
Das man jn mit eym pferd vnd knecht
Gar selten kan versehen recht
Ich schweig dā mit vil hundert pferdē
Wie wil Siman so gwaltig werden.

¶ Legat
Meyn lieber wirt hast nit erfarn.
Das die welt so in kurtzen Jarn
Zu grosser verendrung ist kumen
Also hat kürtzlich zugenumen
Docktor Syman in aller welt
Wie wol er nit hat grosses gelt
So nim doch Docktor Syman an
Der dir den Brunnen schauen kan.

¶ Haußwirt.
Wie/kan dein Herr den brunnen schawē
So kömen zů jm man vnd Frawen
Wer möcht sein ein vñ auß gen leyden.

¶ Legat.
Den Harnstein kan er auch schneiden
Das dir die augen vber lauffen
So wirt er dir der kirchey kauffen.

¶ Haußwirt.
So schweig ich wil deins herren nicht
Vnd red es hie bey eydes pflicht
Darumb dein Herr hie hat keyn stat.
Reyt forthin das dich Gott berat.

¶ Legat.
Herr Wirt schlag es nit ab mit eyl
Ver such es vor mit jm eyn weyl.
Ja wo die Jungen Gsellen sein
Da seind sy frölich bey dem wein
Thond ser wider mein Herren puchen
Vnd wan sy jn acht tag versuchen
Macht er sy so mürb vnd gelenck
Das sy schlieffen vnthert benck
Darumb schlag mein Herren nit auß
Zu herbrigen in deinem hauß.

¶ Haußwirt.
Ach wie hat sich gewent das spil
Das dein Herr Docktor Syman wil
Sein herbrig wil hieinen hon
Bey mir armen betrübten man
Doch wan er mich lies Herr im hauß
Wolt ich jn gleich nit treyben auß.

¶ Legat.
Regieren magst zu aller frist
Wan Syman in dem bade ist
Zu marckt oder zu kirchen auß
Die weyl so bist du Herr im hauß.

¶ Haußwirt.
O ich armer elender man
Kumbt heind zu mir Docktor Syman
Nun mag es ye nit anderst sein
So seyt zu frid vnd ziecht herein
Bald Docktor Syman kam inß hauß
Da ward des mannes herschung auß
Da thet Syman nach seinem will
Der gute Man must schweigen still
Vñ dorfft kein wort dar wider murren
Syman det in dem hauß vñschnurren
Mit meisterschafft in alle ecken
Der man wolt jn in harnisch schrecken
Da thet jm Syman wol auß scheren
Vnd ward jm seinen Seckel lehren
Das jm kein pfening blyb darin
Der man nam jm in seinen sin
Vnd meind Syman zu dreyben auß
Da yagt jn Syman aus dem haus
Bald ward dem schertz der boden auß

¶ Beschluß.
Darumb jr mender schaut dar zů
Vnd rath wie man den dingen thů
Das wir den Syman dreyben auß
Dan wo er eyn wurtzt in ein Hauß
Da man jn gar kaum kan vertreyben
Da wil er stetigs meyster bleyben
Der Scheffer zu der Newen Sat
Sein Rösslein aus geboten hat
Zu geben eynem yeden Man
Der den syman vertreyben kan
Vnd selb in seinem Haus Regiert
Nit weis ich wem das pferdlein wird.

Gedruckt zu Nürmberg durch
Hanns Wandereisen.

241. Doktor Siemann. Deutsches Flugblatt. Um 1525

berauschen will. — Diese sind immer rein. In ihrem wildesten Aufruhr kann sie nicht der schmutzige Sinn der andern antasten. — Und ich will womöglich noch stolzer, noch stärker werden im selbstzufriedenen Glück meiner Träume.

Eine andre Dame geht näher auf den sogenannten ersten Jugendeindruck ein, der natürlich eine nachhaltige Wirkung nur hinterlassen kann, wenn eine angeborne Anlage zu solcher starken Wirkung prädestiniert. Welcher Mensch hätte in seinem Leben nicht eine Szene, wie im Nachstehenden geschildert, mit angesehn! Aber nur bei einem Teil der Menschen wird gerade eine solche Szene unauslöschlich in der Erinnerung haften und eine führende Rolle in der Phantasie spielen. Würde man die später als erotisch erkannten Jugendeindrücke von hunderttausend Menschen sammeln können, so würde man gleichzeitig einen Begriff bekommen von der im einzelnen prädestinierten Variabilität der Anlagen:

Ich war vielleicht fünf Jahre alt, als ich eines Tages mit einer kleinen Freundin im Park spielte. Ihre Erzieherin saß, im Gespräch begriffen, auf der nahen Bank. Hatten wir uns nun zu weit entfernt und den Ruf der Dame nicht gehört, oder hatte meine Spielkameradin aus einem andern Grunde ihren Zorn erregt, das weiß ich nicht mehr genau, kurz, das Fräulein führte das Kind ins Gebüsch, hob ihm die Röckchen hoch, entfernte die Wäsche und schlug die Kleine heftig mit der flachen Hand. Ich schaute wie gebannt hin, von einem unerklärlichen Gefühl ergriffen, dem ich mich in voller Naivität hingab, ohne eine Erklärung dafür zu suchen. Eine andre Erzieherin, die allein auf der Bank zurückgeblieben war, teilte übrigens ganz meine Aufmerksamkeit. So tief war jener Eindruck, daß mir die Personen noch heute greifbar vor Augen stehn. Seitdem träumte ich nur davon, Erzieherin zu werden. Kurze Zeit darauf überredete mich ein nur um zwei Jahre älterer Knabe, daß ich mich von ihm auf das bloße Gesäß schlagen ließ, und zwar führte er diese Exekution im Salon meiner Eltern aus. Ich fürchtete sehr, man könnte uns überraschen, und als ich mich nach dem ersten Schlag umdrehte und zufällig mein Bild im Spiegel erblickte, machte ich der Zeremonie sogleich ein Ende. Was den Jungen dazu angetrieben, weiß ich nicht. Er hatte mir kaum wehgetan und sich bei der ganzen Sache nur aufs Bitten verlegt. Seitdem brauchte ich nur Kinder weinen zu hören und sofort drängte sich mir immer die gleiche Gedankenverbindung auf. Ich erinnere mich noch vieler heftiger Eindrücke dieser Art, die alle hier zu erzählen zu weit führen würde. Ich war ein sehr zurückhaltendes Kind, das am liebsten seinen eigenen Träumereien nachhing; die Unterhaltungen, die meine Mitschülerinnen auf der höheren Töchterschule mit lüsterner Neugierde sehr kultivierten, stießen

242. Elisabeth von England im Staatskleid
Kupferstich von Crispin de Passe

243. Die energische Hausfrau. Holzschnitt von Cornelis Teunissen

mich aufs höchste ab. Ob das nur daher kam, weil das, was die Psyche der Kinder am meisten reizte, mich vollständig kalt ließ, will ich nicht entscheiden. Mit 13 Jahren trat bei mir die Geschlechtsreife ein, und mein erster erotischer Traum bewegte sich im alten Gleise. Ich träumte, und so lebhaft, daß mir die Traumbilder noch heut vor Augen stehn, ich sei Erzieherin und züchtigte meine Zöglinge, und ich wünschte im Traume inbrünstig, daß diese Illusion recht lange dauern möchte. Am andern Morgen hörte ich, mein Vater habe mich während meines Schlafes zur Strafe für irgend ein Vergehen geschlagen, ich aber habe wider Erwarten ganz still gehalten, ohne mich im geringsten zu sträuben. Inbezug auf die Männer hatte ich nur den Wunsch, ein recht kluger müßte sich wahnsinnig in mich verlieben. Bis die Wirklichkeiten sich erfüllten, blieb das mehr ein „platonischer" Traum. Für gewisse Gefühle, die ich übrigens nicht übertrieb und nachher immer als eine Art „Sünde" empfand, rief ich stets meine altvertrauten Bilder herbei. Darum erfuhr ich aber doch eines Tages die wirkliche Liebe, in deren Mittelpunkt der Mann steht. Es war eine große, glückliche Leidenschaft, neben der alles Vergangene zusammensank, wie ein Aschenhäufchen. So gewaltig brauste sie daher, daß ich jahrelang meine Träume ruhen ließ wie altes, vergessenes Gerümpel. Und doch mußte ich erfahren,

H. Aldegrever. excu.

Chacun veillant est grand secu et fort infame, A qui les corves vet faisoune belle dainct.

244. Der Gehörnte. Kupfer von H. Aldegrever

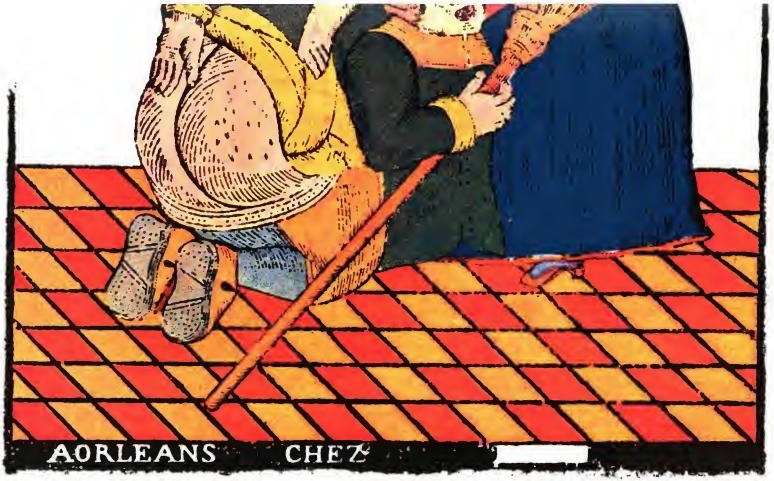
daß der höchſte Reiz zwiſchen zwei Menſchen nicht ewig dauern kann, ſelbſt wenn ihre Verbindung auf ſicherem Grunde feſtbeſteht. Und da holte ich eines Tages wieder das alte Gerümpel hervor, aber neu aufgeputzt und verſchönt.

Wie eine junge Herrin frühzeitig in ihrem Hochmut beſtärkt werden kann, erſieht man aus folgender Zeitungsnotiz:

Ein pommerſcher Landlehrer hatte liberal gewählt. Da es aber doch auch für die Behörde nicht wohlgetan iſt, offen parteiiſch zu erſcheinen, ſo wurde die Sache anders aufgefaßt. Ein Regierungsvertreter erſchien mit Kreis- und Lokalſchulinſpektor auf der Bildfläche. Dem Lehrer wurde vorgeworfen, die ganze Gemeinde ſei gegen ihn. Auf die Erwiderung, das ganze Dorf, mit Ausnahme der Frau Gutsbeſitzerin (Witwe), ſei auf ſeiner Seite, verſicherte der Regierungsvertreter, für die Behörde ſei dieſe Dame der Inbegriff des Dorfes. Als dem Lehrer weiter vorgeworfen wurde, er grüße die Töchter der gnädigen Frau nicht, erklärte er, daß er nur die etwa zehnjährige jüngſte Tochter nicht zuerſt grüße, da die noch ein Kind ſei. Da erwiderte der Paſtor, daß er auch dieſe Tochter zuerſt grüße. Superintendent und Regierungsvertreter beeilten ſich zu erklären, ſie würden dasſelbe tun.

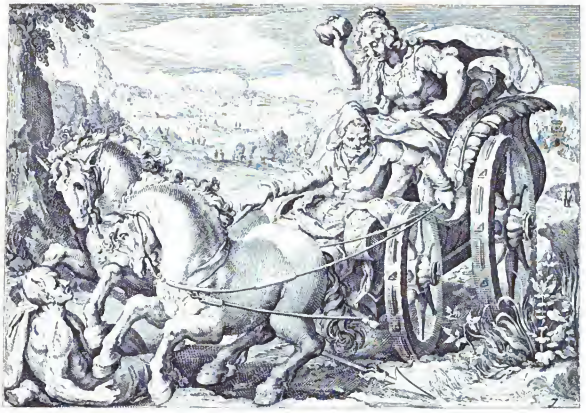
Wenn die Frauen altern, wächſt auch ihre Sehnſucht nach einer erneuten Wärme der Jugend (vgl. Abbildung Nr. 49). Sie können es ſchwer ertragen, daß andre an ihre Stelle nachrücken und die Zügel der Herrſchaft eher übernehmen, als ſie ſie noch ſelber aus den Händen laſſen möchten. Die Künſtler haben das Thema vom Jungbrunnen oft behandelt. Wir geben hier einen „Backofen der Jugendſchönheit“ (große farbige Beilage), ein Flugblatt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Legende unter dem Holzſchnitt erzählt Wunderdinge von einer Zauberinſel, auf der die Sache vor ſich geht. Der Ofen wird mit Zimt und Nelken und ähnlichen teuren Spezereien

LECOLE DES
MARY
Mary prenez sur moy exemple
Jay le derrie tout en sang
Tant que chacun de vous i contempl
Dans l'état ou je suis à present
JEVOUS DEMANDE PARDON



Die Schule der Ehemänner

Französisches Flugblatt um 1650



245. Das brutale Weib. Kupferſtich von De Ghein. Um 1600

geheizt, und die Weiber werden wieder „gantz ſchön vonn leib, ſubtil gar, liechte Augen ain goldfarbs har" und leben ſchließlich „ſiben acht neün hundert jar", weil ſie ſo überhaupt nicht genug kriegen können vom Leben. Bei den Männern ſcheint das Backen nicht anzuſchlagen. — Ein ſpäteres Flugblatt von Paulus Fürſt (Abbildung Nr. 98) ſtellt eine „künſtliche Wiund-Müll" dar, ſo recht nach dem Traum der alten Weiber: „Aus neuem Schrot und Korn!" Hier iſt gleichfalls enormer Zulauf. Alle laſſen ſich „wider gantz ſchön vnd Sauber Mallen vnd herauß Beiteln". Junge Galans warten ſchon auf ſie, wie ſich dabei verſteht.

* * *

Die Machtbewußte. „Die Luſt des Mannes wäre nur ein gottloſer Zeitvertreib und nie erſchaffen worden, wenn ſie nicht das Zubehör der weiblichen Luſt wäre. Die Umkehrung dieſes Verhältniſſes zu einer Ordnung, in der ſich eine ärmliche Pointe als Hauptſache aufſpielt und, nachdem ſie verpufft iſt, das reiche Epos der Natur tyranniſch abbricht, bedeutet den Weltuntergang: auch wenn ihn die Welt bei techniſcher, intellektueller und ſportlicher Entſchädigung nicht ſpürt und nicht Phantaſie genug hat, ſich ihn vorzuſtellen", ſagt Karl Kraus. „Zubehör", denkt auch die Machtbewußte von den Männern, falls ſie überhaupt darüber erſt nachdenkt; was nicht ihre Sache zu ſein pflegt. „Wenn ich an die Liebe denke", ſchreibt Marie Madeleine, „ſo ſehe ich immer ein Weib auf hohem Thron. Und um ſie herum Hügel von Toten und Verwundeten! Kinderleichen und tote Greiſe, verröchelnde Männer und ſterbende Frauen; Jünglinge, die ihren letzten Kampf

246. Einträchtig. Kupferſtich von Viſcher. 1610

kämpfen und Mädchen in ihrer Todesnot! Und alle die brechenden Augen ſind anbetend emporgerichtet zu dem Weibe auf dem hohen Thron, zu dem Weibe mit den abgrundtiefen Augen und dem Siegerlächeln." Marie Madeleine geht weit — in der Idee.

Man ſollte meinen, der Magiſtrat von Nizza hätte die Vorſtellung vom Zubehör erfaßt gehabt, als er vor zwei Jahren eine Männerverleihanſtalt eröffnete. Indeſſen handelte es ſich dabei nur um das Kaffeetrinken unter erſchwerenden Umſtänden. Die dortigen Cafetiers hatten nämlich beſchloſſen, mit der Spießigkeit endlich mal aufzuräumen und fortan keine anſtändige Dame ohne Herrenbegleitung mehr in ihr Lokal zu laſſen, ſondern nur noch die unanſtändigen mit Begleitung. So erkannte man die Tugend am Mokka und dem ausgeliehenen Mittrinker.

Subſtanzieller ſind ſchon die Kaufgeſuche, die auf einen einigermaßen fehlerfreien Deckhengſt abzielen, wie dieſes, das in einer konſervativen Provinzzeitung zu leſen ſtand: „Für eine mir ſehr bekannte ſchwerreiche junge Dame ſuche ich einen aktiven Offizier, gleich welcher Gattung, zwecks Heirat, nicht allzu ſehr verſchuldet. Große Barmitgift ſofort bei Hochzeit, ſpäter mehr". Sie kauft dem Mann ihrer Wahl dann einen Trauring auf den Finger, der auf der Außenſeite die Inſchrift trägt: „Mit Willen dein Eigen" (vorrätig bei NN, Deutſchlands größtes Spezialgeſchäft, alle Weiten am Lager).

Wie die Angelegenheit verläuft, ſchildert ſchon Mercier 1782 in ſeinem Tableau de Paris:

Cléon trifft Damis, begrüßt ihn, umarmt ihn, erſtickt ihn faſt und ſagt: Ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen. Ich heirate ein junges Mädchen, eben aus dem Kloſter, die ſozuſagen noch keine Mannsſeele außer mir geſehn hat. Auf ihrer Stirn iſt der Stempel der Sanftmut und Güte. Die Unverdorbenheit, die Naivität, die Beſcheidenheit ſelber. Sie fürchtet ſich, die Augen aufzuſchlagen, weil ihr alles bewundernd nachſchaut. Wenn ſie ſpricht, ergießt ſich liebliche Röte über ihr Antlitz. Dieſe Ängſtlichkeit iſt ein neuer Reiz, weil ich deſſen ſicher bin, daß ſie aus der Schamhaftigkeit ſtammt, und nicht aus der Mittelmäßigkeit des Geiſtes. Paſſiert ein Unglücksfall, gleich iſt ſie gerührt, und wenn man davon erzählt, wird ihr ganz ſchwach zu Mute. Wie ſüß, wenn ſie Tränen vergießt über das Elend, das es in der Welt gibt. Man kann unmöglich gefühlvoller, zarter, liebenswerter ſein. Sie wird nur leben, nur atmen für mich. Sie wird ihren Pflichten nachhängen, und kurz ich bin der glücklichſte Ehemann. — — Cléon heiratet. Nach ſechs Monaten trifft er denſelben Damis und ſagt kein Sterbenswörtchen von ſeiner Gattin. Damis erfährt ſchließlich, ſeit der Engel verheiratet iſt und ſich nicht mehr zuſammennehmen braucht, iſt aus der Beſcheidenheit Stolz, aus der Zaghaftigkeit Hochmut geworden. Wenn ſie errötet, ſo nur aus Zorn oder Hohn. Schon haben ſie getrennte Gemächer. Sie verkehrt mit der Marquiſe, der Baronin, der Präſidentin. Ihre Grundſätze ſind von oben herab und voll Verachtung. Sie perſifliert ihren Gatten; bei dem geringſten Widerſpruch iſt ſie außer ſich und ſtellt ihn als eiferſüchtig, brutal und filzig hin. Um drei Uhr Nachmittags ſteht ſie glücklich auf und geht um ſechs

247. Das Kapital als Siegeskönigin. Symboliſcher Kupferſtich von M. Hemskerk. Um 1560

Uhr Morgens zu Bett. Ihre Ausgangszeit iſt fünf Uhr Abends. Man ſagt, ſie ſei umſchwärmt und in der Freiheit des Soupers liebenswürdig. Genau weiß man's nicht, wer ihr Liebhaber iſt, und gerade dieſer Umſtand bringt ihren Gatten in Verzweiflung. Es bleibt ihm nur der Wunſch, ſie möchte wirklich einen haben; denn dann könnte er wenigſtens durch ihn ihr allerhand begreiflich machen laſſen, was ihr Vermögen betrifft, dieſen Hauptpunkt, der doch heutzutage das Wichtigſte iſt. Auf allgemeinen Feſten richtet ſie auch an ihren Gatten das Wort und lächelt ihm von weitem zu. Aber zu Haus vergehn ganze Wochen, ohne daß ſie ihn ſieht oder ſpricht. Alle Damen betonen, ihre Lebensführung ſei „dezent" und ihr Gatte könne ſich „glücklich" ſchätzen, eine ſo verſtändige Frau zu haben . . .

Die Machtbewußte braucht ſich nicht zu ſorgen, wie ſie Eindruck mache. Sie macht ihn, ohne es zu bemerken oder zu wiſſen. Flaubert ſchildert, wie Matho von der Erſcheinung der Salambo beſeſſen iſt:

So weinte Matho im Dunkeln. Die Barbaren ſchliefen. Spendius gedachte, wie er ihn ſo ſah, der Jünglinge, die ihn ehemals mit goldenen Gefäßen in den Händen angeflehet hatten, wenn er ſeinen Schwarm Buhlerinnen durch die Städte führte. Mitleid ergriff ihn und er ſprach: Sei ſtark, Herr! Auf deinen Willen herbei und flehe nicht mehr zu den Göttern, denn die Rufe der Menſchen rühren ſie nicht. Ei, du weinſt ja, wie ein Feigling! Demütigt es dich nicht, daß ein Weib dich ſo leiden macht? — Bin ich ein Kind? gab Matho zur Antwort. Glaubſt du, daß mich das Geſicht und die Lieder eines Weibes noch rühren? Wir hatten in Drepanon ihrer genug, um unſre Ställe mit auszufegen. Ich beſaß ſie mitten im Sturm auf die Städte, unter einſtürzenden Dächern, und wenn die Katapulte vom Schuſſe noch bebten! . . . Doch ſie, Spendius, ſie . . . Der Sklave unterbrach ihn: Wenn ſie nicht die Tochter Hamilkars wäre . . . Nein! ſchrie Matho. Sie hat nichts mit den andern Töchtern der Menſchen gemein! Sahſt du ihre großen Augen unter den großen Brauen wie Sonnen unter Triumphbögen! Erinnere dich: als ſie erſchien, erbleichten alle Fackeln. Zwiſchen den Diamanten ihres Halsſchmuckes ſchimmerten Stellen ihres bloßen Buſens; hinter ihr duftete es wie der Weihrauch eines Tempels, und ihrem ganzen Weſen entſtrömte etwas, ſüßer als Wein und ſchrecklicher als der Tod. Und doch ſchritt ſie daher, und dann blieb ſie ſtehen. — Er ſtand offenen Mundes und geſenkten Hauptes, mit ſtarrem Blick. — Aber ich will ſie haben! Bei dem Gedanken, ſie in meine Arme zu preſſen, ergreift mich eine wütende Freude; und doch haſſe ich ſie, Spendius, ich möchte ſie ſchlagen! Was tun? Ich habe Luſt, mich zu verkaufen, um ihr Sklave zu werden. Du wurſt es! Du konnteſt ſie ſehen; ſprich mir von ihr! Allnächtlich, nicht wahr, beſteigt ſie die Terraſſe ihres Palaſtes! O, die Steine müſſen erbeben unter ihren Sandalen und die Sterne ſich neigen, um ſie zu ſehen . . .

Wie die Machtbewußte mit den Verehrern umſpringt, weiß das Folklore jedes Landes zu erzählen. Das arabiſche hat dieſe Faſſung:

Die vornehme Dame und ihre vier Liebhaber. In Kairo lebte eine junge Dame, die ihren Gatten über alles liebte und ihr Haus nur dann verließ, wenn ſie einen ganz wichtigen Anlaß dazu hatte. Wie ſie eines Tages vom Bad heimkehrte, kam ſie an dem Tribunal des Kadi vorüber, das gerade geſchloſſen wurde. Der Kadi ſah der Dame ſchöne Geſtalt und leichten Gang und dachte an die Dinge, die er nicht an ihr ſehen konnte. So ging er auf ſie zu und bat leiſe um eine Zuſammenkunft. Die Dame beſchloß, die Frechheit dieſes Kadi zu beſtrafen, tat, als ob ſie darauf einginge, und ſchlug ihm vor, noch am ſelben Abend zu ihr zu kommen. Er verſprach es voller Freude. Während nun die Dame ihren Weg fortſetzte, wurde ſie noch von drei andern Männern angeſprochen, die ihr alle denſelben Vorſchlag machten, wie der Kadi. Sie ging auf alle ein und beſtimmte allen denſelben Abend und dieſelbe Stunde wie dem Kadi. Der erſte der drei Liebhaber aber war der Generaleinnehmer der Hafenſteuer, der zweite der Präſident der Metzgervereinigung und der dritte ein reicher Kaufmann. — Zu Hauſe erzählte die Dame ihrem Gemahl, was ihr begegnet war, und bat ihn, ihr zu erlauben, die Frechheit der vier alten Gauner mit einer Liſt zu beſtrafen. Die Strafe, die ich mir ausdachte, ſagte ſie, wird uns beide ſehr unterhalten und uns zudem noch was einbringen, denn die vier Liebhaber werden nicht mit leeren Händen kommen. — Der Mann wußte, daß er ſich auf ſeine Frau verlaſſen konnte und willigte ein. Die Frau bereitete nun gleich ein vortreffliches Eſſen, zog ein ſehr anzügliches Gewand an, ſetzte ſich auf den Diwan und erwartete ihre Gäſte. — Gerade, da man das Gebet verkündete, kam der Kadi und klopfte. Die Frau ließ ihn ein und empfing von ihm einen Kranz feinſter Perlen.

Kürtze vnd Doch Eigendtliche Beschreibung Der newen vnd alten haanrees von anfang bis zum endt.

Ach bin ich nicht zu frommer Sieman,
Der seinem weib gewesen lesten kan.
Tuts mir auch wohl auf meinen Kopp,
Ob ich gleich wird zu ein Kehbock.

Der dreyen wurdt ich auch gehalten warm,
Ein bob von einen gaukeis haan,
Darunder schmeckt mir hier vnd wein,
Las mein fraw mit andern lustig sein.

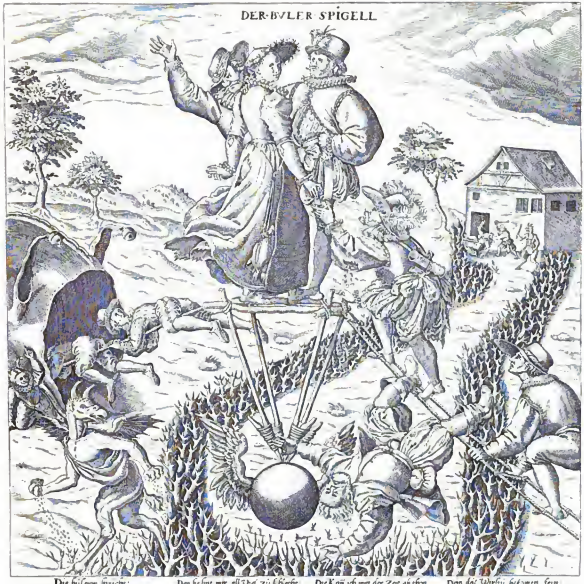
Was ich den sobleiben ein armer man,
Das ich mir nun gar reissen aufm haan.
Da zu ein baar gsts Ohrn tragen,
Gehorsam sein in mein alten tag.

So hab ichs mit schanden dahin gepacht,
Ein Preussen zum wohl gemacht
Ich Trost mich Das ichs nicht bin allein.
Schaw zu Das du nicht komst darein.

248. Die Hahnrei-Parade. Deutsches Flugblatt. 17. Jahrhundert

Darauf lud sie ihn ein, sein Gewand zu wechseln, damit er sich wohler bei ihr fühle, und zog ihm eine lange Weste aus gelbem Musselin an und auf den Kopf setzte sie ihm eine Mütze aus demselben Stoff. Der Gatte im Nebengemach hielt sich die Seiten vor Lachen, als er die häßlichen Grimassen des verliebten Richters und dessen alberne Kostümierung sah. — Kaum hatte der munitere Liebhaber Platz genommen, um sich an dem Mahle gütlich zu tun, als sich seine Freude in Schrecken verwandelte: es wurde an die Tür geklopft. Die Frau tat sehr erschrocken und rief: Der Prophet soll uns schützen, das ist ganz die Art, wie mein Mann klopft! Wenn er uns beide findet, wird er uns sicher töten! Der Kadi fühlte sich schon mehr tot als lebendig; die Frau half ihm auf die Füße und schob ihn in ein kleines Seitengemach, indem sie sagte, er solle da nur ganz stille bleiben, bis sie ein Mittel zu seiner Rettung gefunden habe. Der Kadi sank in eine Ecke mit dem frommen Vorsatz, der Liebe für immer zu entsagen, wenn er diesmal mit dem Leben davonkomme. — Nachdem die Frau den Kadi versteckt hatte, lief sie zur Tür und öffnete dem Steuereinnehmer, der vor Ungeduld schier umkam und der Dame eine Kassette mit Juwelen brachte. Sie nahm sie gnädig an und lud ihn ein, doch seine reichen Gewänder abzutun; dafür zog sie ihm eine viel zu kurze rote Jacke an und eine rote Mütze mit schwarzen Tupfen. Kaum saß er bei Tisch, als es an die Haustür pochte. Die Frau spielte dieselbe Komödie wie mit dem Kadi, der sich etwas getröstet fühlte, als er sich in Gesellschaft einer so respektablen Persönlichkeit fand, die ebenso fächerlich angezogen war wie er. Die beiden Alten machten sich in der Kammer Zeichen gegenseitigen Bedauerns, denn sprechen durften sie nicht, um sich nicht zu verraten. — Der Präsident der Metzgerinnung wurde eingelassen und sein Geschenk angenommen. Auch er mußte seine Kleidung wechseln und eine enge blaue Weste mit Ärmeln anziehn und eine mit Muscheln und allerlei Gehängen verzierte rote Sammtmütze aufsetzen. Kaum war er so weit, als sich wieder ein Klopfen hören ließ. Der vor Schreck starre Liebhaber wurde allsofort in die Kammer befördert, um da seinen beiden Rivalen Gesellschaft zu leisten. Nun erschien der Kaufmann, der schöne Schleier und kostbare Stoffe brachte. Aber es ging ihm auch nicht anders, als seinen Vorgängern, die ihn stillschweigend empfingen, nachdem es neuerlich geklopft hatte und er rasch zu ihnen abgeschoben worden war. — Diesmal hatte der Mann und Gatte geklopft. Er trat ein, küßte seine Frau und setzte sich auf das Sofa. Das Paar machte sich über das Abendessen her, das für die vier Galans bereitet war, und nachdem man gegessen hatte, gaben sich die beiden tausend verliebte Zärtlichkeiten, die den armen eingesperrten und vor Angst zitternden Teufeln nicht entgingen. Der Gatte war jung, schön und stark und der Liebe seiner Frau gar wohl gewachsen. Die heiteren Umstände versetzten beide rasch in einen solchen Zustand, daß sie bald halbnackt auf dem Sofa beieinanderlagen. Das glückliche Paar nahm absichtlich eine Stellung ein, die es den Vieren in der Kammer möglich machte, alles das zu sehen, was sie angereizt hatte. Nachdem sich die beiden so allen Freuden der Liebe überlassen hatten, fingen sie nach einiger Zeit der ruhigen Erschöpfung ein Gespräch an, so laut, daß die in der Kammer es gut hören konnten und kein Wort verloren. — Licht meiner Augen, begann der Mann, hast du nichts auf diesem Wege vom Bade zurück Lustiges erlebt, das du mir erzählen könntest? — Vier alte Kerle fand ich, sagte die Frau, die ich gern mit nach Haus genommen hätte, damit wir an ihren komischen Gesichtern Spaß haben. Aber ich fürchtete, es würde dich langweilen. Wenn du aber willst, so bestelle ich sie auf morgen! — Die vier Liebhaber, die vor Angst halbtot waren, bekamen wieder etwas Hoffnung, denn sie hielten, was die Frau da sagte, für irgend eine Erfindung, daß sie sie los bekäme. Aber die Hoffnung wurde bald zunichte. — Das ist schade, sagte der Gatte, daß du

249. Die Narrenkappe. Holländischer Kupfer. Um 1700



Die Buleren ſpricht:
Recht buleſch mecht ein Fraw dieſen
Wie wil ſie auff dem ſeil Kanſ führen
Ich hab mein gemahl gewahret hag:
Doch klagt ſich mir all nag:
Nu ſorſt vnter Füs Tieren Vnd ſwein
Kan ich als bald dren narren machen.
Ich will Kan Der ein handwerk Kan
Vier Wunder Leuen darinn mann:

Den he ſint mir all Dri zu ſchwere.
Der nieſt Kan ſlege dieſe Weg:
Ir Man Ein Jungfer ſtrauzz nim ſen
Dem geſitz dem Ein Meſterin:
Der Schmitt den Weg allzalt Enzwen
Das er Mein Frawen ausſtman Zu
Der Buler ſpricht
Ho ho nag ſege ſo du mir hart
Der narren Tayg gnich dinge ſtatt:

Der Kan ich mit der Zeit ao thon
Dar dir Wol Veer ein anderer ſin.
Ein ſpeczfrawen geht das es ſelig gat.
Kein gelz iſt all ſaf ſelig: thot
Den Vnke ſtendig Kein zeuz ahn
Das dir Dru gluck nicht ſtraffman Jen
Der teuffel ſchon ſen ſamen ſeie:
Darin den Vnkuch den auf gehe

Den die Wirtin gekomen ſein.
Das gſtuel Vnd gleich ſen ſich vorſtem:
Eur dienſt Wirt offt Bſtrem ergann
Der teuffel Wirt in der arumb ſtrafen

250. Die Gefahr der Umwerbung. Deutſches Flugblatt

ſie nicht gleich mitgenommen haſt. Gerade morgen bin ich mit Geſchäften mehr in Anſpruch genommen. — Darauf antwortete die Frau: So will ich dir geſtehn, daß ich ſie hergebracht habe und mich gerade mit ihnen amüſieren wollte, als du kamſt. Ich fürchtete, du könnteſt es übel nehmen, und deshalb hieß ich ſie in dieſe Kammer gehn und warten, bis ich wüßte, ob du zum Lachen aufgelegt ſeieſt! — Man kann ſich die Angſt der Vier vorſtellen und wie ſie zum Schrecken wurde, als der Gatte zu ſeiner Frau ſagte, ſie möge ſie einen nach dem andern hereinführen. — Jeder muß uns mit einem Tanz und mit einer Geſchichte unterhalten. Und dem,

der das nicht will, dem schlag ich mit meinem Säbel den Kopf ab! — Gott steh uns bei, sagte der Kadi, wie sollen so ernste würdige Leute wie wir tanzen? Aber es gibt keinen andern Ausweg, daß wir dieser verdammten Hexe und ihrem schrecklichen Genossen entrinnen und wir müssen unser Bestmögliches tun! — Seine Leidensgefährten waren derselben Meinung und harrten still ihres Loses. Da trat die Frau in die Kammer, hängte dem Kadi eine Trommel um und führte ihn vor ihren Gemahl; hierauf nahm sie eine Gitarre und begann darauf eine lustige Tanzweise zu spielen. Sofort fing der würdige Beamte zu tanzen an und machte dabei so sonderliche Grimassen und unsinnige Bewegungen, daß er völlig wie ein gesoppter Affe aussah. — Bei meiner Seele, sagte der Mann zu seiner Frau, wüßte ich nicht, daß er ein Tänzer und Springer von Beruf ist, ich würde ihn für einen Kadi halten. Aber, Gott soll mir verzeihen, ich weiß ja, daß unser ehrwürdiger Richter jetzt Urteile spricht oder über den Gesetzbüchern brütet oder über die morgigen Verhandlungen studiert! — Bei diesen Worten verdoppelte der Kadi seine Sprünge und Grimassen, um nicht erkannt zu werden; aber schließlich war er so erschöpft, daß er auf den Teppich hinfiel. Der Hausherr aber war mitleidslos und drohte ihn zu erschlagen, wenn er nicht weitertanze. Was der Arme auch tat, bis er schwitzend und pustend umfiel. Hierauf gab man ihm ein Glas Wein zu trinken, schenkte ihm das Geschichtenerzählen und jagte ihn hinaus. — So kam einer nach dem andern, mußte tanzen, bis er nicht mehr konnte, und wurde dann hinausbefördert. Die Vier gaben sich einen Eid, künftiger klüger und weniger vertrauensselig zu sein.

Aber auch mit ihrem Ehemann macht die morgenländische Dame nicht viel Federlesens, wenn er ihr im Wege ist:

Dieses Maultier hier war meine Gattin. Ich war einmal auf Reisen gewesen und hatte mich entfernt gehalten von ihr durch ein ganzes Jahr, und als ich meine Geschäfte beendet hatte, kam ich während der Nacht zurück zu ihr und fand sie mit einem schwarzen Sklaven auf den Decken des Bettes liegen, und die beiden plauschten und schäkerten und lachten und umarmten einander und reizten einander durch Liebkosungen zu böser Lust. Sobald sie mich sah, erhob sie sich schnell und warf sich mir entgegen mit einem Kruge Wassers in der Hand. Sie murmelte einige Worte über dem Kruge, besprengte mich mit dem Wasser und sprach zu mir: Tritt aus deiner eigenen Gestalt und werde zum Ebenbild eines Hundes! Und sofort ward ich zum Hunde, sie aber jagte mich aus dem Hause. Und ich ging fort und hörte nicht auf umherzulaufen und kam endlich zum Laden eines Bäckers; ich näherte mich und begann Knochen abzunagen. Als der Gebieter des Ladens mich erblickte, da nahm er mich und kam mit mir zu seiner Behausung. Als die Tochter des Bäckers mich sah, deckte sie sofort meinetwegen ihr Gesicht mit ihrem Schleier und sprach zu ihrem Vater: Ist es richtig, so zu handeln? Du bringst einen Mann mit dir und tritts ein mit ihm bei uns? Ihr Vater aber sprach: Wo ist doch dieser Mann? Sie dagegen: Dieser Hund ist ein Mann, und es ist eine Frau, die ihn verzaubert hat, und ich bin imstande, ihn aus der Verzauberung zu erlösen! Auf diese Worte sagte ihr Vater: Bei Allahs Segen über dich! o meine Tochter, erlöse ihn! Da nahm sie einen Krug Wassers, und nachdem sie über dem Wasser einige Worte gemurmelt hatte, besprengte sie mich mit einigen Tropfen und sprach: Verlaß diese Gestalt und kehre zurück zu deiner ursprünglichen Gestalt! Da erhielt ich meine ursprüngliche Gestalt wieder, küßte die Hand des jungen Mädchens und sprach: Ich begehre nun, daß du meine Gattin verwünschest, wie sie mich verwunschen hat! Da gab sie mir denn ein wenig von dem Wasser und sprach: Wenn du deine Gattin im Schlafe antriffst, schütte über sie dieses Wasser und sie wird sich nach deinem Wunsche verwandeln! In der Tat fand ich sie schlafend, besprengte sie mit diesem Wasser und sprach: Verlasse diese deine Gestalt und werde zum Ebenbild eines Maultiers! Und zur selben Stunde ward sie zum Maultier und sie selbst ist es, die du hier siehst, o Sultan und Gebieter über die Könige der Dschinn!

Die Machtbewußte ist ohne Frage ein Lieblingsthema der Künstler. Vielgestaltig, wie sie selber, sind auch die künstlerischen Erscheinungsformen, in denen sie aus dem Hirn der Männer geboren wird. Ein weiblicher Proteus, der Gestaltung und Stimmung nach Laune wechselt. Die Tradition der Motive wird gesprengt, die überkommenen Serien zerflattern, die freie Eingebung des Augenblicks wiegt vor. Gestern sah man sie pompös und gewichtig, mit steilen Linien und gestrenger Majestät. Heute dämmert ihr alles lässig dahin, Mattigkeit reckt die Glieder zu wohliger Verknickung, und morgen ist sie turbulent und hüpfend und der Diskant ihres Spottgelächters fällt plötzlich ins Grollen des Zorns hinunter . . .

Es ist schwer, hier in pedantischer Ordnung Bilder zu sortieren, wenn sie in allen Klangfarben durcheinanderjauchzen und nur der eine gefährliche sireuenhafte Grundton hervorsticht: Ich

¶ Kort of/du bist alleen/ ¶ Nyemandt lieuer dan dy/
Den ick vā herten meen. Dats God bekent eñ my.

Die Jonghe Ghesselle.

Een Jonck Ghesell/geradt van lyne/
Boeleerde/mit eenen olden Wijne/
Berumpelt was haer huyt ghehelick
Haer aensicht was seer buyter ende leelick
Alleen hy op die Guldens sach.
Ende op den Ghesellsack die hy haer lach.
Nae den seluen/hy steedes snapte
Veel soeter worden hy mit haer clapte
Geloofde seer veel der gueder Olde/
Hy wolde schoon ende eerlick holden.
Mer gedacht hey: nelick: Het solde wel luckē
Mocht ick sie men in mijn nett bestricken
Hoe wolde ick haer dat ghelt verterren
Ond haer die olde huyt ontberen
Eenen Jonghen holden wor ende laen
Daer nae den olden Gnuerlaet
Achter setten daer die torff staet.

¶ Gemont tot Campē/in die Gooder straet.

Dat Olde Wijff.

Dat Olde Wijff sach den Jonghelinck an
Die was schoon/glat/ende weighedaen.
Spraeck: Lieue Ghesel Ick wuchte/dat ghy
Van herten ende moede sut voel tot my
Dattet my/als den olden) wil vergaen
Die perstmael worden lieflick ontfaen
Ende balde soe coemt als dan die naerouw
Doch ick u beteren tot betrouw
Ghi sult an my met veuels bestaen
Mer u ghelick en guet reedelick man
Tegens my holden in allen saecken.
Ick wil u tot eenen Heeren maecken/
Mynguet u stellen onder daen
Twelck hest bespaert mijn olde man
Indien ghy u hebt nae mijner bede.
Dat Hylick wort besloten hier mede
Mer die Echte vergnick als ick u sede.

Op Peter Warnerk/in dē Witten Balck.

Der Männerkauf. Flugblatt auf die Macht des Reichtums. 16. Jahrhundert

251. Selbst der Teufel zieht den Kürzeren. Flugblatt des 17. Jahrhunderts

bin die Macht! — Makart's „Königin von Cypern" (Abbildung Nr. 147) sitzt bleichwangig auf dem Smyrna-Podest und die huldigende Landung schwillt mit Wohlgeruchen, Stimmengewirr und Geigentönen zu ihr hinan. Und Gautier's tizianische Schönheit wälzt einsam in „heißem Schlaf" ihre kraftvollen Wölbungen auf dem nächtlichen Linnen (große farbige Beilage). Immer strahlt sie das gleiche Fluidum ihrer Macht aus.

Amor ist gefesselt vor ihrem Lager. Mouliguon (Abbildung Nr. 282) läßt sie von ihrem ersten Siege träumen, der noch in ihren Fingerspitzen nachvibriert, und ihre Augen sehen einen Pfad, der mit Rosenblättern bestreut ist. Bei Moses Haughton (Abbildung Nr. 281) rauben sie dem kleinen Liebesgott die Pfeile und tun sie lachend ins eigene Haar. Prudhon zeigt sie uns kühl bis ans Herz hinan (Abbildung Nr. 105); Amor flattert wie ein gespießter Schmetterling.

Spät erhebt sich Missis Chloe (Abbildung Nr. 102); die „Trägheit" gähnt, unausgeschlafen vom gestrigen Getümmel, auf Numa Bassaget's Lithographie (Abbildung Nr. 104); schon greift sie wieder nach dem unterhaltenden Buch und überläßt den Fuß der geschäftigen Alten (vgl.

farbige Beilage von A. Guillaume: „Pédicure und Lektüre“). Wie lange wird es dauern, bis sie wieder kokett auf das Tigerfell des Divans sinkt (Abbildung Nr. 110).

Pompös ist „Albion, die stolze Schönheit“ auf dem Kupfer von Rowlandson (vgl. farbige Beilage); sie erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit tue, wie ihre wehenden Hutbänder besagen. Eben stürmt der kleine Admiral mit dem Feldgeschrei „Tod oder Sieg“ an ihrer Brustwehr empor. Aber auf dieser Jakobsleiter wird er wohl nicht in den Himmel gelangen. Kann ein Weib pompöser sein, als Elisabeth von England (Abbildung Nr. 242) oder Marie von Frankreich in ihren Staatskleidern (vgl. die doppelseitige Beilage in Schwarz). Die starre Linie des Pomphaften zeigt auch Beardsley's „Dame mit der Reitpeitsche“ (Abbildung Nr. 108) und seine „Helena“ bei der Toilette (Abbildung Nr. 109). Pompös gibt sich auch die kutschierende Dame auf der Berliner Lithographie von 1860 (vgl. farbige Beilage); ihr Groom platzt vor Hochmut, daß er ihr dienen darf, und sie beachtet nicht einmal die untertänigen Grüße der Reiter im Hintergrunde, sondern zuckt mit der Peitsche nach ihrem Traber.

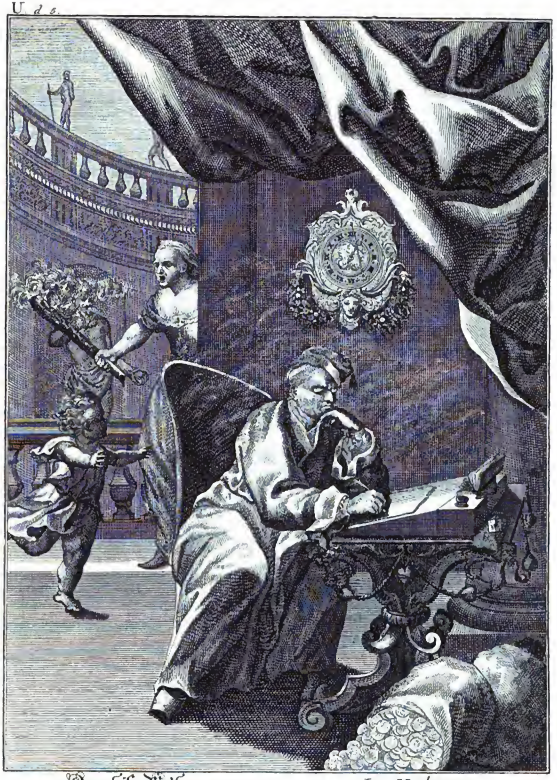
Wenn sie verführen will, wirbelt der Reigen kecker. Auf der Krähwinkliade (Abbildung Nr. 137) ist der Herr Leutnant einfach an ihr „hängen geblieben“. Dem Jupiter drapiert sie sich sphinxartig (Abbildung Nr. 95), dem Odysseus als Sirene (Abbildung Nr. 145), und dem alten Schwernöter Antonius tanzt sie in seinem Kellergewölbe eine berückend lukullische Kabarett-Gaukelei (vgl. die große farbige Beilage „Verfuchung eines unheiligen Antonius von heute“ nach einem Aquarell von Adolf Willette, 1910). Dem süßen „Pagen Cherubim“ gegenüber zieht sie als Gräfin Almaviva wiederum ganz andre Seiten der Koketterie auf (Abbildung Nr. 287); bald steckt er denn auch mitten drin in den „Verführungsnöten“ (vgl. farbige Beilage).

Die Tändelei der jungen Ehe ist oft bedenklich, wenn sie nachmißt, wie ihm wohl der „Kopfputz“ stehe (Abbildung Nr. 277). Lady Hamilton vermag sich vom Poklieren noch nicht zu trennen, während der Gatte schon mit dem Licht auf sie wartet (Abbildung Nr. 268). Beim „Lever der gnädigen Frau“ ist der Gemahl erschöpft (vgl. große Beilage in Schwarz nach Pietro Lunghi), Adonis knickt schlaffmatt dahin (Abbildung Nr. 6), der Liebhaber ist „kaput“ (Abbildung Nr. 158), während sie frischer als je in den Morgen hineinstrahlt. Doch ein Nichts genügt, und die „Tyrannin“ läßt ein Unwetter heraufziehn (Abbildung Nr. 257 nach Hogarth).

Sie „führt ihm die Hand“ (Abbildung Nr. 121), zeigt ihm das „Vorbild des Liebhabers“ (Abbildung Nr. 119), und wenn der Übermut sie kitzelt, bekommt er „Rasenstüber“ (Abbildung Nr. 144). Oder sie erzieht ihn zum „gelehrigen Pudel“ (Abbildung Nr. 162) und springt ihm mit einem „Hopla-Spießer!“ auf den Kopf (vgl. Beilage von Maurice Neumont). — Wie sie die Männchen einfängt, weiß das Wiener Caricaturen-Album von 1889 mit flauem Familienblatt-Humor zu erzählen:

Anweisung zum Fang und zur Zähmung der Männer. Im wilden Zustand lebt, so behauptet ein ungalanter Sachverständiger, der Mann zumeist in Rudeln, die gewöhnlich abends zur Tränke ziehn. Der Männer Lieblingsunterhaltung wird Tarok genannt, manche beschäftigen sich auch mit Kegeln und Billard. Ein hohes Interesse zeigen sie für die Frauen. Sie bemühen sich aber, im besten Licht zu erscheinen. Der Mann apportiert die Dinge, die man fallen läßt, trägt ohne Murren jede Bürde, die man ihm auflabet, wie Schirme, Mäntel, Körbe usw., und zeigt sich in jeder Hinsicht als treuer Beschützer. Da tritt auch die für den Fang geeignete Zeit ein. Jetzt muß die künftige Herrin trachten, das Tierchen durch alle ihr zu Gebote stehenden Künste mit allmählich festeren Banden an sich zu knüpfen und dann, wenn es dauernd gefesselt ist, kann ihm ein Ring als Zeichen der Zähmung — nicht durch die Nase, sondern an den Finger gesteckt werden als Mahnung der steten Anhänglichkeit. Den besten Fang erzielt man durch Kesseltreiben; das geschieht, indem man Kränzchen und Bälle veranstaltet. Hier werden gar viele widerstandslos gemacht; viele gehen auch von

U. d. 5.



Das böse Weib.

Wer will ein Muster böser Frauen
Und rechten Holley-Riegel schauen,
Der sehe nur mein Hauß-Creutz an.
Was kan mich Gold und Silber nutzen,
Wan ich in düstrer Qual muß sitzen?
Ach wer erlößt mich armen Mann?

Nepomuc. Andreae Caesareo Francisco excudit

La Mechante.

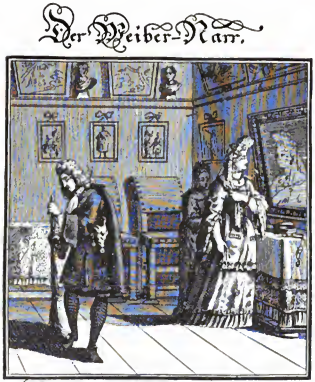
Voici d' Alecto la copie;
Si ce n'est un original
De nôtre tems d une Furie.
Ample Sujet pour Iuvenal.
Elle par la colère aigri
Dans les enfans bat le Mari.

Cum Gratia et Privilegio S. Cas. Majestatis. J. D. N. exc.

252. Der Hausdrachen. Kupferstich. 17. Jahrhundert

ſelbſt in die Falle und ſind dann auf immer der Freiheit verluſtig. Verſteht ſich die Herrin auf Liebkoſungen, Schmeicheleien und hauptſächlich auf gutes Futter (letzteres iſt die Hauptſache), ſo wird ſie ganz gut mit dem Männchen auskommen. Körperliche Züchtigung tut ſelten gut, gewöhnlich genügt der Anblick eines Pantoffels. Bleibt der Mann bis lange in die Nacht aus, ſo nützt eine Gardinenpredigt. Jüngere Exemplare ſind meiſt leichter einzufangen, als alte. Nützt die erſte Jagd nichts, ſo unternimmt man eine zweite und dritte; der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Satiriſcher geben ſich die Kupfer des 16. Jahrhunderts. Auf Abbildung Nr. 91 ſchaut der Philoſoph mit der Schellenkappe, der den Rummel kennt, zum Fenſter herein und ſoufflliert beluſtigt: „Mitt Füß tretten Handt drucken vnnd Lachen Kan Ich ſie alle drey zu Narren Machenn“. Im Buhlerſpiegel (Abbildung Nr. 250) ſieht man die „Gefahr der Unwerbung“. Über den Dornverhau führt eine unſichere Seilbrücke zu der Dame hinauf, und nichts iſt leichter, als der Abſturz, bevor man an's Ziel gelangt. Und wenn's erreicht iſt, ſauſt man geſchwind in die große Narrenkappe hinein, die wie ein teufliſch offenes Maul alle Männlein einſchluckt. Auf dem holländiſchen Kupfer von 1700 (Abbildung Nr. 249) zieht ſie dem Ehekrüppel eigenhändig die „Narrenkappe“ über die Ohren.



253. Der Weibernarr. Kupferſtich. Um 1700

Der Mann im vorgerückten Lebensalter iſt auch der Gegenſtand des allgemeinen Spottes auf dem erſten einer Serie von Hahnrei-Bildern (Abbildung Nr. 244). Das Hörner-Emblem hat etwas Grobſinnfälliges, ſodaß ſich feinere künſtleriſche Wirkungen ſchwer damit erzielen laſſen. Wir ſahen ſchon früher bei Gelegenheit eines Hogarth'ſchen Stiches (Abbildung Nr. 52), daß eine perſpektiviſche Täuſchung dazu benutzt wurde, das Gehörn aus dem Haupt des Ehemanns herauswachſen zu laſſen. Weniger geſchickt verwendet dieſen Trick ein Nürnberger Kupfer von 1810 (Abbildung Nr. 273): ſein oder nicht ſein, das iſt hier die Frage. Die Zeichnung von A. Guillaume (Abbildung Nr. 296) führt die Ideen-Aſſoziation vollſtändig aus; Madame geht wirklich „auf die Jagd“ und bringt die Krone gleich fertig präpariert mit. Frau-Frau läßt ſie in einem Titelblatt (Abbildung Nr. 309) „auf dem Geweih“ ſitzen, während ſie bei A. v. Salzmann ſinnig „ihr Heim ſchmückt“ (Abbildung Nr. 310). Das figurenreichſte Blatt iſt die farbige Beilage „Das Ordensfeſt der Hahnreie vor dem Thron J. M. der Untreue“, ein Kupfer etwa aus dem Jahre 1812. Da werden die Herrſchaften

254. Die Hausherrin. Deutsches Flugblatt. Um 1650

aus allen Ländern dekoriert. Die meisten sind still ergeben in ihr Schicksal. Bemerkenswert ist, daß auch einigen Frauen das Gehörn wächst. Die Empire-Dame vorn rechts tröstet ihren entsetzten Biedermann damit, daß sie auf ihr eigenes Haupt verweist. Auge um Auge, Geweih um Geweih.

Wenn die Machtbewußte spöttisch aufgelegt ist, hat sie andre Nuancen. Dem „Kampf um das Weib" schaut sie bei Giorgio Ghisi mit höhnischem Lächeln zu (Abbildung Nr. 206); Amor schläft und regt sich nicht, der Sieger im Kampf wird keinen Dank von der Dame begehren dürfen. Mit ausgesuchten „Tantalusqualen" peinigt sie den Ärmsten bei Grandville (Abbildung Nr. 141), und wie Held Menelaus „seine schöne Helena wiederbekommt", weiß eins der besten Blätter von Honoré Daumier zu erzählen (vgl. farbige Beilage). Die Dorfhähne, die sich um ihre Gunst raufen, erfrischt sie mit einem „kühlen Guß" aus ihrem Himmel (Abbildung Nr. 286), und sie kichert vor Vergnügen, wenn der Ehemann, der den Liebhaber ertappen wollte, nun dafür Schläge bekommt und dessen noch zufrieden ist (Abbildung Nr. 261).

Zur Abwechselung spielt sie die Starke, wenn den Männern schwach zu Mut wird:

In einer Theaterplauderei des „Fremden-Blattes" wird eine Unterhaltung mit der bekannten dramatischen Sängerin Edyth Walker wiedergegeben und dabei auch ein ergötzlicher Vorfall erzählt, den die Künstlerin vor einigen Jahren in San Francisco erlebte. Dieses Erlebnis gab sie in einem Hamburger Hotel zum besten, als sie, inmitten einer größeren Gesellschaft, sich zum Diner begab. Auf dem Weg zum Speisesaal wollte ihr ein Diener den Pelz abnehmen. „Um keinen Preis trenne ich mich von meinem Pelzmantel", rief Miß Walker, „er ist mir so teuer, wie mein Augapfel!" Und zu uns gewendet, fügte sie hinzu: „Sie begreifen doch, warum?" — „Keine Ahnung," erwiderten wir. „Diesen Nerzmantel", sagte die Künstlerin, „hab' ich mir während des Erdbebens von San Francisco aus meinem Hotelzimmer geholt, das ich bereits glücklich, allerdings im Nachthemd, verlassen hatte!" — „Ja, wissen Sie," fuhr Miß Walker fort, „daß ich diesen Pelz noch besitze, das be-

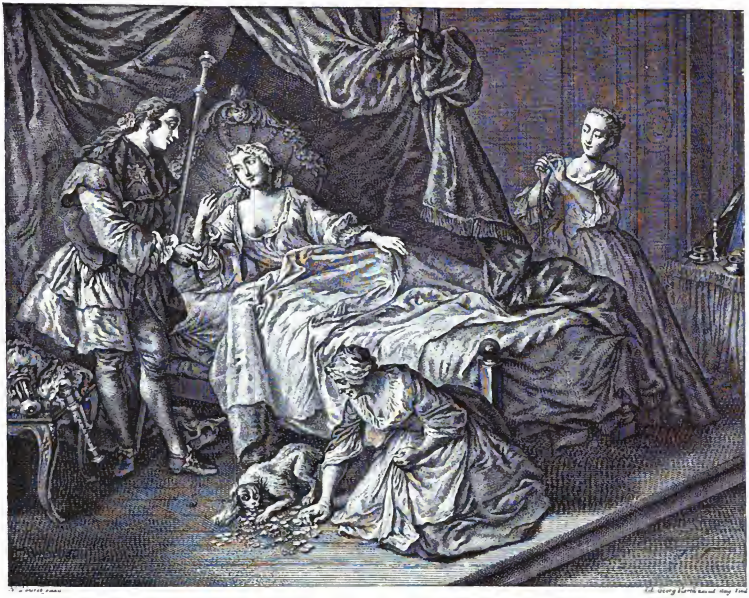
deutet einen Triumph meiner Geistesgegenwart! Wir Mitglieder der Conried-Truppe wohnten damals in verschiedenen Etagen des auf „Erdbebensicherheit" erbauten Palacehotels in San Francisco. Ich schlief noch, als um fünf Uhr morgens mein Zimmer wie ein Betttuchfeuer zu wanken begann. Im Nachthemd lief ich mit meiner alten Fanny — sie ist noch jetzt bei mir — die Treppe hinunter. Unten sagte uns der Hoteldirektor ganz ruhig: „Meine Herrschaften! Ich kenne die hiesigen Erdbeben. Jetzt sind die ersten Stöße vorüber — jetzt können Sie ruhig jeder noch einmal auf Ihr Zimmer hinauf und sich das Nötigste holen, was Sie für die nächsten Tage brauchen werden." Die meisten von uns wagten den letzten Gang. Es zeigte sich aber, daß wir Frauen doch mehr Hirngrütze haben als ihr Männer. Man mußte sich allerdings in zwei Stunden entscheiden. Was brachte ich mir von meinen Sachen? Diesen meinen langen Pelzmantel und mein Täschchen mit ein paar Dollars. Eine Kollegin von mir holte sich ihren Schlafrock und ein Paar Reitstiefel. Das war auch ganz vernünftig. Was aber brachten die Männer? Caruso gar nichts; denn er war vor lauter Beten und Weinen zu gar keinem Entschluß gekommen, Scotti brachte sich eine Zeitung und einen Kopfpolster (dabei halte er nichts als Hemd und Unterhose am Leibe), Kapellmeister Hertz sein Zahnbürstchen und eine Flasche Mundwasser — die wohlgefüllte Brieftasche hatte er auf demselben Nachtkästchen liegen lassen. — Burgstaller, der berühmte Bayreuther Parsifal, brachte — nun, was glauben Sie — seine Kopfbürste in der einen und ein lebendes Huhn in der anderen Hand mit. Wieso es ihm in die Hand gelangen, wußte er selbst nicht. Dafür hatten alle die Herren ihr Leben gewagt! O, ihr Herren der Welt!"

Oder sie ohrfeigt den Korpskommandanten und zeigt damit, daß sie gesellschaftsfähiger ist, als der Beleidiger annahm:

In F. in Ungarn hat sich gestern eine peinliche Affäre abgespielt. Der Kommandant des Armeekorps, General P., wurde dort von der achtzehnjährigen Tochter des Oberleutnants M. in Gegenwart zahlreicher Offiziere geohrfeigt. Der Korpskommandeur war zu einer Inspektion eingetroffen. Bei der Vorstellung des Offizierkorps auf dem Bahnhof reichte er allen Offizieren die Hand, mit Ausnahme des Oberleutnants M., angeblich, weil dieser seine ehemalige Wirtschafterin geheiratet hatte. Die Tochter des Oberleutnants nahm sich das so zu Herzen, daß sie beschloß, Rache an dem Korpskommandeur zu nehmen. Sie begab sich in das Hotel, in dem ein Bankett zu Ehren des Korpskommandeurs stattfand, und fragte den General, ob es wahr sei, daß er ihren Vater veranlaßt habe, seine Pensionierung einzureichen. „Ja!" sagte der Korpskommandeur. „Das ist mein letztes Wort!" Hierauf schlug das Mädchen dem General mit voller Kraft ins Gesicht. Fräulein M. erzählte von dem Vorfall folgendes: „Ich war darauf gefaßt, daß der Korpskommandant seinen Degen ziehen und mich niederstechen würde; aber er sagte nur: „Fräulein, was war das?" Es war ein peinlicher Augenblick; schließlich wurde ich von einem Offizier hinausgeführt; aber keiner der Offiziere wagte es, mich anzurühren. Das Mädchen erzählte weiter, man wolle seinen Vater pensionieren, weil seine Kinder illegitim seien. Ihr Vater habe alles getan, um ihre Legitimität durchzusetzen, aber vergeblich. Nach einer anderen Version soll Fräulein M. von einem Husarenleutnant insultiert worden sein, der aber vom Kriegsgericht unter Vorsitz des Korpskommandanten freigesprochen wurde. Nach dem Zwischenfall im Hotel erschien der Korpskommandant bei der Polizei und verlangte, daß man die junge Dame verhaften solle. Dies wurde jedoch abgelehnt.

Auf der Insel Man war es dem beleidigten keltischen Mädchen früher leichter gemacht, Beleidigungen zu rächen. Die keltischen Stämme neigten ja überhaupt sehr zu mutterrechtlichen Zuständen, wie wir später noch sehn werden. Also das beleidigte Mädchen lud den Schuldigen vor Gericht. Wurde der Klage stattgegeben, so führte man den Verurteilten auf den öffentlichen Hinrichtungsplatz und stellte ihm die mit einem Schwert, einem Strick und — einem Ring bewaffnete Klägerin gegenüber. Sie hatte dann das Recht, ihn zu köpfen, zu hängen oder sich als Gatten mit nach Haus zu nehmen. Der Verurteilte soll allerdings auch ein Wahlrecht gehabt haben; aber da wird ihm die Wahl manchmal sehr sauer geworden sein.

Die Machtbewußte wird leicht brutal, wenn sie die soziale Überlegenheit auf ihrer Seite weiß. Victor Hehn erzählt folgende Episode aus den sechziger Jahren: „Fräulein T... off, die Vertraute der (russischen) Kaiserin und eine sehr fromme Dame, hatte in Kissingen ein Blumenbouquet bestellt und der Gärtner, ein ehrsamer Bürger, überbrachte es ihr. Kaum hatte sie es entgegengenommen und einen Blick darauf geworfen, so schleuderte sie es dem Gärtner vor die



255. Morgenaudienz. Kupfer nach einem Gemälde von Lancret

Füße und rief: Iſt das ein Bouquet? Sie Schwein, Sie! Dies würde in Rußland etwas ganz Gewöhnliches ſein; ſo redet man die niedern Leute an, nur mit dem Unterſchied, daß man ſie zugleich duzt, und der ruſſiſche Gärtner hätte die erzürnte Dame ſicherlich mit unterwürfigen Worten zu begütigen geſucht, ſeine Schuld demütig bekannt und womöglich ein beſſeres, wenigſtens ein andres Bouquet gebracht — worauf die Dame ihm vielleicht noch ein Trinkgeld darauf gegeben hätte. Allein ſo verſtand es der Gärtner von Kiſſingen nicht . . ."

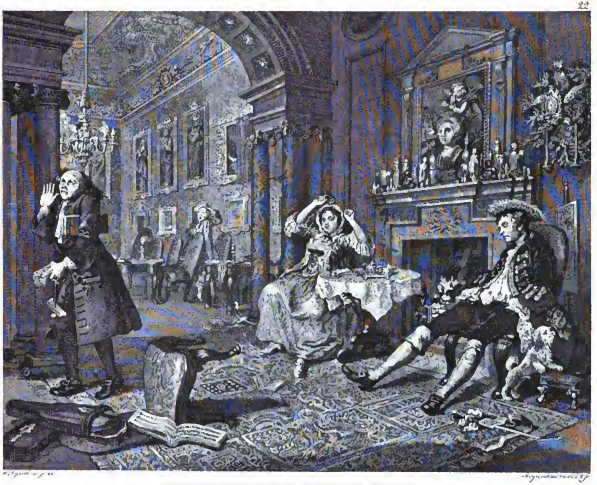
Das „ſtarke Geſchlecht" zeigt ein köſtliches Blatt von Chriſtophe (Abbildung Nr. 61). Der Hirſch iſt unter ihrem Feuer zuſammengebrochen und ſie hat ihm eben mit dem Fänger den Reſt gegeben. Stolz tritt ſie mit dem Fuß auf die Beute und ſtreift ſich den Ärmel wieder herunter. Da wird „ihm" ſchlecht, wie er das Blut rieſeln ſieht:· Nachbarin, Euer Fläſchchen! — Den „gezähmten Kriegsgott" legt ſie bei Willette übers Knie und verabreicht ihm mit ihrem üppigen Haar eine gehörige Tracht (Abbildung Nr. 294). — Wilder tobt das „wüſte Weib" Britannia mit ihren Miniſtern umher, die nicht Ordre parieren wollen (Abbildung Nr. 265); und die „Verleumdung" raſt, ein Sinnbild des weiblichen Sadismus, mit gellendem Geſchrei durch die nächtliche Stille und würgt mit Schlangen Hals und Glieder ihrer Opfer (vgl. große Beilage in Schwarz und Gelb nach einem Gemälde von Yvon). — Wie ſich das Thema von der Machtbewußten im konkreten Fall novelliſtiſch geſtalten läßt, zeigt folgende, pſychologiſch ſehr intereſſante Erzählung von Arthur Schubart, die ich etwas gekürzt wiedergebe. Sie erſchien 1909 in der Münchener „Jugend" unter dem Titel „Der Vampyr":

Mary preuve une vigy exemple.
Tay le dernier tout en Sang
Faut que chacun de vous contemple
Dans l'Estat ou je suis a present

256. Sie iſt der Machthaber. Franzöſiſches Flugblatt. 1705

Das Lever der gnädigen Frau

Italienischer Kupferstich von Pietro Lunghi aus der Mitte des 18. Jahrhunderts



257. Die Tyrannin. Kupferſtich nach W. Hogarth

geſtert wär gwen ... I bin um dieſelbige Zeit zur Aushilf gwen beim Reichsgrafn Lanskh. 's letzt Jahr is 's gwen, bevor daß i außi bin kommen auf Höllbach. Der Graf ſelm hat d'Gicht ghabt und hat net gehn könnt auf d' Hahnſalz; na is ſtatt ſeiner a Konſul kommen mitſamt ſeiner Frau. San a feltſams Gſpann gwen die zwei, ganz a feltſame! Er a kleiner dicker, ne net gar alt, aber hübſch verbraucht, weißt, und a Glatzn hat er ghabt a mordsgroße und ſcho ſo a müds Gſicht, wie wann eahm alls zwider wär gwen auf der Welt.

Sie größer wie um an Kopf ... ſchlank wie a junge Lärch, aber do woltern feſt. Blond is ſ' gwen und blaß und blaue Ring unter die Augn hat ſ' der ghabt und a Gſchau, ſcho ſo bſonders, wie i 's meiner Lebtag nimmer hab gſehn. Und ihre Augn ham allweil d' Farb gwechſelt: bald ſan ſ' grau gwen, bald blau und na gar wieder grün wie a See. Und a Gſichtl dazü, grad ſchmal und jung und dabei do, wie wann alle ſiebn Todſünden hätten Hochzeit drin gmacht. Gredt ham ſ' nix mitanander die zwei ... und ham do ganz gwiß no net laug mitſamm ghauſt, ſcho der Frau ihre Jahr nach.

Sie is allweil voraus, daß i ſelm kaum hab Schritt halta könnt, und er is uns nachghatſcht ſchö ſtad. Er hat's a weng ghabt mitn Schnaufer, hat aber der Frau ihrn Pelzmantl auch no tragn und hat 'hn ſi net abnehmen laſſn von mir, um kein Preis net. Wie a Muli is er der gangen, und ſie grad wie nochmal a Gams. An Samtjanker hat ſ' tragn und Hoſn aus Samt, und i hab mei Freud ghabt an ihr und hab ſ' gern voraus laſſn. 's Steign is mer bei denſelbign Anblick ſo viel leicht worn, grad nochmal ſo leicht, als wie ſonſt.

Umgſchaut hat ſie ſi nie nach ihrn Mann; grad allweil auffi und abkürzt die Weg, wo's nur hat ſein könnt. No, wie na der Konſul gar z'weit is hintu bliebn, han i zu ihr gſagt: Mir ſollten do a weng wartn auf 'n Herrn, meinen S' net? — Da hat ſie ſi umdreht, hat mer in d' Augn gſchaut und hat gſagt: Haſt vielleicht Furcht vor mir, Burſch, oder meinſt wohl gar, er wär eiferſüchti!? Und glacht hats dazu, weißt, ja ſcho ſo ſpöttiſch, daß i an brennrotn Kopf hab kriegt vor lauter Verdruß. Aber d' Antwort bin i ihr net

schuldi bliben. I fürcht überhaupts nix und niemand und Sie scho glei gar net! daß Sie's grad wissn! han i gsagt. Da hat s' wieder glacht, aber desmal ganz anders, mehr a so weißt, wie wann ihr des taugt hätt ... und na hat s' gsagt ganz verächtli: Die Hund, die wo bellu, beißn net! Du bist auch net besser als wie mei Hassan! — Damit weist s' auf an Schweißhund, der wo allwei hinter ihr her is gschlichn wie nochmal 's schlecht Gwissn. — Da muß i scho bitu; i bin kei Hund net, daß Sie's nur wissn! sag i ganz fuchti. — Alle Männer sind Hund! und Du willst a Ausnahm sei', grad Du?! lacht s' und zeigt mer a Biß, des wo an Marder hätt Ehr gmacht.

Da is 's mer auf emal ganz seltsam woru; an Zorn han i ghabt, scho so an Zorn, daß 's mer d' Red hat verschlagn, aber gfallu hats mer doch auch, weltern gfallu diesell Frau. — Soo muß mer Euch Männer dressiern, siehst soo! fahrt s' fort nach a Weil, macht ihr Hundspeitschn los und hant eini damit auf ihrn Hassan, grad nur zum Gspaß; denn weißt, der Hascher der arm hat gar nix angstellt ghabt. — Soo, siehst so! sagt s' und schlagt in einer Tour auf 'n Hund. Der heult laut auf und windt si vor ihr am Bodu ... da lacht s' wieder, setzt eahm ihrn Fuß auf 'n Bauch und tritt 'n Hund umanand wie net gscheidi. — Ja schama Sie Ihna gar net?! a Viech a so z'schindn?! fahr i auf, was hat er denn tan?! — Nix, Burschi, des is 's ja grad! lacht s' ganz verächtli, warum beißt er denn net, der Treps! Da beiß doch Kanaille! beißt! sagt s' und streckt eahm ihr bloße Haud hin, und der arm Hund leckt ihr d' Finger zum Dant dafür, daß s' 'n verprügelt hat. — Derweil is der Konsui auch schö stad nachgbatscht. Der kommt grad recht, denk mer i, der wird ihr satz do an Marsch blasn ...

Aber nix hat der Siemandl gsagt zu der Frau, gar nix! Grad gschaut hat er ganz eigens, wie wann er dem Schweißhund neidi wär gewen um die Prügl. I vergiß deseell Gschau meiner Lebtag net ... gieri is 's gwen und do scheu und grad gflackert dam seine Augn ... aber net zorni weißt, 's is überhaupts kei reine Flamm net gwen in dem seine Lichter. Aber i bin do froh gwen um eahm; i hätt net mehr gwißt, was i redn sollt mit der Frau. Grad recht hat mer inwendi alle, i weiß heut no net, is 's grad der Zorn gwen oder sonst no was anders.

Wie mer auffikommen in Schutzhaus, flaggt si d' Frau auf d' Ofenbank hin und sagt zu ihrn Mann: Komm her, Du darfst mer die Schuh ausziehu! und streckt eahm dabei ihre Gnagelten hin, die wo hübsch dreckt san gwen. — Jatz will i aber do schu, was er dazu sagt?! denk mer i ... Da kniet er scho nieder auch und macht si z'schaffen am Schuhzeug und gern hat ers tan, des hat mer eahm ang'sehn ... Ach, laß! sagt d' Frau auf amal, wie wann s' grad hätt ham wollu, daß er fuscht hat vor ihr ... des soll nur der Knecht da tun. — Mir is 's Blut in'n Kopf gschossn, wie die a so redt ... Mer tut so an Dienst ja sonst gern, davon is kei Red net, und gar an schön Weib ... aber daß mi diesell für an Knecht ghalten hat, des hat mi ganz narrisch gmacht ...

Freili, gsagt han i nix; mei Herr Graf hat s' do amal eingladn, han i mer denkt, sei Gast is s', und a Frauenzimmer dazu, magst nix machn, mußt stadt sein. Da streckt s' mer 'n Fuß scho hin auch und herrscht mi an: Wirb's bald?! — I schau auf ihrn Mann, ob der d' Frau a so anrühren laßt von an Fremdn ... i tät so was net angehn lassn, i net ... und da seh i wieder deuselln seltsamen Blick, wie wann mer der Siemandl neidi wär auf des Gschäft. — Des is amal a Gspassiger, denk mer i, so ein han i no nie net gsehn, und sieh der Frau dabei d' Stiefel runter, ein nach 'n andern. — Jetzt die Strümpf! Ich bin naß! sagt s', lehnt si recht kammod zruck und gähnt, wie wann s' Langweil hätt. — Da is mer a Gfühl durch 'n Leib griesselt, a ganz a eigens, und 's Herz hat mer gschlagn, wie wann i vor 'n stärksin Hirsch gstandn wär. Wie i ihr den zweiten Strumpf abizieh, stemmt s' mer den nackeln Fuß gegn d' Brust ... Ah! das wärmt gut! sagt s' und lacht ganz leis und zwickt d' Augn halb zu. Da nimmt auf eamal der Mann ihrn nackeln Fuß und küßt 'hn voll Inbrunst, wie einer a Bildl küßt, des wo gweicht is. Mir aber is 's gwen, wie wann i lauter Feuer hätt inwendi ghabt. I bin dazumal dreiazwanzg Jahr gwen, weißt, da is so was kei Gspaß nimmer.

Na ham s' gessn die zwei ... Er net anders, wie unsereins auch, sie aber hat an Teller voll Muschein vor ihr, die macht s' auf mit a Zang und saugt s' aus, grad wie a Marder die Eier. — Gel, des hast du auch noch nie gsehn, weil d' so gaffst wie a Schaf im Gwitter? lacht mi d' Frau an. Und allmal, bal s' glacht hat, is s' wieder anders worn; i kann der des net so beschreibu, weißt, unsereiner kann soviel Farn net machn. — Siehst?! sagst s', was ich da eß, des sind Tier; Äußern heißt mer s'; die schluck i lebendig und dann müssen s' sterbn in meim Magn drin ... Magst eine!? — Jatz bin i aber scho wirkli gwen wie a Salzsäul. Herrgott! die frißt d' Viecher lebendi, so was han i no nie net derlebt ... denk mer i. — Wär mer gnug, han i gsagt, bal di na inwendi 's beißn anfangen, naa! — Die beißn net, die sind zahm und feig wie der Hassan, wenn ich ihn prügle, feig wie Ihr alle! Du bist auch so, za, hast auch nicht gebissen vorhin und hättst es doch so gern getan! haha! ... Aber wann Du nichts von mir magst, ich will von Dir! Gib mal Dein Schwarzbrot her! das hat Rasse, das ist nicht so eklig und fad, wie das schwammige weiße! sagt s' und

258. Die Toilette der Venus. Kupferstich von Duflos nach einem Gemälde von Boucher

ſchaut dabei ihrn Mann a ſo an, wie wann dieſell Red eahm goltn hätt ... Na nimmt ſ' mer mei Butterbrot aus der Hand, beißt davon ab, gibt mers z'ruck und ſagt: Da ... ſetz haſt an Andenkn! — I hab net gleich gwußt, wie ſie's gmeint hat: dis i na ihre Marderzahudln had addruckt gſehn in meim Brot. Da hats wieder glacht und hat gſagt: Schad, daß 's net lebendi is ſo a Brot, da wär's noch viel beſſer! — Z'erſt han i mer denkt, bei der is 's net richti im Oberſtüdl; aber wie i die Augn hab gſehn, die wo ſ' dabei gmacht hat, da is mer a Licht aufgangen. Grad a ſo grauſam hat ſ' gſchaut wie vorher, wie ſ' ihrn Hund hat verprügelt. Des is kei Gheuerne net! han i denkt und hal ſ' auch net ſpiunt, gſunb is die meiner Lebtag net. Der ihr Mann möcht i net ſei', da wär mer Angſt . . .

— — — In der Fruh na ſan mer zu dritt ſort auf 'n Hahnfalz. — Wann nur mei Frau ſchießt! hat der Siemandl allawei gſagt und hat ſi gſchleppt mit ihrn Pelz, den wo die Frau do nie hat umglegt. — Aber no, der Hahn hat net mögn deuſeldign Tag ... Den andern Morgn um zwei ſan mer wieder auſſ... Der Siemandl hat's ſcho bald nimmer dermacht, nuiſamt dem, daß er deuſelln Pelz von der Frau nimmer tragn hat ... No, der Hahn hat halt wieder uet pfalzt ... Kommt ja dieam vor, daß ſ' allſamt verſchweign im ganzn Revier, du weißt net warum. — Ich hab's ſatt! hat der Konſul gſeufzt und hat ſie glei niedergelegt wie mer beim kommen ſan. D' Frau aber hat d' Lippn z'ſammbiſſn und d' Stirn dazu grunzelt und hat zu mir gſagt: Jetzt muß er erſt recht her, der Kerl! und wenn ich zehn Nächt drauf gehn müßt. — Alloa geh i net mit der, han i mer denkt; i hab ſcho geſpürt, daß 's Rechte nimmer ghabt hat mit mir. Wann ſ' mi angſchaut hat, is ſ' mer ganz damiſch worn, wie wann i an ſtarkn Wein trunken hätt. Und ſie hat's bald auch gmerkt, wie's in mir ausſchaut hat, weißt. 's is a helle gwen, no und des ham ja überhaupts d' Weiber glei les, wann ſ' wo a Feuer ham gliegt. — Du verſchlafſt mer gut auf dein Hahn! denk mer i, wie i mi niederleg deuſeldign Abend. Aber weißt, ſchlafn han i net könnt. Allwei hab i des Weib vor meiner gſehn mit ihrn ſeltſamen Gſchau und hab ihr Lachen in die Ohrn ghabt und des ſcharf Riechwaſſer gſchmeckt, des wo ſ' in ihrn Tüchl hat drin ghabt. Umanand han i mi gworfn und kei Aug had i zutun könnt und heiß und ſchwer is ſ' mer inwendi gwen, wie wann i Blei hätt ghabt in die Adern. Wie a Fieber is 's über mi kommen ... jaa! So hat ſ' mi verhext ghabt dieſell in dene zwei Tag. I ſcham mi heut no, wann i dran z'ruckdenk; aber ſchön is 's de gwen, arg ſchön! ... Aber weckn thu i ſ' net, han i mer allawei vorgſagt und hab do kein Blick net verwandt von der Uhr, ob's denn no uet bald Zeit wär zum Wecken.

259. Geſellſchaftsſpiel. Radierung von Ondry. 1728

Da auf amal gebt d' Kammertür auf ... d' Frau ſteht fix und fertig vor meiner und ſagt: Auf, Burſch! Der Hahn muß fallen! — Aber Ehana Herr?! Soll i 'hn net weckn?! Mir zwei ſo alloa drauß im Holz ... des könnt ſi na do leicht net ſchicku! han i gſagt wie im Traum und hab nur grad a ſo gwürgt an die Wort ... Den laß nur ſchlafn, Burſch! Was ſich ſchickt, weiß ich ſchon ſelber! Du haſt zu folgen! Mach weiter jetz, marſch! Gibt ſ' mer zur Antwort und geht aus der Hüttn.

Wie i ſ' einhol hinter'n Almgartn drauß, dreht ſie ſi um und ſagt: Gel, Walpurgis is heut?! — Ja wirkli! Da dran hätt i net deukt! ſag i, und dabei hal's mi kalt überlaufn. Haſt Angſt vor mir, Burſch?! lacht d' Frau ganz ſpöttiſch, ich had gmeint, du ſcheuſt dich vor nix und vor niemand?! — Is auch a ſo! ſag i ganz trotzi; aber gheuer is 's mer nit gwen dabei. — No, Clas! ſagt ſ' und ſchaut mi recht

260. **Korrektion.** Kupferstich von Gravelot. Um 1750

lieb an dabei, und der Mond scheint ihr voll auf ihr Geſichtl ... wie wär's na, wann ich a Herz wär?! — Sell glaub i bald ſelm! ſag i ganz heiſer; weißt, daß ſ' mi beim Rufnam hat guennt, des hat mi ganz und gar damiſch gmacht. — Glaubſt des?! lacht ſ' und ihr Stimm hat ſi aughört dabei wie a Zügnglöckl ... No wann d' des glaubſt, na weißt auch, daß d' Hexn reitn in der Walpurgisnacht. Ich will auch reitn, Clas! aber weißt, net auf an Beſn, ſondern auf dir! — Waas?! hau i gſagt, waas wollen S'?! und hab mi hoch aufgricht't. — Reitn auf dir! ſagt ſ' ganz harmlos, wie wann ſie des von ſelber verſtünd ... Knie nieder, marſch! ich weiß ja doch, daß du's gern tuſt ... ſo ... Da bin i wirkli ſchon hinkniet gwen auch ... i weiß heut no net, wie des zugangen is ... und ſie hockt ſi rittlings auf mi, ſtoßt mer die Absätz in d' Seitn und ſagt: Auf jetzt, Burſch! — Wie a Mondſüchtiger bin i ganzen mit ihr aufn Buckl ... z'erſt hab i ſ' überhaupts gar net gſpürt, aber der Weg is weit gwen und ſchiach und na is ſ' mer woltern ſchwer worn. Aber dal i a wengl verſchnaufen hab wollu, na hat ſ' mi glei antriebn: „Marſch, Burſch, nur flott, und hat mi in d' Seiten pufft mit die Gnageltn.

Auf amal ſagt ſ': Halt! jetzt hör i 'n Hahn falzn! ſpringt runter von mir wie a Katz und luft eini in d' Nacht. Er is no hübſch weit, fahrt ſ' fort, ſoo ... da haſt jetzt dein Lohn ... Damit packt ſ' mi an beide Ohrn, zieht mi ganz nah herbei und beißt mi in d' Lippn, daß ſie alls dreht hat um mi ... Seo Burſch! und

jetzt bleibst du da, ich spring allein an! sagt s' und is weg. I steh no ganz damisch und hätt gar net gwißt, ob i träum oder wach, wann mer 's Blut net wär abiglaufn . . .

Da fallt a Schuß, der Hahn poltert abi und glei drauf hör i d' Stimm von der Frau: Daher Bursch, daher! — Wie i zuwikomm, schlagt der Hahn im Schnee umanand, d' Frau aber steht davor, klatscht in d' Händ und schaut so grausam dabei, daß 's mer ganz anders is worn. Wie s' mi gwahr wird, ruft s': Apport! Bursch! hörst, apportiern sollst mer den Hahn! — Naa, des tu i net; i bin Eahna Hund net, daß Sie's grad wißn! — Na wart, Tropf! saucht s' wie a Katz und — schlagt mi mit ihrer Peitsch übers Gsicht . . .

Da hau i nimmer an mir halm könnt . . . Mir is 's gwen, wie wann mer all des inwendig Feuer wär rausgfahrn zum Kopf. Rot und blau is 's mer worn vor die Augn . . . packt han i d' Frau, niedergworfn in 'n Schnee und . . . no ja — — — den hätt i sehn mögn, der wo 's mit dreiazwanzg Jahr anders hätt gmacht als wie i . . . Ganz narrisch bin i gwen . . . sie is selm schuld dran! han i mer denkt, geht's iatz, wie's mag . . . Sie aber hat si net gwehrt, naa! grad allwei gstreichelt hat s' mi mit ihre klein kalta Handerln und grad lieb tan mit mir und aufgleuzt dazwischn: Endlich amal a Mann, endlich!! — —

No weißt, mir hat des Schneid gmacht, hat sie a so redt; und im Abigehn han i gsagt: Was is 's na, schießn mer morgn nochmal an Hahn mitanander?! — Da hat s' mi angschaut, wie wann ihr grauft hätt vor meiner und Angn hat s' gmacht so feindli und kalt, wie wann s' mi durch und durchstechn wollt und na hat s' gsagt ganz verächtli: Nein, Bursch! Schwarzbrot ißt man nur mal zur Abwechslung!!

Leider muß ich mich des beschränkten Raumes halber mit einem so ausführlichen literarischen Beispiel begnügen; sonst würde diese Arbeit leicht den vierfachen Umfang erreichen, wollte ich mehr, als nur Stichproben, aus meinem Material geben. Das Benehmen des Ehemanns ist klar; er ist von Natur der willige Untertan seiner Frau, die ebenso von Natur die Herrschsucht im Blute hat. Bemerkenswert ist, daß auch der trotzige Bauernbursch der Faszination unterliegt. Daß sie auf seine Schultern steigt und so zur Jagd reitet, scheint phantastisch. Aber wir haben bereits in Abbildung Nr. 168 einen italienischen Kupfer aus dem Jahre 1556 gesehn, der genau dieselbe Szene darstellt. Ich werde auch ethnologische Belege dafür bringen, daß ein solches Reiten auf Männern in Wirklichkeit vorkommt.

* * *

Der anbetende Mann. Im vorigen Kapitel war ausgeführt worden, daß dem herrischen Manne die komplementäre Ergänzung auf weiblicher Seite fehle. Eigentlich sollte es ja gar keiner weiteren Worte darüber bedürfen, daß die Anbetung des Weibes etwas Natürliches und Selbstverständliches ist, die Anbetung des Mannes aber eine regelwidrige Sache. Aber wenn man sich etwas an den Schuhsohlen abgelaufen hat, findet man hinterher, daß es lebensfremden und gelehrt tuenden Perücken total unbekannt ist. Wären nicht diese Haarbeutel mit ihrem schwülstigen Phrasenunfug und würden sich nicht die „Gebildeten" vor ihrem diktatorischen Schnarren verlegen ducken und sich von diesen Popanzen der Liebeswissenschaft ruhig beschimpfen lassen, ich hätte mir wahrlich die Mühe sparen können, dies Buch zusammenzustellen. Und wer sich von den am Irrenhausgeschäft beteiligten Jesuiten-Patres der medizinischen Fakultät einen Grenzpfahl setzen läßt, jenseit dessen die Pathologie der Anbetung des Weibes beginnen soll, der sehe nur zu, daß ihn nicht die gesündesten, schönsten, temperamentvollsten Weiber zu allererst auslachen oder ihm entsprechende Nasen drehn. Willst du genau erfahren, was sich ziemt . . ., bitte! Die Zöpfe haben ja davon keinen blassen Dunst.

Vielleicht ist gerade einer von diesen ausgezeichneten „Seelenärzten" an der Arbeit, um zu beweisen, daß Knut Hamsun „zwar nicht eigentlich geisteskrank, aber doch geistig krankhaft" sei, weil er in den „Mysterien" einen Mann folgendermaßen reden läßt:

Und Dagny würde siegen . . . Wie mächtig es war, dieses Geschöpf! Er begriff den armen Menschen, der nicht ohne sie leben wollte, den mit dem Stahl und dem letzten Nein; er wunderte sich nicht mehr über

LE COCU BATTU ET CONTENT.

261. Geſchlagen und zufrieden. Kupfer nach einem Gemälde von Pater. 1736

262. Die erboſte Gattin
Porzellangruppe aus dem 18. Jahrhundert

ihn; der Ärmſte hatte es aufgegeben, und was hätte er ſonſt auch zu tun gehabt? ... Wie ihre blauen Samtaugen funkeln werden, wenn nun auch ich denſelben Weg gehe! Aber ich liebe dich, liebe dich auch dafür, nicht nur um deiner Tugenden willen, ſondern auch für deine Bosheit. Du quälſt mich nur allzuſehr mit deiner Überlegenheit; weshalb duldeſt du, daß ich mehr als ein Auge habe? Du ſollteſt das andre nehmen, ja alle beide; du ſollteſt dich nicht drein finden, daß ich in Frieden auf der Straße gehe und daß ich ein Dach über dem Kopfe habe. Du haſt Martha von mir geriſſen, ich liebe dich trotzdem, und du weißt, daß ich dich trotzdem liebe, und du hohnlachſt darüber, und auch darum liebe ich dich, weil du hohnlachſt. Kannſt du mehr verlangen? Iſt das nicht genug? Deine langen weißen Hände, deine Stimme, dein helles Haar, deinen Geiſt und deine Seele liebe ich wie nichts andres, und ich kann mich nicht bergen davor, und ich weiß mir nicht mehr zu helfen, der Herr helfe mir! Ja du magſt mich herzlich gern noch mehr verhöhnen und über mich lachen; was tut das, Dagny, wenn ich dich liebe? Ich ſehe nicht ein, daß es weder davon noch dazu tut; meinetwegen magſt du tun, was dir einfällt, und deshalb biſt du in meinen Augen doch ebenſo ſchön und ebenſo liebenswert, das geſtehe ich willig ein. Ich habe dich auf irgend eine Weiſe enttäuſcht, du findeſt mich elend und ſchlecht, du häſteſt mich zu allem Schlimmen fähig; wenn ich meinem niederen Wuchs durch irgend einen Betrug abhelfen könnte, ſo würde ich es ſogar tun! Ja und was weiter? Wenn du es ſagſt, ſo iſt es für mich auch ſo, und ich verſichere dich, daß meine Liebe in mir anfängt zu jauchzen, wenn du es auch ſagſt. Selbſt wenn du mich geringſchätzig anſiehſt, oder mir den Rücken kehrſt, ohne auf eine Frage von mir zu antworten, oder wenn du auf der Straße verſuchſt, mich einzuholen, um mich zu demütigen, auch dann zittert mein Herz dir vor Liebe entgegen. Du mußt mich verſtehen, ich beſitze keinen von uns jetzt; aber es iſt mir auch gleichgiltig, ob du wieder lachſt, es verändert mein Gefühl nicht; ſo iſt es. Und wenn ich einmal einen Diamanten fände, ſo müßte er Dagny heißen, weil ſchon dein Name allein mich heiß macht vor Freude. Soweit gehe ich ſogar, daß ich deinen Namen unabläſſig hören möchte, ihn nennen hören von allen Menſchen und Tieren und allen Bergen und Sternen, daß ich taub wäre für alles andre und nur deinen Namen hörte in meinem Ohr wie einen endloſen Ton, Tag und Nacht, mein ganzes Leben hindurch. Ich möchte einen neuen Eid ſtiften dir zu Ehren, einen Eid zum Gebrauch für alle Völker auf Erden, nur dir zu Ehren. Und wenn ich dadurch ſündigte und Gott mich warnte, ſo würde ich ſagen: ſchreib es auf für mich, ich bezahle es mit meiner Seele, wenn die Zeit gekommen iſt und die Stunde ſchlägt ...

Verdächtig dürfte auch ſein, was Selma Lagerlöf im „Gösta Berling“ vorbringt:

(Der Hauptmann Chriſtian Bergh beſchimpft die Majorin beim Feſtmahl. Plötzlich kommt er zur Vernunft.) Ich bin betrunken, ſchreit er auf, ich weiß nicht, was ich ſage. Ich habe nichts geſagt. Vierzig Jahre lang bin ich nichts geweſen als ihr Hund und Sklave, ihr Hund und Sklave, weiter nichts. Sie iſt Margareta Celſing, der ich mein ganzes Leben lang gedient habe. Ich ſage nichts Böſes über ſie. Sollte ich der ſchönen Margareta Celſing etwas Böſes nachſagen? Ich bin der Hund, der ihre Tür bewacht, der Sklave, der ihre Laſten trägt. Sie darf mich mit Füßen treten, ſie darf mich ſchlagen. Ihr ſteht ja, daß ich bettle und ſchweige. Ich habe ſie vierzig Jahre lang geliebt. Wie könnte ich ihr etwas Böſes nachſagen? — Und ein merkwürdiger Anblick iſt es, wie er ſich nun ihr zu Füßen wirft und ſie um Verzeihung anfleht. Und da ſie auf der andern Seite des Tiſches ſitzt, rutſcht er auf ſeinen Knien um den Tiſch herum, bis er ihren Platz erreicht; da beugt er ſich nieder, küßt den Saum ihres Gewandes und benetzt den Fußboden mit ſeinen Tränen. — — (Auch der Held Gösta Berling ſelber hat ſolche Anwandlungen. Es heißt von ihm in bezug

Im Vorhof der Ehefreuden. Anonymer Farbstich um 1818

Albert Langen, München

Das Ordensfest der Hahnreie vor dem Thron J. M. der Untreue. Farbiger Kupfer um 1815

263. Und Abends wird gerauft. Italieniſcher Kupfer nach einem Gemälde von F. Maiotto. Um 1775

auf die Gräfin Dohna): Er begehrte nur, ihr dienen zu dürfen, wie ein Page ſeiner hohen Herrin dient, ihr die Schlittſchuhe anſchnallen, ihr das Garn halten, ihren Schlitten lenken zu dürfen. Von Liebe kann zwiſchen ihnen keine Rede ſein; er iſt gerade der Mann, der in einer romantiſchen ungefährlichen Schwärmerei ſein Glück finden kann.

Bei Caſanova war offenbar ſchon mehr als „Perverſität", eine richtig gehende „Perverſion" vorhanden:

Meine Schöne brachte ſich verſehentlich einen tiefen Schnitt am Finger bei, ſtieß einen lauten Schrei aus, hielt mir ihre ſchöne Hand hin und bat mich, ihr das Blut auszuſaugen. Wie man ſich denken kann, ergriff ich ſchnell eine ſo ſchöne Hand; und wenn mein Leſer verliebt iſt oder es jemals war, ſo wird er erraten, wie ich mich meiner angenehmen Aufgabe erledigte. Was iſt ein Kuß? Iſt er nicht der glühende Wunſch, einen Teil des geliebten Weſens in ſich einzuſaugen? Und das Blut, das ich aus dieſer reizenden Wunde ſog, was war es anders, als ein Teil des von mir vergötterten Weſens? Als ich fertig war, dankte ſie mir zärtlich und ſagte mir, ich möchte das ausgeſogene Blut ausſpucken. — Es iſt hier! ſagte ich, indem ich meine Hand auf das Herz legte, und Gott weiß, welchen Genuß es mir bereitet hat. — Sie haben mein Blut mit Genuß verſchluckt? ſind Sie denn Menſchenfreſſer? — Das glaube ich nicht, gnädige Frau, aber ich hätte befürchtet, Sie zu entweihen, wenn ich einen einzigen Tropfen hätte verloren gehn laſſen.

Poritzky ſpricht in ſeinem erſchütternden Bekenntnisbuch „Meine Hölle" von jenem Weib, die man „Hoffnung" heißt:

Die Hexe Hoffnung ſitzt uns im Nacken und reitet uns .... wir ſind alle von ihr beſeſſen, von dieſer launiſchen, verräteriſchen, teufliſchen Dirne, die unſrer Eitelkeit Fallen legt; ihre liebliche Schminke täuſcht uns täglich immer wieder, und immer wieder umnebelt ſie unſere klaren Sinne und peitſcht uns durch das wider-

wärtige Leben .... alle sind wir Maschinisten und fühlen Weltuntergänger, wenn die Hoffnung uns schlägt, und wenn wir noch im Todesröcheln liegen, glauben wir an sie und halten an ihr fest; an ihr, der Teufelinne, die uns das ganze Leben hindurch gequält, stündlich gequält und getäuscht und uns die Erdenhölle heiß gemacht hat. Und alle ihre auserwählten Knechte, die Dichter, die Musiker, die Maler, die Bildhauer, die Künstler, alle sind taub und blind und hören nicht und sehen nicht, wie ihre Göttin auf dem Altare stirt und höhnt.

Das ist gewiß im übertragenen Sinne gemeint; aber man sehe daneben, was die Gräfin D'Aulnay im Jahre 1685 auf ihrer spanischen Reise von den Fensterpromenaden zu erzählen weiß:

Sie binden Bänder an ihre Geißlein und gewöhnlich verehren ihnen ihre Geliebten seidne Schleifen. Wenn sie allgemein bewundert werden wollen, so dürfen sie nicht mit den Armen herumfechten, sondern müssen die Hiebe nur aus dem Handgelenk fallen lassen; sie müssen ohne Rast schlagen und das Blut darf den Anzug nicht besudeln. Aus furchtbaren Wunden auf den Schultern fließt das Blut in Strömen; sie ziehn mit gemessenen Schritten durch die Straßen, und wenn sie vor dem Fenster der Geliebten vorüberkommen, geißeln sie sich mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung. Die Dame, der diese Huldigung gilt, blickt durch die Fenstergitter auf dieses herrliche Schauspiel, munteri ihren Verehrer durch ein Zeichen auf, zuzuschlagen und läßt ihn merken, wie sehr ihr diese Art der Galanterie gefällt. Wenn die Fagellanten unterwegs einem schönen Weibe begegnen, so bauen sie so zu, daß diese von ihrem Blut bespritzt wird; das ist eine große Ehre und die Dame dankt dafür voll Erkenntlichkeit .... Das ist alles buchstäblich wahr.

Und ein starkes Stück ist es gewiß auch und nicht jedermanns Geschmack. Aber es verdient doch angemerkt zu werden, daß eine Dame diese fremde Sitte nicht für Paranoia hält und keine tadelnden Worte dafür findet. Sie scheint die spanischen Frauen um den Genuß einer so zügellosen Verehrung im stillen zu beneiden. — Die innerliche Ekstase als solche bleibt sich ja gleich, ob das Blut von den Schultern rieselt, oder ob die anbetende Gestaltung dem Dichter fast das Hirn sprengt. Der junge Goethe konnte Franz, den Leidenschaftlichen, hinhauen:

Franz: Adelheid von Waldorf. — Weislingen: Die? Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört. — Franz: Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet, ich habe die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist. — Weislingen: Du bist nicht geschickt. — Franz: Das kann wohl sein. Das letzte Mal, da ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem. — Weislingen: Das ist seltsam. — Franz: Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihre Augen aufs Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein seiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König sein mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das bleudende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finsteren Haaren erhoben ward! — Weislingen: Du bist drüber gar zum Dichter geworden. — Franz: So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise. Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stand, warf der Bischof einen Bauern herunter, ich fuhr danach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Tür hinausgekommen bin . . .

Und auch „Lilli's Park" gelang ihm, bevor er seinen Most noch zum Tasso abklärte, bevor der Rücken der Römerin ihn zum Abklopfen des elegischen Versmaßes anregte und Meister Iste im „Tagebuch" seine Grillen zeigte:

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß hereinbetrogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht
Und mit den andern zahm gemacht,
Bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

264. **Der Dreibund.** Italienischer Kupfer nach einem Gemälde von F. Majotto. Um 1775

265. Ein wüſtes Weib. Politiſche Karikatur von Rowlandſon. 1794

Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe,
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' in's dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehänge zu dringen,
Über die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Kaskaden
Und kau' und wein' und wälze bald mich tot,
Und ach! es hören mein Not
Nur porzellanene Oreaden.

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die Liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blütevoll.
Ach, ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträucher nieder,
Die Büſche ſtehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Tier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täppig, knollig!"
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſein.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,

„Ihr ſagtet: Ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, grad aus:
Ich bin der Bär;
In einem Fileſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu
Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern
Zeit;
Dazu bin ich zu wütig heut.

Denn da! ſteh' ich ſo an der
Ecke
Und hör' von weitem das Ge-
ſchnatter,
Seh' das Geflitter das Ge-
flatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm'
Und renne rückwärts eine
Strecke
Und ſeh' mich um
Und brumm'
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wie-
der um.

Dann fängt's auf einmal an
zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt
aus der Naſen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Tor, ein Häschen
nur?
So ein Pipi! Eichhörnchen,
Muß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſt'gen
Nacken,

So ſittig, als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte beb' ich mich und ſchwinge mich verſtohlen
Leis an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn und kraut mir um die Ohren
Und patſcht mich mit munwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrogne Tor;
Doch will er ſich ein bischen nützlich machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wohl einmal, von Lieb' und Treu erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht
Und wieder flieht und mich mit überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſtehn,
Seitblickt mich ſpöttiſch an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hilfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Heine hat ſich's meiſtens leicht gemacht mit der Reimerei, aber immerhin:

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

266. Das Deſſert der Stiefmutter. Kupferſtich von Gillray. 1786

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sei mir gütig, ſei mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

In der „Vorrede“ zur dritten Auflage des Buchs der Lieder iſt ihm das Weib die verhängnisvolle Sphinx mit den Löwentatzen:

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da ſah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hochaufſtiegen.

Verſchloſſene Fenſter überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es ſchien, als wohne der ſtille Tod
In dieſen öden Mauern.

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüſten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüſten.

Ein ſchönes Weib! Der weiße Blick,
Er ſprach von wildem Begehren;
Die ſtummen Lippen wölbten ſich
Und lächelten ſtilles Gewähren.

Die Nachtigall, ſie ſang ſo ſüß,
Ich konnt' nicht widerſtehen —
Und als ich küßte das holde Geſicht,
Da war's um mich geſchehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küſſe lodernde Glut
Mit Dürſten und mit Lechzen.

Sie trank mir faſt den Odem aus —
Und endlich, wollüſtheiſchend,
Umſchlang ſie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleiſchend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Luſt unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich!

Die Nachtigall ſang: „O ſchöne Sphinx!“
O Liebe! Was ſoll es bedeuten,
Daß du vermiſchteſt mit Todesqual
All' deine Seligkeiten?

O ſchöne Sphinx: O löſe mir
Das Rätſel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tauſend Jahre!“

267. Die Nachtruhe. Wiener Karikatur. Um 1810

Schlagen wir zwei Jahrtauſende in der Dichtkunſt zurück und hören den Properz in einer ſeiner Elegien:

Weshalb wunderſt du dich, daß ein Weib mein Leben regieret
Und mit ſtrengem Geſetz herriſch dem Manne gebeut?
Ehernes Joch hat ſchon dampfſchnaubenden Stieren Medea
Aufgelegt und die Saat eherner Schlachten geſät.
Sie hat den gähnenden Rachen des hütenden Drachen geſchloſſen,
Daß in des Aeſon Haus käme das goldene Vlies.
Trotzig zu Roß, mit Pfeilen der Danaer Flotte zu drängen
Hat die Mäoterin einſt, Penteſilea, gewagt.
Aber nachdem ihr die Stirn bloß war von dem goldenen Helme,
Ward von der Schönheit Macht ſelber der Sieger beſiegt.
Glänzender ſtrahlete noch Ammi von der indiſchen Jungfrau
Omphale, da ſie den Leib ſpülte im gygäiſchen See,

268. Lady Hamilton. Ausſchnitt aus einem größeren Kupferſtich von Gillray

Daß, der als Zeichen des Friedens dem Erdkreis Säulen geſetzet, Er mit der nervigen Fauſt, drehete weiches Geſpinnſt.

Frank Wedekind hat im 1. Jahrgang des „Simpliziſſimus“ ein Gedicht veröffentlicht, „Kathja“ betitelt, ſpäter in der Ausgabe ſeiner geſammelten Werke „An eine grauſame Geliebte“ genannt. Daneben iſt eine blattgroße Zeichnung von Slevogt, mit ſtarker Bewegung und viſionär hingeworfen. Techniſche Schwierigkeiten erlauben leider die Reproduktion an dieſer Stelle nicht. Ein bleiches Weib mit glühenden Augen, im feuerroten Mantel, das Hifthorn in der Linken, ſchwingt die Peitſche über der winſelnden Meute, während ein Maun, nackt, am Erdboden hingekrümmt, nach ihrem leuchtenden Bein haſcht und es in Küſſen verzehrt:

269. Blindekuh). Franzöſiſcher Kupfer. Um 1818

Hetz' deine Meute weit über die Berge hin,
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gib ihr die Peitſche, gewaltige Jägerin,
Sieh, wie ſie dir winſelnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke ſpringt,
Eh' die Brut dir entgegenſteht, wenn dein Hifthorn klingt,
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen Schrei,
Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing' deine Peitſche! Dein gellendes Halali
Tönt wie des Todes wilder Triumphgeſang.
Das Auge, blutunterlaufen, ſterbensbang,
Späht nach dem Wild deiner Luſt und erblickt es nie! . . .

„Das zertretene Herz" iſt ein Motiv, daß auch in den bildlichen Künſten beliebt iſt (vgl. Abbildung Nr. 432). Karl Bulcke hat es in Verſe gebracht:

Trüb war mein Herz den ganzen Tag,
nun wird es trüber und trüber,
Trompeten und Geigen und Paukenſchlag —
Du tanzt mir lachend vorüber.

Es jauchzen Flöte und Klarinett,
du lachſt ſo ſelig, du Süße!
da ſpringt mein Herz auf das blanke Parkett
und rollt dir unter die Füße.

Es hüpft wie ein roter Kinderball
und hüpft und will nicht ruhen,
es folgt im Saal allüberall
deinen kleinen tanzenden Schuhen.

Die Damen und Herren lachen wie toll,
wie klingt doch Lachen ſo herzlich!
Ich bücke mich tief und kummervoll
und lächle ſelber ſchmerzlich.

Da ſeh ich dich plötzlich vor mir ſtehn,
du haſt ſo rührend gebeten:
Verzeihung — es iſt nicht mit Abſicht geſchehn!
ich habe Ihr Herz zertreten . . .

In den Fängen des Vampi

76. Anonyme Lithographie. Um 1890

Albert Langen, München

270. Das Hauskreuz. Bamberger Flugblatt. Um 1815

Franz Werfel zeichnet den „armen Studenten, ſüße vornehme Frauen anbetend“:

Wenn Ihr vorüberzieht
Leicht und erhaben,
Senkt ſich das Augenlid
Schüchternem Knaben.

Wenn Ihr zu Wagen ſteigt
Freundlich gelaſſen,
Wenn Ihr im Gruß Euch neigt,
Kann ichs nicht faſſen.

Haus und Konditorei
Warten beſcheiden.
Park läßt Euch nicht vorbei,
Ohne zu leiden.

Kaufhaus, wie Ihr gebeut,
Dient Euch in Scharen,
Loge iſt hocherfreut,
Euch zu bewahren.

Alle ſind mehr, als ich,
Sofa und Steine,
Ach, ſo verbleibt für mich
Sehnſucht alleine.

Abendlich angeſchwellt,
Will ich entellen,
In naher Willenswelt
Hügelwärts weilen.

Staumpfend und ſchüttelnd g'rung
Reizenden Wegen
Trägt mich der Vorortzug
Tönend entgegen.

Rühmlichſten Pavillon
Will ich erſteigen.
Nacht, ſie empfängt mich ſchon,
Wirklich zu ſchweigen.

Will ohne Liebesdank
Talhin mich ſpülen.
Will nichts, als ſtundenlang
Fühlen und Fühlen.

Der Anonymus Dr. K. L. hat 1895 in einer ſehr originellen Form unterm anderm auch die Anbetung des erotiſch faſzinierenden Weibes geſchildert. Es handelt ſich um das Büchlein „Luſtige Thaten und Abenteuer des alten Kloſterbruders Hannes von Lehnin“, das durch ſeinen übermäßig verſchnörkelten altertümlichen Stil ſofort die Myſtifikation verrät und wohl auch niemanden ſo hinter's Licht geführt hat, wie etwa die „Contes drolatiques“ des Honoré de Balzac ſelbſt geriſſene Literaturkenner hineinlegten. Die Szene ſpielt in Konſtanz zur Zeit des großen Konzils:

... ware dahero Bruder Hannes nu wie umgewandelt, litte an unmeßlicher Brunſt und Glut, ſolcher folgete große Triſtifikation, indeme er all die ſchönen Kurtiſanen, Buhldirnen und Weibsbilder ſahe, ausgerüſtet mit aller Verführbarkeit der heidniſchen Fraue Venus, ſo ſich alle hier eingeſtellet, zu erhellen und zu erleuchten das geiſtliche Verſtandnus der patres concilii. Verzagete faſt und wurde toll in ſeinem Hirn, indeme er nicht wußte, allwie er es machen ſullte, an dieſe Syrenen zu kummen, ſo ausſogen und frequentireten die Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, item Großmeiſters, Legaten, Prinzen, item Herzoge und Markgraven, und ſolche traktireten und maltraktireten, als ſein es ſimple Bürgerlein weſt.

271. Die Liebesbrücke. Kupfer von Boſio. 1816

... Stieße er nu anderen Tags auf der Gaſſen auf ſolche falſche Prinzeß, ſo ſich in ihrer Sänfte vun reich geſchmücketen Pagen tragen ließ, ſich auch in ſündhafter Luſt in den weichen Kiſſen wälzete, gleich der Sau in ihrer Pfütz, bliebe der gute Bruder ſtehen, gleichſam als ſeye die Mauſſeuche über ihn kommen, gleiche dem Hund, ſo in der Luft ein Fliegen fanget und ſchnappet, item entbrennete noch mehr in Brunſt und Liebesluſt denn jemalen vorher.

... Zu wiſſen nämlich, allwie dieſe Schöne, ſo Namen Iſabella hatte, die koſtbareſte, eigenwilligſte Buhlin der Welt ware, paſſirete für die allerſchönſte auf Erden, ſo in allen Künſten der Lieb erfahren und experimentiret, denn kein andre, übete dazu eine Macht über die Männlein, ſo nit ihresgleichen unter der Sonnen, alſo daß ſie die Kardinäl ſchimpfete und maltraitirete, item Kurfürſten und Markgraven, ſo alle wie die demütigen Hündlein vor ihr krochen, auch gleich dieſen die Hand lecketen, ſo ſie züchtigete. Hatte auch in ihren Dienſten eitel Lanzknecht, Herren, Arſchiere, ſo nur danach ſtrebeten, ihren Willen zu hüren und danach zu thun, deromaßen, daß ſie nur brauchete den Mund zu öffnen, maſſakerirten ſolche nach ihrem Willen und Gebot dieſen oder jenen. Solches koſtete ihr nur ein Lächeln, und es wäre geſchehen um den Mann; ginge ſo weit, alſe daß ein welſcher Hauptmann, Namens Barzanti, welcher in Dienſten des Königs vun Frankreich ſtund, ſie alltägelich fragete, ob er dieſen oder jenen, ſo ſie beleidiget durch Wort oder Blick, kaponiren, ſpießen, ſchießen, häugen oder droſſeln ſullte, alſo daß Pfaff und Herre vor dieſem Böſewicht Furcht und Bangen kriegete. Summa summarum waren nur die Kardinäl und Kurfürſten, mit welchen dieſe Fraue Iſabella ſich accomodirete, hatte ſolche am Narrenſeil, gleich den Hündlein, ſo nach ihres Herren Pfeif tanzen und zware allein durch ihre Faſſon der Lieb; item ihr liebeliches Weſen auch Gringlein welche die tugendhafteſten, ehrenhafteſten Männlein, ſo kalt wie Marbelſtein, gefangen wurden und häugen blieben gleich den armen Vöglein auf den Leimruten des Voglers. Lebete ſomit geehret, geliebet und reſpektiret wie eine wahre Prinzeß, nennete ſie auch alle Welt nach Art der Welſchen Madame, alſo daß Kaiſer Sigismundus, da eine tugendhafte und ehrſame Edelfrau hierob klagete, ihr antwortete: — Wiſſe gar wol, allwie die züchtigen und frummen Weiblein

das Röcklein heiliger chriſtlicher Tugend trügen, indeß die Frau Iſabella die ſüßen Irrtümer derer heidniſchen Frauе Venus lehrete, künnte aber dagegen nichts thun.

(Hannes iſt endlich im Tête-à-tête mit ihr. Ein Biſchof dringt ſtörend ein und will ihn hinausweiſen.) Weichet nit vun der Stell, mein Pfäfflein! ſchrie die Frauе Iſabella und ware im Zorn faſt ſchöner zu ſchaun, denn in der Lieb, derweile ſich itzund Zorn und Lieb vereinten. Weichet nit vun der Stell, mein Freund! Ihr ſeid hie zu Haus! — Daraus der gute Bruder Hannes erkennete, allwie nur er vun der ſchönen Buhlin geliebet ward. — Lehret ihr nit dem Wulf alltäglich und ſtehet nit alſo geſchrieben, daß ihr vor Gotte im Thale Joſaphat dereinſt alle gleich ſein werdet? fragete ſie den Biſchof. — Solches iſt eine inventio des Teufels, ſo in der Bibel ſtehet, antwortete der läſterliche Pfaff, den das übermäßig und unmeßlich Fett faſt erſtickete. — So ſeid denn gleich vor mir, ſintemalen ich Euer Göttin hie auf Erden bin, erwiderte Frauе Iſabella, wollet ihr nit, daß ich Euch bei Eurem Halſe aufhenken und erwürgen laſſe, welches ich ſchwöre bei der Allmacht meiner tonſur, ſo noch jederzeit werth iſt die des heiligen Vatters zu Rom.

(Ein Kardinal kommt weiterhin dazu und Hannes läßt ſich ſcheindar durch ein Geldangebot fortlocken.) ... Frauе Iſabella ſeufzete danacher tief auf. Hätte dazu das ganze menſchliche Geſchlecht, ſo ſie es in ihren Händen gehalten, gar arg traktiret und maltraitiret, dieweil ſie in Liebesfeuer und Gluth zu dem Mönchlein entbrennet war, und ihr ſolches beid zu Kopf geſtiegen, alſo daß ihr die Flamen hievun über ſelbigen lichterloh zuſammenſchluzen. Hatte auch große raiſons zum Zorn, maßen es ihr zum erſten Male geſchahe und arrivireie, daß ein Männlein ſie ausſchluge und verachtete, zumalen ſolch elend Münchlein.

(Um den Biſchof zu entfernen, befolgt der Kardinal den ſchlechten Rat des Hannes und giebt an, er komme eben von einem Diphtheriekranken; als er nun zärtlich werden will, bricht Madame Iſabella aus:) Ha! ſchrie ſie und trat zurücke, Du willſt alſo meinen Tod, Du Narre der Frau eccleſia? Kummet alles bei Dir nur drauf an, Dich zu divertiren und zu ergötzen, Du Baalspfaff und heidniſcher Oberprieſter, mag ich und mein Liebesbrünnlein drob zu Grunde gehn! Möchteſt mich maſſacriren, danacher mich tröſten damit, daß Du mich canoniſiren wolleſt! Haſt die Halswürge und Dich verlanget nach mir? Eile, daß Du vun dannen kommſt, Münch ohne Hirn und Verſtand. Rühr mich nit an, ſchrie ſie, dieweil ſie ſahe, wie er ſich nahete, willſt Du nit, daß ich Dich mit dieſem Dolch zur Höllen ſende, dahero Du kommen biſt. — Zoge die feine Buhlin dabei ein ſauberes Doſchlein aus dem Latz, damit ſie in derlei Vorkommnis und affaire wol zu fechten und zu agiren verſtund. —

272. Leichte Frauen ſind ſchwer. Franzöſiſche Karikatur. Um 1820

Die Wunſch-Symbolik des männlichen leidenſchaftlichen Begehrens hat eine ganz beſtimmte, überall und zu allen Zeiten wiederkehrende Ausdrucksform. Der Liebende möchte ſich in irgend einen Gegenſtand verwandeln können, der ſich in der Nähe der Geliebten befindet, den ſie bevorzugt, trägt oder irgendwie benutzt. Ich laſſe zuerſt mal wieder Heine ſprechen, weil er unſer populärſter Liebeslyriker iſt und ſeine Ideen-Aſſoziationen daher als der Geſamtheit annehmbar und von ihr gleichſam approbiert gelten müſſen:

(Der Kopf ſpricht:)
Ach, wenn ich nur der Schemel wär',

273. „Jeu de la main chaude". Kupferſtich. Um 1805

Worauf der Liebſten Füße ruhn!
Und ſtampfte ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz ſpricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo ſie die Nadeln ſteckt hinein!

Und ſtäche ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied ſpricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das ſie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüſtern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

Goethe hat den gleichen Ideengang, wenn er vom „Liebhaber in allen Geſtalten" redet:

Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und fämſt du zu angeln,
Ich würde nicht mangeln.
Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer in Sold;
Und thäſt du was kaufen,
Käm ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer in Sold . . .

Für diejenigen, bei denen Goethe gleich hinter dem lieben Gott rangiert oder womöglich noch höher ſteht, bemerke ich dazu, daß nicht ich Goethe „des Maſochismus verdächtige", ſondern daß Goethe beweiſen hilft, welche Ideengänge in einem hervorragenden Menſchen lebendig werden, wenn

274. Die Silhouette. Kupferſtich von Carl. Um 1815

er erotiſch in Schwingung gerät. Nun wird behauptet, weil ja der Maſochismus mit Gewalt zu einer unmännlichen (oder, wie man verächtlich ſagt: femininen) Eigenſchaft geſtempelt werden ſoll, daß es ein Unterſchied ſei, ob einer nur vorübergehend den Wunſch habe, ein Pferd zu ſein, das die Geliebte auf ſeinem Rücken trage, oder ob ſich ein ſolcher Wunſch bei ihm dauernd fixiere, beſtändig nach Erfüllung ſtrebe und ſchließlich in der Hauptſache zu dem Wege werde, auf dem die Erreichung gewiſſer Gefühlsmomente möglich iſt. Ich kann das nicht einſehn; wenigſtens nicht in dem Sinne, daß eine Idee oder Handlung, die zur erotiſch „unfehlbaren" geworden iſt, um deswillen allein mit Ekelnamen belegt werde, weil ſie, aus der natürlichen Variabilität heraus, ſichtbar einzig auf die Erreichung des Luſtgipfels gerichtet iſt und nicht auf dem kürzeſten Wege zur Fortpflanzung der Art führt. Es bliebe demnach bloß bei dem Falle des „equus eroticus" (wie man ihn genannt hat) eine gewiſſe Einſeitigkeit der Betätigung. Aber weiß man denn genügend darüber, wie einſeitig im Grunde und letzten Endes die Mehrzahl der Menſchen in der Erotik iſt? Haben denn diejenigen, die ſich immer ein ſo apodiktiſches Urteil über die Angelegenheit erlauben, jemals nach dieſen Tatſachen geforſcht? Keine Spur. Bedauerlich iſt nur, daß man ihnen nicht gleich aufs Maul geklopft und ſie nach Haus an ihr gelerntes Handwerk geſchickt hat.

Fahren wir alſo fort in der Wunſch-Symbolik. In der ſogenannten griechiſchen Anthologie, einer Sammlung, zu der zuerſt 47 vorchriſtliche Dichter den Grundſtock bildeten, lauten einige zerſtreute Verſe in eigener Übertragung folgendermaßen:

Könnt' ich die Brise doch sein, und du erzingst dich am Strande;
Um die hitzige Brust blies ich dir kühlende Luft! —

Könnt' ich die Rose doch sein, und du mit den weichesten Fingern
Nestelst mich zärtlich und mild, wo der Busen dir quillt!

Zierlicher Reich, du saugst an dem honigsüßesten Munde;
Und ich wünsche nur das: wär' ich statt deiner das Glas!

In einem anonymen Buch aus der Zeit um 1660, betitelt „Wohlausgeführte Jungfer-Anatomie, darinnen unterschiedliche Meinungen von dem Ursprung und eigentlichen Bedeutung des Wortes Jungfrau artlich ausgeführet usw.", dessen Verfasser vermutlich Karl Seyffart war, wird umständlicher Rat erteilt, wie man sich den Frauen gegenüber als Liebhaber zu benehmen habe. Es heißt da:

Damit in Reden man sie nicht möge verletzen,
Man muß sie feuren wohl, ja wie mit einem Glas
Man wusten gehet um, auff eben solche Maß
Muß man fein sanffte thun. Man muß sie hefftig bitten,
Will man den guten Spaß den ihnen nicht verschütten.
Man muß sie ehren hoch, muß sagen, daß die Nacht
Mit Seufftzen wegen ihr, fort werde zugebracht.
Man muß den später Zeit, wenn alle Wächter singen,
Vor Fenster und vor Thür die Seiten lassen klingen.
Freygebig muß man seyn, auch sonsten wol bekannt.
Man muß mit Kuß und Kieß begegnen Mund und Hand.
Man muß sie streichen raus: Will man ihr wohl gefallen,
So muß sie Göttin seyn, die Lippen wie Corallen,
Die Hände Helffenbein, die Wangen Milch und Blut,
Die Stirne wie Crystall, die Strahlen Liebes-Glutt,
Die Augen Sternen gleich. Man muß sie ganz vergleichen
Dem harten Felsenstein, so schwerlich zu erweichen.
Man muß sich stellen so, als einer, weicher todt
Und gar darnieder liegt in heißer Liebes-Noth.
Man muß sich wünschen offt zum schwarzen Fioch zu werden,
Zu hüpffen in das Bett, sonst oder an der Erden.
Ja mancher wünschet offt: Ach wäre ich die Sach,
Darauff das Jungfervolck sich setzet im Gemach.
Ach wär ich doch die Schürtz, das Hündgen und das Kätzgen,
Wie wolt ich doch, O Schatz, dir geben tausend Schmätzgen.
Und immer so fort an. Man machts wie man will,
So bleibet dennoch fort das alte Jungfer-Spiel.

275 Sein oder nicht sein? Nürnberger Kupfer. Um 1810

Der Wunsch, Floh zu sein, hat zu mancherlei Floh-Laden und Floh-Makamen Veranlassung gegeben, in denen die Schicksale eines Flohs eingehende Schilderung erfahren. Als Beispiel gebe ich eine Makame des Jehuda ben Salomo Alcharisi, eines in Spanien geborenen jüdischen Dichters des 13. Jahrhunderts:

Er ist einer von den Mohren, — doch nicht im Mohrenland geboren, — schwarz wie ein Schlot, — frißt er des Freveln Brot, — und gehet aus ohne Schwert auf Mord und Tod. — Wie der Ofen wärmet er, — und, überall wie ein Dieb, schwärmet er. — Er sitzt in deinem Kabinette, — in deinen Kleidern, deinem Bette, — bei Nacht frißt er an deinen Gliedern, Stück für Stück, — und raubst du sie am Tage seinem Blick, — am Abend gibst du sie ihm zurück. — Wenn der Schlummer die Seele gefangen hält, — und tiefer Schlaf auf die Menschen fällt, — naht er leise, dich zu überfallen — mit seinen Krallen — und saugt dein Blut ohne

276. Der Krähwinkler Landwehrmann und sein Oberst. Nürnberger Kupfer. Um 1825

Säumen — im Wachen und Träumen. — Und suchest du ihn, — ist er dahin; — und denkst du: ich hab' ihn gefunden, — ist er geflohn und verschwunden. — Und wenn du ihn auch mit Hast — ein- und zweimal gefaßt, so kann's ihm noch gelingen — zu entspringen, und er entflieht wie mit Adlers Schwingen. — Wie oft birgt er sich unter dem Mädchenkleide — und kommt von den Hüften bis zur Seite, — und er geht von da zu den Brüsten fort, — drum nennt er sein Lager jenen Ort. — Und findet er eine Jungfrau — oder junge Frau, — er hängt sich an sie, bei ihr zu ruhn, — bis sie ihre Stimme erhebt ob seinem bösen Thun. — Und das Mägdlein schreit, — und ist keiner, der Hilfe beut; — und fragt man sie: warum weinst du und legst dich nicht still aufs Ohr? — so sagt sie: Es ist kommen der Mohr — und hat in meinem Schoß aufgeschlagen sein Haus, — an meinem Busen ruht er aus, — als wär er mein Myrtenstrauß. — Die ganze Nacht liegt er mir bei — und nimmt sich zum Lager frei — und ohne Scheu — Arm und Wangen und noch allerlei. — Er ist dem Priester zu vergleichen, — der da nennt Schenkel und Brust sein eigen, — die Brust nimmt er als Webe — und die Schenkel als Hebe, — und das Fett ganz — von dem Fettschwanz. — Er schürt die ganze Nacht des Kampfes Glut, — von dem er nicht eher ruht, — bis er getrunken der Erschlagenen Blut. — Ohne Wehr und Speer und Waffen — kann er hinraffen, — ist klein und kann Große bezwingen, — ist gering und kann Heiden niederringen. — Umsonst wirst du ihm Netze legen, — kein Bogenschütze kann ihn erliegen; — kein Feldherr kann ihm widerstehn; — überfällt er die Helden, es ist um sie geschehn; — auch die Söhne der Riesen haben wir daselbst gesehen. — Und wenn du dich schützest durch Riegel und Thür, — er kommt von oben mit seinem Flügel zu dir; und meinst du, du seist von ihm los, — bald wirst du ihn spüren in deinem Schoß, — bald wird er packen — deinen Nacken. — Und sollte dir's glücken, — seine Heere zu zerstücken, — so kommen ihre Nächsten, ihr Blut zu verströmen — und Blutrache am Mörder zu nehmen.

Der Hund gilt seit alten Zeiten als Symbol der Treue. Man findet ihn so auf mittelalterlichen Grabdenkmälern unter den Füßen der dargestellten Figuren. Ein Montmorency, Lehnsmann Ludwigs des Dicken, stiftete 1104 einen „Orden vom Hunde", um Treue gegen den König zu belohnen. Das Abzeichen bestand aus einem Halsband und einer Schaumünze mit einem Hundekopf.

277. Der Kopfputz. Lithographie von Nicolaus Maurin. Um 1830

Das Petſchaft Francesco Sforza's enthielt einen ſitzenden Hund, auf den eine Hand hinweiſt. Italieniſche Adelsfamilien leiten ihren Namen vom Hunde ab, wie die Canoſſa und Moloſſi. Während der ungariſchen Revolution nahmen die Anhänger Koſſuth's den Namen „Koſſuth's Hunde" an. Es darf ſomit nicht überraſchen, daß Meſſer Agoſtino Porco von Pavia zum Zeichen, daß er ein treuer Diener ſeiner Herrin Bianca Paltrinera ſei, auf dem Stirnband ſeiner ſcharlachroten Mütze ein weißes Wachskerzchen trug. Dieſe candela bianca (weiße Kerze) ſollte bedeuten can della Bianca (Hund der Bianca). Uzanne erzählt, daß Antonio Perez an Lady Riche, die Schweſter des Lord Eſſex, folgendes Billet-doux ſchickte: „Ich bin außerordentlich betrübt, die von Ew. Gnaden gewünſchten Handſchuhe aus Hundeleder nicht zur Hand zu haben. Bis ſie eintreffen, hab' ich mich entſchloſſen, mir ſelber etwas Haut abzuziehn von der zarteſten Körperſtelle, falls es überhaupt eine zarte Stelle gibt an einer ſo bäuriſchen Perſon, wie ich bin. Kurz, die Liebe und Ergebenheit im Dienſt einer Dame macht, daß man ſich für ſie ſchinden läßt und ihr aus der eigenen Haut Handſchuhe liefert. Doch werden das Ew. Gnaden hoch anſchlagen, wenn es ſo wie ſo ſchon meine Gewohnheit iſt, mir die Seele zu ſchinden für die, die ich liebe? Wär' meine Seele ſichtbar ſo wie mein Körper, man könnte erkennen, daß ſie ſich im denkbar elendeſten und zerriſſenſten Zuſtand befindet. Die Handſchuhe ſind dennoch aus Hundeleder, gnädigſte Frau, wenn ſie auch von mir ſtammen. Denn ich halt' mich für einen Hund und bitte Ew. Gnaden inſtändigſt, mich auch als ſolchen zu behandeln, bei meiner Ehre und meiner Leidenſchaft in Eurem Dienſt!" — In den ſieben Bänden der ſogen. zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, die von Neukirch 1695—1727 herausgegeben wurden, findet ſich manches hierher Gehörige. Da ich mich knapp faſſen muß, gebe ich als Beiſpiel nur noch ein mit C. H. gezeichnetes Poem „an ihr krankes Hündgen":

Du meiner Elelien ſehr angenehmes thier!
Du meiner Elelien getreuer ſchlaff-geſelle!
Ihr hauß- und tiſch-genoß, wie ſtehts? wie geht es dir?
Empfängſtu mich denn nicht mit einigem gebelle?
Und zeigſt wie ſonſt die luſt ob meiner Ankunft an?
Was fehlt dir? biſtu kranck? kannſt du nicht nachricht geben?
Haſtu vielleichte dir im ſpringen wehgethan?
Als du dich auf den ſchooß der ſchönen wollen heben
Und fehlgeſprungen biſt? haſtu dir was verſtaucht?
(Gar leicht kan ihm ein hund den hinterfuß verrencken)
Hat dich vielleicht jemand ins Waſſer eingetaucht,
Und deine freundlichkeit dadurch geſucht zu kräncken,
Daß du deswegen noch voll zorn und galle biſt.
Wer ſagt es endlich mir? ſinds auch wol liebesſchläge,
Worüber du dich haſt ſo ungemein entrüſt,
Die ich bey Elelien dir brachte nechſt zu wege?
Es iſt ja irgend auch nicht gar die eyferſucht?

Verſuchung eines unheiligen Antonius von heute

Aquarell von Adolphe Willette. 1910

278. Die Lady auf dem Lande. Engliſche Karikatur. 1824

Die meinetwegen will in dir itzt galle kochen,
Weil ich bey Cleliens, der lippen ſüße frucht,
In deiner gegenwart ſo oftmahls abgebrochen.
Auf daß man aber recht des traurens grund erfährt,
So laß mich deine Füß' und deine bende klauen,
Den bauch, den Cleliе vor andern hält ſo wehrt,
Den kopf, und was an dir, itz und haarklein beſchauen.

Was giltś, ſo find ich bald den dir verhaßten gaſt,
Doch aber muſtu mich beileibe ja nicht beiſſen,
(Zumahl wo du auf mich ein hätzgen irgend haſt)
Noch auch viel weniger zum poſſen gar be.....
Nun gib die pfoten her! die ſind ja gantz geſund:
Laß auch den bauch beſchaun, den nabel und die ſachen,
Die deſſen Nachbarn ſind! doch hier iſt auch nichts wund,
Als dies, das die natur hat ſelbſt ſo wollen machen.
Wie ſtehts denn um das maul? haſtu die zähne noch?
Sind auch die ohren gantz? haſtu noch alle haare?
Auch dieſe ſtehn noch wol: woher kommts aber doch,
Daß du den kopff ſo hängſt? ſags! daß ichs erfahre.

Itzt fallen allererſt mir auch die augen ein,
(Ich hätte büßlich ſie im augenblick vergeſſen)
Mich deucht! mich deucht! allhier wirds rechte fleckgen ſeyn,
Darum dich (mein l'Amour) der kummer auf will freſſen.
Ich hab' auch nicht gefehlt. Ach allerliebſtes thier.
Wie biſtu immermehr zu dieſem ſchaden kommen?
Wie iſts um dich mir leid! ich fühle ſchon in mir,
Daß auch dein ſchmertz bereits mein hertz hat eingenommen.
Das aug' iſt ja ſo groß als wie auch ſonſten zwey,
Du winſelſt, und ich kan es leichtlich auch gedencken,
Daß dir nicht allzuwohl dabey zu muthe ſey,
Und daß du dich faſt gar zu tode möchteſt kräncken.
Es ſcheint, als marterte dich ein geſaltzner fluß:
Wo haſtu denn ſo viel geſaltzнes auffgeleckt?
Daß dein geſichte nun davor ſo büßen muß,
Daß dir die wolluſt-koſt dergleichen pein erwecket.
Was aber fochte dich, du armes hündgen, an?
Da du die ſpeiſe magſt von ſchönen lippen hohlen,
Daß du dich anderwärts darnach haſt umgethan,
Und etwas weggeleckt, daß dir niemand befohlen.
Du biſt ja Cleliens ihr Schatz und zeitvertreib,
Ihr aller gröſte luſt, ihr poſſenſpiel, ihr leben,
Ihr mann und beſter troſt, und frengelaſſener leib,
Die wird dir ſchon die koſt, die auch nicht ſchadet, geben.
Ach! wär ich ſo beglückt, wie du, geliebtes thier!
Wie gerne wolt' ich doch den liebes-ſchlag erleiden,
Wie blieb ich allezeit in ihrem luſt-revier,

279. Die Gattin iſt ſpazieren gegangen. Wiener Karikatur von A. Geiger. Um 1846

Und wolte niemahls nicht aus ihren augen ſcheiden.
Ich wolte ſo wie du zu ihren ſüſſen thun,
Ich wolt' auch ihren mund faſt unaufhörlich küſſen,
Ich lernt' in kurtzer zeit mit ihr, wie du, zu thun,
Daß mich ihr mund faſt ſelbſt auch würde loben müſſen.
O nehme dich, l'Amour, doch dieſe Krankheit hin!
Ich weiß es gantz gewiß, ich erbte deine ſtelle,
Und da ich nur itzund dein neben-buhler bin,
So würd' ich denn der herr in dieſer liebes-zelle.
Aus danck ſo ſolte denn ein warmer leichenſtein,
Auf deiner hundes-gruft zum angedencken tauchen,
Vor dich, als hund, wird der auch genung ſchon ſeyn,
Weil deines gleichen ſonſt dergleichen gar nicht brauchen.
So ſtirb nun immerhin, es ſchickt ohn dem ſich nicht,
Daß hunde glücklicher als menſchen ſollen lieben,
Und ſchade! daß das volck der jungfern dieſes bricht,
Was die natur ſo feſt in ihre bruſt geſchrieben.

Den Anbeter, der nichts riskieren will, zeigt der Kupfer nach Annibale Carracci (Abbildung Nr. 97). Dieſer Obuſſens möchte die verlockenden Sirenen zwar ſehn, aber ihnen nicht Gehör geben. Darum ſind ſeine Ohren mit Wachs verſtopft. Die Kuli-Mannſchaft unterliegt der Verſuchung offenbar nicht. Sie iſt es gewohnt, daß Damen der Geſellſchaft für ſie nicht in Betracht kommen. Die „Morgenaudienz" von Lancret (Abbildung Nr. 255) iſt eine typiſche Rokoko-Szene; die „Umwerbung" nach dem Gemälde von Linder eine Huldigung aus der Zeit von 1860 (vgl. die farbige Beilage). Abbildung Nr. 284 gibt eine Vorſtellung von dem Fanny-Eißler-Kultus. Die „Anbetung der Ceres" von Goltzius (Beilage in Schwarz) iſt gleichſam eine Anbetung der Hirten auf dem Felde, überſetzt ins allgemein menſchlich Erotiſche. — Die folgenden Blätter zeigen den einzelnen Anbeter. Der „Vorhof der Ehefreuden" (farbige Beilage) hat etwas ſentimentalen Geſchmack, aber auch leiſe Ironien. Sie hat ihn am Bändel und krönt ſein Haupt mit einem Roſenkranz, deſſen

verborgene Dornen er nicht bemerkt. Die Vase im Hintergrunde zeigt noch eine andre Krone. Und eine Straßenhändlerin, die gerade des Weges kommt, ruft zweideutig den Namen der feilgehaltenen Süßigkeit aus: le plaisir des dames! — Auf der Wiener Spielkarte (Abbildung Nr. 99) kniet er vor ihr „in der Kemenate" zu flüchtigem Handkuß; das gleiche ist als „Ball-Intermezzo" auf der Lithographie von Numa zu sehn (Abbildung Nr. 106). Auch im biederen Handwerk gibt es „Antonius und Cleopatra" (Abbildung Nr. 285). Der Knieriem ist Schicksalsfügung. — „Ritterdienste auf dem Eise" sehn wir auf der Lithographie von Maurin (Abbildung Nr. 75); auch die „Mme. Pompadour im goldenen Schlitten" hat dafür Verständnis — wenn nur mehr Schnee auf der Bahn läge! Aber den hat Meister Boucher hier stiefmütterlich behandelt (vgl. große Beilage in Schwarz). — Endlich die Violine als Mittler der Anbetung. Bei Christophe ist er von der „Sultanin" gut dressiert (Abbildung Nr. 1); er tanzt vor ihrer haarigen Fülle, wie sie Christophe mit Vorliebe zeichnet, einen seltsam verschrobenen Stechschritt und fidelt sich die Seele aus dem Leibe, während in ihrem spöttischen Mundwinkel noch nicht die Zigarette zuckt. — Die Radierung von Louis Legrand (große Beilage in Schwarz und Gelb) hat eine andre Stimmung. Der Abend filtert durch die geschlossene Jalousie, und die Töne verschweben in den Schattenwinkeln. Wie er jetzt zum leisesten legato ansetzt und angestrengt hinüberstarrt, ob ihre rassigen Brauen sich unmerklich stärker wölben werden! Ein Zeichen der beginnenden Ekstase. Sprungbereit ist ihm das Knie, und Bogen und Geige wollen schon der zitternden Hand entsinken ... Die Stimmung, die Felix Dörmann in seinem „Interieur" gibt:

Ein Interieur von lichter Scharlachseide,
ein wohldurchwärmtes, traulich-enges Heim.
Aus schlankgeformten Ständerlampen quillt,
von buntgefärbten Ajour-Abajours gedämpft, —
ein rosig warmer Lichtstrom zitternd nieder.
Orangen und Narzissen hauchen träumend
die duftig-schweren Blütenseelen aus —
und tiefes, tiefes Schweigen. — Hingelagert
auf üppig weichen Eisbärfellen, ruht
ein schlankes Weib, die Lippen halberbrochen,
mit leicht umblauten, müden Schwärmeraugen, —
und träumt und träumt von seelenheißer Freude,
von zügellosem Schwelgen, trunknem Rasen,
von einem hochgepeitschten Taumelreigen
der abgestumpften, wurzelwelken Nerven,
von einem letzten, niegekannten Glück,
von einer Wonne, die der Wonnen höchste,
und doch nicht Liebe heißt — und träumt und
träumt.

* * *

Herrin und Sklave. Also „Sklave" — nicht Pantoffelheld! Sklave in jenem tieferen, psychischen Sinne, wie der starke und frohgemute Ritter in Tausendundeiner Nacht sich verneigt und mit edlem Pathos spricht: „Oh meine schöne Dame, ich bin dein

280. „Ich frag dich jetzt zum letzten Mal, ob du unterm Tisch vorkommst oder nit?" — „Nein, nu gerad nit, ich will doch mal sehn, wer Herr im Haus ist, ich oder du!" —
Anonyme Lithographie. Düsseldorf 1848

281. Gefeſſelt. Kupferſtich nach einem Gemälde von Moſes Haughton. Um 1840

Sklave, dein Mameluck, ich bin dein Eigentum und deine Sache ohne Willen, verfüge über mich!“ Der Pantoffelheld iſt eine Erfindung boshafter Männer-Gloſſen, wenn ſie den eigenen Mangel an lyriſchem Schwung und den Mangel an zärtlicher Sehnſucht beim Skat-Dreſchen vertuſchen wollen und ſich im Grunde vor dem jungen Ehemann ſchämen, den es aus der qualmigen Athmoſphäre abgeſtandenen Bier-Ulks und witzloſer Zotereien zeitig heimzieht zu ſeiner Frau. Es gibt Fähigkeiten, Ritter und Sklave zu ſein, und dies intereſſiert uns an dieſer Stelle. Aber es gibt keinen „erotiſchen“ Pantoffelhelden, wie ihn der Kalauer zeichnet. Jene Duckmäuſer und Schlappſchwänze, die ihr ganzes Leben an der Seite eines unausſtehlichen Hausdrachens verbringen und ſich täglich kujonieren laſſen, ohne eine andre Reſiſtenz zu wagen, als die gänzlich paſſive der heimlichen Liſten und Heucheleien, die ſorgfältig ihre Taſchen von „verdächtigem“ Material entleeren, bevor ſie das Haus betreten, auf Strümpfen die Treppen hinanſchleichen, die Uhren zurückſtellen und auf den entfernteſten Büros poſtlagernde Kleine-Mädchen-Briefe abholen: die haben mit Erotik nichts mehr zu tun. Das heißt, zwiſchen einem ſolchen Paar iſt keine Erotik mehr; höchſtens hat jeder von beiden eine eigene, von der der andre nichts weiß. Jedenfalls würde ein ſolcher verſteckter Feigling mit dem Namen eines Pantoffelhelden vollkommen unrechtmäßig beehrt werden, ſo lange der Pantoffel als ein Ausdrucksmittel koketter Frauengrazie zu gelten hat.

Es verſteht ſich, daß dieſe aufrechten Männlichkeiten viel eher geeignet ſind, ein liberales Bürgertum in der Gemeinde-Sitzung zu vertreten:

Als kürzlich in einer größeren Stadt Bayerns die Gemeindekollegiumsitzung zu Ende war, erhob sich ein älterer Herr und sagte: „Ich hätte noch den Wunsch, daß die Presse, die uns immer in dankenswerter Weise ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt, künftighin in ihren Sitzungsberichten den Schlußsatz weglasse. Unsere Versammlung ist immer schon um 9 Uhr zu Ende, und da geht man noch ein Glas Bier trinken, es werden auch manchmal zwei Glas. Einige Herren spielen „Schafskopf", und man kiebitzt ein Viertelstündchen und so kommt man um 1 Uhr nach Hause. Am andern Tage sitzt man, nichts Böses ahnend, da und liest die Zeitung, und da hält einem dann die teure Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: Schluß der Sitzung um 9 Uhr. — „Und Du bist erst um 1 Uhr aus der Versammlung heimgekommen?" — Natürlich gibt es dann unangenehme Auseinandersetzungen. Was liegt der Presse daran, „Schluß 9 Uhr" zu schreiben?" Der Antrag fand allgemeine Unterstützung, und der Vorsitzende übermittelte ihn unter großer Heiterkeit der Presse.

Unter den Bildern, die das Hausregiment der Frau darstellen, möchte ich diejenigen vorab aussondern, die im obigen Sinne wenig oder gar keine Beziehung zur Psychologie des erotischen Lebens haben. Es können begreiflicherweise nicht viele sein. Die Asexualität zeigt sich auf diesen Blättern vor allem darin, daß das Weib ein altes und giftig-häßliches Brechmittel ist, mit dessen Karikierung sich der Zeichner die menschenmöglichste Mühe gegeben hat. „Selbst der Teufel zieht bei ihr den Kürzern", wie in Abbildung Nr. 251; vielleicht ist es sogar des Teufels Großmutter. Der „Krähwinkler Landwehrmann" auf Abbildung Nr. 276 scheint alle Eigenschaften zum liberalen Bürgerdeputierten zu besitzen. Die Abbildungen Nr. 3 und 239 spielen in bäurischem Milieu. Abbildung Nr. 252 zeigt den verärgerten Gelehrten; Nr. 267, obgleich Wiener Ursprungs, ist wohl einem englischen Muster nachgebildet. Nr. 280 hat wieder den Bürgerdeputierten, und Nr. 243 ist einfach ein Hinauswurf mit nachdrücklicher Feuerzange.

282. Der kleine Gefangene. Kupfer nach einem Gemälde von L. de Moulignon. Um 1865

Abraham a Santa Clara hat ſchon andre Nuancen. Er ſchimpft, wie nur Ulrich Megerle ſchimpfen konnte, was ſein eigentlicher Name iſt. Aber er ſchimpft wenigſtens noch nicht auf pathologiſch, ſondern redet auf gut deutſch und moraliſch von dem „in Weiberlieb völlig erſoffenen Mann“:

Ach meine angebetete Schönheit! ſagt mancher zu ſeiner Haus-Trummel, du weißt, wie ich dich äſtimiere; nunmehro iſt es ſchon das achte Jahr, daß wir miteinander hauſen, und ſind gottlob niemals uneinig geweſen, es ſoll auch hinfüro mit meinem Willen nicht geſchehen; der Himmel laſſe mich die Zeit nicht erleben, daß ich dich nur im geringſten beleidige, drum ſchaffe, meine Gebieterin, hier ſind die Schlüſſel zum Kaſten, mein Herz haſt du ſchon längſt geraubet, disponier mit dem Geld nach deinem Gefallen. Drin in der Kammer hängen auch die Schlüſſel zum Keller; die ganze Wirtſchaft, Knecht, Mägd, Rinder, Schwein, ſogar der alte Haushund ſtehet zu deinen Dienſten: ſchaffe was du willſt, befehle, wie du willſt, gehe aus ſo oft du willſt, ſtehe auf wenn du willſt; tut dir jemand etwas zuwider, dort im Winkel iſt der Ochſen-Senne, ſchlag zu, die Leute müſſen im Hauſe eine Furcht haben. Dergleichen verliebte Sentenz redet der in Weiberlieb völlig erſoffene Mann, und verkaufet das Oberrecht, welches allein dem Mann zuſtehet, ſeinem Weib, wie Eſau ſeinem Bruder, die Erſtgeburt gleichſam um ein Linſenmus. Mit wem aus euch, ihr Weibernarren, redet der weiſe Mann Proverb. am 9. Non des mulieri potestatem animae tuae, ne ingrediatur in virtute tua, et confundaris: Gib dem Weib keinen Gewalt über dich, damit ſie ſich nicht deiner Tugend anmaße und du hernach zu Schanden werdeſt, denn M. Porcius Cato ſaget: Omnium rerum libertatem, immo licentiam, si vera dicere volumus, foeminae desiderant: Die Freiheit aller erdenklichſten Sachen, ja allen Mutwillen und Üppigkeit, wenn man die Wahrheit ſagen will, begehren die Weiber, und ihnen iſt nichts angenehmers, als das Regiment über den Mann. Wie viel aber ſolche Weibernarren gibt es nicht, welche ihren Frauen gern den Regiments-ſtab überlaſſen, und den Beſen in die Hand nehmen, womit ſie ſich zur äußerſten Sklaverei ihrer Weiber-Füßen werfen. Ja, ſie ſpringen durch die Reif wie die hungrige Pudel-Hund, wenn es nur ihre lieben Frauen verlangten. Es hanget mancher Mann die ganze jährliche Beſoldung an den Hintern, die Frau zieht auf wie eine vornehme Dame, und der Mann hingegen wie ein verächtlicher Thor-Wärtl, alſo, daß die Leut nit wiſſen, ob dieſer ſeines Weibs Mann, oder aber ſeiner Frauen ihr Hausknecht ſeie. Solche Narren vermeinen, ſie begehen eine Sünd der beleidigten Majeſtät, wenn ſie ihren Weibern etwas abſchlagen; ſie ſitzen ihnen Tag und Nacht in dem Schoß und lecken ihnen die Lippen ab, wie die Polſter-Hündlein. Etliche Narren hocken gar vor ihren Weibern auf einem Knie nieder, als wollten ſie Audienz begehren, küſſen ihnen bei einem jeden Wort die Händ, und wenn das Weib bei Tags in dem Bett ſauenzt, ſo ziehen ſie die Schuh ab, bevor ſie in die Kammer gehen, damit ſie ja den angenehmen Engel nicht aufwecken. Sobald das Weib nur einen verliebten Augenwink thut, ſo lauft der Mann ſchon wie ein Land-Bot, damit der Wille ſeines Weibes auf das allereilfertigſte vollzogen werde. Dann wollen durch die Augen ſeine ſüße Sklaverei entſpringen, ſo hält er auch ſolche vor rechte Befehls-Geber, denen er einzig und allein ſeine Dienſte aufopfern kann, ja des Weibs Augen ſind bei ſolchen Männern wie die Sonnen-Uhren, angeheftet auf die ſchöne Geſichts-Tafel, weiſend mit Zeiger der Blicke denen veramorirten und vermasqueritten Weiber-Narren die glückſelige oder aber unglückſelige Stunden. Es trinken viele die Geſundheiten ihrer Weiber nicht nur aus denen Stengelgläſern, ſondern auch aus denen Pantoffeln; und hat der Herr Coridon neulich ſeine ſchöne Frau Amarillis verſichert, wie er ſie dergeſtalten liebe, daß er nicht entblödete, ihre Geſundheit aus dem zinnernen Nachttopf zu

283. Der Ehemann als Voyeur. Lithographie von Daumier

284 Fanny-Elßler-Kultus. Pariſer Lithographie. Um 1840

trinken, welcher unter ihrem Bette ſtunde. Es iſt mir unlängſt von einer klugen und ſchlauen Magd vor gewiß erzählet worden, daß dieſelbe bei einer ſolchen Frau gedienet, deren Mann allzeit in das geheime Gemach dem Weib das Papier nachgetragen, und die Frau ihrer Müh überhebt, welches ich um deſto ehender glauben können, indeme mir die Magd hochbetheuert, daß ſie dies ſchöne Spektakel mit Augen durch eine Klumſen der Thür geſehen.

Auch das folgende Studentenlied vom kleinen Mann ſtellt es ſo dar, daß die Frau ihr Leben zu genießen verſteht. Es erinnert an Otto Ludwig's Fortſetzung der „Heiteretei", wo der kleine Schneider vor dem Stöckchen ſeiner Hausherrin ſogleich immer Reißaus nimmt, auf die Straße läuft und mit Betonung hinaufruft: Reſpekt muß ſein im Haus!

's war mal eine kleine Mann, he juchhe!
Eine große Frau wollt er han, he juchhe!
Ruti, ruti, ruti, bumsvallera, hopſaſaſa,
ruti, ruti, ruti, bumsvallera, hopſaſaſa!

Frau ging zum Tanzboden, he juchhe!
Kleine Mann wollt auch mitgehn, he juchhe! Ruti uſw.

Mann, du bleibſt mir zu Haus, he juchhe!
Und kehrſt die Schüſſel aus, Teller aus, he juchhe!
Ruti uſw.

Frau von dem Tanzboden kam, he juchhe!
Kleine Mann hinterm Ofen ſaß und ſpann, he juchhe!
Ruti uſw.

Mann, was haſt du denn geſponn'n, he juchhe!
Dreimal hab ich abgewonn'n, he juchhe! Ruti uſw.

Frau nahm den Rodenſtock, he juchhe!
Schlug den kleinen Mann auf den Kopp, he juchhe!
Ruti uſw.

Mann kroch ins Butterfaß, he juchhe!
Guckt er raus, ſo kriegt er was, he juchhe! Ruti uſw.

285. Antonius und Cleopatra
Lithographie von E. Forest. Um 1850

Mann lief zum Haus hinaus, he juchhe!
Lief wohl vor des Nachbars Haus, he juchhe!
Ruti usw.

Nachbar, euch muß ich klag'n, he juchhe!
Mich hat meine große Frau geschlag'n, he juchhe!
Ruti usw.

Nachbar, nur nicht geklagt, he juchhe!
Mir hat's meine ebenso gemacht, he juchhe!
Ruti usw.

Ein modernes Couplet „Das Zukunftspaar" von R. Thomas ist so lasch wie — nur ein modernes Couplet sein kann:

Sie: Ich bin die Frau von diesem Mann,
Er: Und ich bin ihr Gemahl.
Sie: Ich hab zu Haus die Hosen an,
Er: Das freut mich kolossal.
Sie: Ich finde das so lächerlich,
wie's früher Mode war,
Er: Da war der Mann der Herr im Haus,
Herr Gott, wie sonderbar.
Beide: Die alten Zeiten sind entflohn,
wir wissen das viel besser schon:
Mir sind das Zukunftspaar,
man sieht's uns an,
ich bin (sie ist) die Zukunftsfrau
und er mein (ich ihr) Mann.
Und gehn wir auf der Straß',
bleibt alles stehn,
so'n Blödsinn wie das Zukunftspaar
hat niemand noch gesehn!

Sie: Und hab ich dann genug kuriert
viel Damen und viel Herrn,
Er: Dann mach ich ihr Kartoffelklöß,
die ißt sie gar so gern.
Beide: Und ist sodann das Wetter schön,
dann sieht man uns spazieren gehn,
wir sind das Zukunftspaar usw. usw.

Sie: Ich hab im Leben viel gelernt,
Er: Und ich bin stolz auf dich.
Sie: Ich habe furchtbar viel studiert,
Er: Und alles nur für mich.
Sie: Die Doktorprüfung ich bestand,
verdiene Geld wie Heu.
Er: Und ich krieg sehr viel Wirtschaftsgeld
und mach noch Schmuh dabei.
Beide: Wir fühlen uns so wohl dabei,
vertragen uns wie selten zwei,
wir sind das Zukunftspaar usw. usw.
Sie: Des Morgens eß ich Beefsteak schon,
Er: Das brat ich ihr so fein,
Sie: Dann steck ich mir die Pfeife an,
Er: Die mache ich dir rein.

Sie: Des Abends geh ich öfters aus,
Er: Ach ja, das weiß ich auch,
Sie: Dann dresch ich meinen Dauerstat,
Er: Das ist ja heut so Brauch.
Sie: Und wenn ich spät nach Hause komm,
dann macht mein Männchen Krach.
Er: Herr Gott, bis sie nach Hause kommt,
bleib ich ja immer wach.
Beide: Doch wird das Männchen wieder gut.
verspricht sie ihm 'nen neuen Hut.
Wir sind das Zukunftspaar usw. usw.

Wir kommen nun zu der andern Gruppe von Bildern, die das Hausregiment der Frau hauptsächlich von seiner erotischen Seite auffassen. Da sind zuerst die Flugblätter. Flugblätter, die keine politische Sensation hinter sich haben, müssen witzig sein oder zum mindesten durch eine gewisse Gegensätzlichkeit des Dargestellten lächeln machen, wenn sie genügenden oder gar reißenden Absatz finden sollen. Man wird also bei ihnen die notwendigen Übertreibungen und Verzerrungen ausschalten

Hopla — Spießer! Programm zum "Bal des Quat'z-arts" von Maurice Neument. 1905

müssen, um zu dem eigentlichen psychologischen Kern der Sache vorzudringen. Es ist bemerkenswert, daß die uns in dieser Beziehung zur Verfügung stehenden Flugblätter Wiederholungen eines bestimmten und verhältnismäßig gelungenen Entwurfs sind. Dies beweist, meine ich, daß die Darstellung Anklang fand und sich geschwind verkaufte. Die leidigen Nachdrucker und Nachdichter fielen dann über das gefundene Fressen her und schoren auch ihr Schäfchen. Wir bringen wegen dieser Gleichmäßigkeit nur zwei Blätter, die erheblicher von einander differieren. Einmal: „Der Weiber Regiment und Privilegien" (Beilage) und das andre Mal: „Die Herrschaft der Ehefrau" (Beilage). Beides sind deutsche Blätter aus dem 17. Jahrhundert. Ich kann, des Raumes wegen, auf die langen Texte nicht näher eingehn und bitte den Leser, selber zu vergleichen. Nur ein paar Worte über die neun Teile des ersten Blatts. Zu Anfang erteilt der fingierte Oberst Foeminarius den stattlich bewaffneten Damen Brief und Siegel über ihre Freiheiten. Dann geht's ins Einzelne. Die Hausfrau gibt dem Mann Geld, ihr einen Krug Dünnbier zu holen. Er selbst kann sich draußen am Ziehbrunnen tränken. Dann pokuliert sie mit den Freundinnen, die Männer müssen aufwarten. Nachher mit der Fackel nach Haus leuchten. Morgens schläft sie bis in die Puppen, indeß der Mann das Frühstück aufträgt. Sie speist dann neben dem warmen Ofen reichlich, der Mann kriegt auf einer niedrigen Bank die Reste aus einem Hundenapf. Dann sitzt sie in Gesellschaft am Würfelbrett, der Mann kehrt die Küche aus. Dann reist sie halloh ins Bad und läßt sich von fremden Männern hofieren. Schließlich sehn wir sie mit ihrem Galan auf der Bettstatt; der Mann muß vor der Kammertür warten, bis sie geruht aufzustehn. Der Schluß ist das Wappen des Obersten Foeminarius, eine Flagellations-Szene, anscheinend wegen Mißbrauchs der verliehenen Privilegien.

Ein weiteres Flugblatt „Zahme Männer und wütige Weiber" (Beilage) ist mehr moralisierend-phantastisch und dürfte weniger Erfolg gehabt haben. Zwei Tiere stehn sich gegenüber; eins, das nur fromme Weiber frißt, ist verhungert und spindeldürr; das andre, das sich von frommen Männern nährt, platzt fast vor Speckbauch. Der Witz ist flau. Warum sollen überhaupt die Frommen ihr Leben im Bauch dieser Ungeheuer endigen? Das wird ihnen garnicht passen. Das Flugblatt „Die Erziehung zum braven Ehemann" (Beilage) arbeitet nur mit der Rute. Die Weiber können nicht genug davon auf dem Wirtshaus-Sitzfleisch der liederlichen Männer zerschlagen. Sie plündern fast die Wälder, um Stöcke in erwünschten Mengen zu bekommen. Die Dame im Vordergrunde ist höchst energisch in ihrer Bewegung konzi-

286. Ein kühlender Guß. Lithographie von Collin. Um 1835

Fuchs-Kind, Weiberherrschaft

287. Der Page Chérubim. Französische Lithographie. Um 1850

piert. Ähnlich bewegt iſt die Spielkarte Peter Flötner's (Abbildung Nr. 2). — Während die großen Flugblätter ein ganzes Wandelpanorama vor Augen ſtellen, begnügen ſich die kleineren und die Einzelſtiche mit einer beſtimmten Szene. — Grobſinnfällig wird die Herrſchaft des Weibes am klarſten ausgedrückt dadurch, daß die Frau die abſolute Strafgewalt im Hauſe hat. Aus dem Grunde kehrt dieſe Szene verhältnismäßig am häufigſten wieder. Der altertümliche Holzſchnitt „Die Schule der Ehemänner" (große farbige Beilage) wirkt in ſeiner markanten Strichführung faſt lapidar. Man vergleiche daneben das ſpätere franzöſiſche Blatt Nr. 256, das ſicher dem erſten nachgezeichnet und verballhornt worden iſt; die Figuren ſind ſteif und nüchtern geworden, tragen dafür aber modiſche Friſur und Kleidung, damit man auch ja ſehe, es handle ſich um beſſere Leute. Abbildung Nr. 254 faßt wieder vier Vorgänge auf einen Raum zuſammen. — Schwieriger iſt es, heftig bewegte Gruppen einheitlich herauszubringen. Ein holländiſcher Stich (Abbildung Nr. 246) und zwei italieniſche (Abbildung Nr. 263 und 264) ſind hierin ausgezeichnet gelungen. Die Kompoſitionsmöglichkeiten ergeben in allen drei Blättern gleichmäßig die Gruppierung in 1 + 3 Perſonen.

An Abbildung Nr. 240 möchte ich beiſpielshalber ausführen, worin ich den pſychologiſchen Belegwert dieſer künſtleriſchen Dokumente erblicke. Dargeſtellt iſt der „Ehemann als Karrenhund". Soll hier eine typiſche Straßenſzene ſatiriſch dargeſtellt werden? Nein. Ein derartiger Aufzug gehörte weder im Jahre 1525 noch ſonſt wann zu den allgemeinen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens. Wird auf ein ſpezielles Lokal-Ereignis abgezielt? Dem widerſpricht gerade die Inſchrift, die bemüht iſt, der konkreten Darſtellung eine breite, philoſophierende Grundlage zu geben. Wir müſſen alſo auf die Individualität des Künſtlers zurückgreifen. Vor ihm ſtand als Aufgabe die allgemeine Abſtraktion: Herrſchaft des Weibes. Liegt ihm das Thema überhaupt nicht, ſo wird er entweder garnichts zu ſtande bringen; oder er wird aus dem Abſtrakten nie herauskommen und eine jener rein „ſymboliſchen" Figuren oder Handlungen produzieren, die in der Kunſt nur

allzu häufig die Unfähigkeit dartun, die geſtellte Aufgabe zu „löſen“ d. h. gegenſtändlich zu machen; oder er wird kurzerhand plagiieren. Wir haben ſchon bei früheren Gelegenheiten geſehn, wie unendlich oft die einmal gefundenen konkreten Löſungen in der Kunſt plagiiert werden. Wenn dem Künſtler aber die abſtrakte Aufgabe innerlich liegt, ſo geraten ſeine „männlichen“, d. h. erotiſch differenzierten Ideen-Aſſoziationen in Erregung, konkrete Vorſtellungen beſtimmter individueller Färbung ſchießen durcheinander, verdichten ſich extraktartig zu einer einzigen, die ihm in dieſem Augenblick die prägnanteſte ſcheint, und ſchon ſetzt ſich der Stift gleichfalls in Bewegung und der künſtleriſche Geburtsakt geht vor ſich. In dieſem Sinne alſo halte ich jede künſtleriſche Leiſtung für geſchlechtlich, inſofern es keine ungeſchlechtlichen Menſchen gibt und die letzten Wellen der alles durchdringenden Geſchlechtlichkeit erſt da aufhören, wo das Individuum aufhört. Ebenſo häufig nun, wie die erotiſche Individualität des Menſchen variiert, ebenſo häufig variieren auch inhaltlich die Kunſtſchöpfungen (während die Technik der Kunſt modiſchen Einflüſſen unterliegt). Und genau, wie im Ablauf der Zeiten innerhalb der Variabilität erotiſche Individualitäten gleich Spiegelbildern wiederkehren, ſo kehren auch konkrete Inhaltslöſungen der Kunſt unabhängig voneinander wieder. Was nun Abbildung Nr. 240 ſpeziell angeht, ſo iſt aus der Kaſuiſtik bekannt, daß es bei manchen Perſonen einen differenzierten Vorſtellungs-Inhalt bildet, an einen Wagen geſpannt und mit der Peitſche angetrieben zu werden. Zum Beiſpiel heißt es in dem von mir veröffentlichten Fall, den ich ſchon auf Seite 174 herangog, an einer andern Stelle folgendermaßen: „Ein beliebtes

288. Ein weiblicher Narziß
Kupferſtich von Voiſelwhite nach einem Gemälde von Bidal

Bild in meiner Phantaſie iſt: ein barfüßiger, bloß mit Hoſe und Leibchen bekleideter Junge (meiſt bin ich das) iſt vor einen Handwagen geſpannt; der Wagen bleibt im Straßenkot ſtecken; vergeblich ſtrengt ſich der Ziehende an, ſodaß er wiederholt in die Knie fällt; der Karren läßt ſich nicht weiter bringen; ſein Vorgeſetzter, ein zweiter Junge, haut wütend mit der Peitſche drein." Der betreffende Herr hier iſt homoſexuell veranlagt. Aber wir brauchen nur Sacher-Maſoch's Novellen aufzuſchlagen, um eine völlige Identität mit der Zeichnung von 1525 zu konſtatieren. Da hat im Orient Bella ihren Mann Agenor eines Tages als Sklaven an eine Armenierin verkauft und ſelber dann einen Paſcha geheiratet. Sie lehnt pelzbekleidet auf dem Altan ihres Palaſtes. „Plötzlich erblickt die ſchöne Bella Agenor, der vor einen kleinen, mit allerhand Waren beladenen Karren geſpannt iſt und gerade unter ihrem Altan Halt gemacht hat, um Atem zu ſchöpfen. Aber die Armenierin verſteht ihn zu behandeln, ſchon ſchwingt ſie kräftig die Peitſche, und der Karren ſetzt ſich wieder in Bewegung, während Bella ſich vor Lachen ſchüttelt." Schlußfolgerung: Die Zeichnung von 1525 und die zitierte Stelle Sacher-Maſochs haben *gleiche* Beweiskraft als ſexualpſychologiſches Dokument!

Ich habe mich hier etwas umſtändlich ausdrücken müſſen; aber es war nicht zu umgehen, da ich der *erſte* bin, der *in dieſer Weiſe* bildliche Dokumente als eine ſyſtematiſche Grundlage der *pſychologiſchen Forſchung* heranziehe. Ich habe indeſſen nicht den Raum zur Verfügung, um andre Bilder ebenſo ausführlich vergleichend durchzuſprechen, und bitte die Leſer, an folgenden Abbildungen ſelber die Diagnoſen ſtellen zu wollen: Nr. 260. — Nr. 165 und 262. — Nr. 101 und 161 und die farbige Beilage „Eine königliche Sitzgelegenheit". — Nr. 12 und 241 und 253. — Nr. 278 und 279 und die farbige Beilage von Daumier „Sie und er". — Nr. 132—134. — Nr. 26 und 297 und 298. — Nr. 21 und 248 und 283 und die farbige Beilage „Der brave Gatte", Lithographie nach V. Adam. — Nr. 118 und 136 und 138.

289. Bummlers Heimkehr.
H. Gray. Aus dem „Courrier Français" von 1883

In der römiſchen Kaiſerzeit war das Hausregiment der vornehmen Frau etwas ſchlechthin Selbſtverſtändliches. Ebenſo ſelbſtverſtändlich das Schlagen der Sklaven. Martial erwähnt es auch nur deshalb, weil er die üble Laune wegen der Unluſt des Gatten tadeln will:

Wenn nächtlich der Gatte
Lag auf die Seite gewandt, ſchlecht geht's der Beſchließerin: auszieht
Muß der Staffierer den Rock, und es heißt, daß ſpät die Liburner
Heute gekommen: er muß das Verzehn, daß ein andrer geſchlafen,

290. Ein weiblicher Blaubart. Zeichnung von Heidbrinck. Aus dem „Courrier Français“ von 1891

Büßen. An einem zerſchlägt man die Ruten; von Peitſchen und Geißeln
Bluten die andern. Es zahlt auch manche dem Büttel ein Jahrgeld.
Schläge diktiert ſie und ſchminkt ſich dabei, hört Freundinnen plaudern
Oder bewundert am Kleid, dem geſtickten, den mächtigen Goldſtreif,
Und läßt hauen. Sie lieſt in dem langen Journal die Koiumnen
Und läßt hauen, bis daß, da ermüden die Hauenden: Pack dich!
Grimmig ſie donnert darein ...

Auſonius ſchildert einen Partner, der ungefähr in der Mitte ſteht zwiſchen dem gewöhnlichen Flagellanten und dem Maſochiſten:

Ich will, daß meine Geliebte mit mir Streit ſucht und daß ſie ſich nicht die Mühe gibt, wie ein anſtändiges Mädchen zu ſprechen. Lieb ſoll ſie ſein und hübſch und verführeriſch. Und eine leichte Hand ſoll ſie haben, ſich ſchlagen laſſen und wieder ſchlagen, und geſchlagen Zuflucht in meinen Küſſen ſuchen. Iſt ſie nicht ſo, iſt ſie unſchuldig, ſchamhaft und kühl, gliche ſie da nicht — mir ſchaudert ſchon vor dem Namen — einer Gattin und Hausfrau?

Einen ganz modernen Fall von Hausregiment entnehme ich folgender Zeitungsnotiz:

Einer ſeltſamen Methode, ihren Schlafburſchen am Beſuche des Wirtshauſes zu verhindern, bediente ſich eine am Steindamm in Hamburg wohnende Stellenvermittlerin, in deren Dachkammer ſeit längerer Zeit ein Buchhalter ſein Logis aufgeſchlagen hatte. Mitbewohner des Hauſes hatten ſchon zu wiederholten Malen die Wahrnehmung gemacht, daß die Stellenvermittlerin ihren Schlafburſchen ſofort nach dem Zubettgehen mit Stricken derartig an das Bett feſſelte, daß er ſich nicht zu erheben vermochte. Schließlich erhielt auch

291. „Ich ſuche nämlich eine Schwerenote." — „Für wen?" — „Für einen Knaben zwiſchen 30 und 40."
Zeichnung von L. Kiß. Aus dem Witzblatt „Caviar". Budapeſt, 1887

die Polizei von der Praxis der Wirtin Kenntnis. Beamte begaben ſich in die Wohnung und fanden die Gerüchte vollauf beſtätigt. Man entdeckte in der Dachkammer ais corpus delicti drei Stricke, mit denen der Hals, der Leib und die Beine des Schlafdurſchen an das Bett gefeſſelt wurden. Der anweſende Buchhalter, ein ehemaliger Freund des verſtorbenen Mannes ſeiner Logiswirtin, erklärte den Beamten, die Wirtin habe dieſe Maßregeln lediglich mit ſeinem Einverſtändnis vorgenommen, da er dem Trunke ergeben ſei und des Abends immer wieder in Verführung komme, ins Wirtshaus zu gehen, das durch die Feſſelung vermieden werden ſollte. Mit derſelben Pünktlichkeit, mit der ſeine Wirtin des Abends in die Kammer komme, um ihm die Feſſeln anzulegen, erſcheine ſie auch des Morgens, um ihn wieder zu befreien, damit er ſeiner Beſchäftigung nachgehen könne. Auf Grund dieſer Angaben des angeblich Mißhandelten wurde die Frau, die ein ſo probates Erziehungsmittel entdeckt hatte, außer Verfolgung geſetzt.

Der Verſuch der Polizei, ihre Naſe in fremde Schlafkammern zu ſtecken, iſt hier glücklich mißlungen. Über der Beſchämung des mißlungenen Corpus delicti vergaß ſie, die Nachbarn wegen unerlaubten Voyeur-Spielens einzulochen. Italieniſche Briganten haben über die Berechtigung regierender Damen andre Anſchauungen:

In der „Riviſta d'Italia" erzählt Sergio de Pilato in feſſelnder Weiſe die Geſchichte des Räuberweſens in Italien, das beſonders in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Blüte ſtand. Die Romantik, mit der man das italieniſche Briganteniſtum zu umkleiden liebt, hält vor dem nüchtern und kühl Forſchenden nicht ſtand; hier und da nur iſt über eine romanhafte Epiſode aus dem Leben der berüchtigten Wegelagerer zu berichten. Von eigenartigem Reiz iſt die Erzählung von dem ſchönen Räuberliebchen, das in dieſer Räuber Herzen die Flamme der Liebe entzündete. Die Schöne war eine junge und leichtſinnige Frau aus Caſalvecchio, die mit einer ſilbernen Nadel, mit der ſie ihr üppiges Haar zuſammenzuhalten pflegte, ihren Mann, von dem ſie mißhandelt worden war, erſtochen hatte und auf der Flucht vor der ſie verfolgenden Polizei in den Wald von Lucera gelangte; hier ſtieß ſie auf die weit und breit gefürchtete Räuberbande Caruſos, von der ſie aufgegriffen und zum Hauptmann geführt wurde. Caruſo ließ ſich die Geſchichte ihres Verbrechens und ihrer Flucht erzählen, und bald entſpann ſich zwiſchen ihm und der ſchönen Sünderin ein inniges Liebesverhältnis; das Weib wurde die Königin der Bande, der ſie auf einem wilden, ungezügelten Roſſe vorantritt; die Räuber verehrten ſie wie eine Heilige, und ſie wurde ihre Vertraute, ihre Ratgeberin und in Krankheitsfällen ihre treue Pflegerin. Bald war die ganze Geſellſchaft in die eine Frau verliebt, und mehr als alle der Räuber Crocco, der dem Hauptmann Caruſo „ebenbürtig" war und von dieſem daher als Nebenbuhler beſonders gefürchtet wurde. Wegen eines Baretts, das Crocco elgens für die Huldin geſtohlen hatte, kam es eines Tages im Räuberlaget zu einer ſtürmiſchen Eiferſuchtsſzene: Caruſo ſtürzte ſich wie ein verwundeter Löwe auf Crocco, und im nächſten Augenblick ſtanden ſich die beiden Männer mit gezückten Meſſern gegenüber. Ehe jedoch das große Stechen beginnen konnte, warf ſich „die Filomena" — ſo hieß die vielbegehrte Räuberliebſte — mit der ganzen Räuberſchar mutig zwiſchen die Kämpfenden, um Crocco das Barett, das die Kataſtrophe beſchleunigt hatte, feierlich zurückzugeben. Croccos Zorn ob dieſer ihm angetanen Schmach war ſo groß, daß er das verhängnisvolle Barett mit den Zähnen in Stücke riß. Dann aber beruhigte er ſich ein wenig, um ſich ſchließlich auf der Filomena Wunſch mit dem begünſtigten Caruſo zu verſöhnen; die Verſöhnung wurde unter

gewaltigen Traukopfern gefeiert, und das Ende vom Liede war, daß, als alle Räuber des Weines voll waren, der Hader von neuem losbrach. Aber Filomena erwies ſich auch diesmal als geſchickte Friedensſtifterin. Erfinderiſch, wie nur ein Weib ſein kann, erſann ſie im Augenblick der höchſten Not ein neues Mittel zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter. „Caruſo und Crocco," ſagte ſie, „ihr ſeid beide außergewöhnlich mutig und beherzt, aber ihr ſolltet euren Mut und eure Tapferkeit nicht zu eurem eignen Schaden, ſondern lieber an anderen erproben. Ganz in unſrer Nähe ſtreifen gegenwärtig Soldaten, die auf euch fahnden, umher; wenn ihr nun wirklich mutig und kühn ſeid, ſo begebt euch jetzt beide in den ſchönen Garten des Dematteis, und bringt mir von dort einen Blumenſtrauß." Und kaum war ihr das Wort entfahren, als die beiden Räuber auf ungeſattelten Pferden davonſprengten, um in fabelhaft kurzer Zeit wieder zurückzukehren; die Pferde zitterten am ganzen Leibe und trieften von Schweiß und Blut, da ſie während des wilden Rittes von den Reitern in unbarmherziger Weiſe gepeitſcht und von den Soldaten, die die Briganten erſpäht hatten, angeſchoſſen worden waren; auch die Räuber waren verwundet, aber ſie waren im übrigen heil und geſund, und, was die Hauptſache iſt, ſie hatten beide die Blumen, die die ſchöne Filomena begehrt hatte.

Wir kommen nun zu den ſubtilen und komplizierteren Gefühlsnuancen, die aber um ſo intenſiver zu ſein pflegen, weil ſie nicht bloß in einzelnen Zeitmomenten der Sexualität ſichtbar werden, ſondern das ganze Leben beſtimmen und durchdringen.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Gunſt des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut;
Doch auch der Launen Übermut
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes Willen.

Früh von des Tages erſtem Schein,
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt er nur ihrem Dienſt allein,
Tat nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: „Mach dir's leicht!"
Da ward ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte ſeiner Pflicht zu fehlen,
Durft er ſich nicht im Dienſte quälen.

Der vom Stamme Asra gehört auch hierher:

Täglich ging die wunderſchöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern.

Täglich ſtand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürſtin
Auf ihn zu mit raſchen Worten:
„Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimat, deine Sippſchaft!"

Und der Sklave ſprach: „Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm ſind jene Asra,
Die da ſterben, wenn ſie lieben."

292. Blutdurſt

Zeichnung von J. Berg. Aus dem „Courrier Français" von 1888

293. Einladungskarte von Christorde. 1912

Auch ganz persönlich drückt sich Heine so aus:

Überall, wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und je mehr du mich mißhandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit
Wie mich Güte stets vertrieben;
Wüßt du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

Und Wilhelm Holzamer schildert in seinem farbenprächtigen Gedicht „Wiedergeburt":

Du fragtest mich, wo wir uns schon gesehn,
und wie wir schon einmal geboren waren?
Ich hab im Scherz so mancherlei geraten,
und sagt dir auch, du seist Kriemhild gewesen,
und ich ein Wilder aus dem Hunnenheer,
dem du an Wildheit dann nichts nachgegeben.
Ein Scherz nur war's; doch der Gedanke hat
mich viel gequält, und heute weiß ich,
wo wir uns schon einmal begegnet sind:

Die goldnen Zeiten von Venedig träum ich wieder;
in Glück und Glanz, in frohen Festen schwelgte
die Stadt — viel fremder Völker auserlesnen
- Männern
bot Herberg sie schon sieben volle Wochen,
und sieben volle Wochen waren wie ein Festtag.
Die Hochzeit galt's des Dogen. — Ha, er war
ein alter Graukopf, gichtig, und sein Auge

stach wie im Fieber, sein Gesicht war welk,
und spitz sein Kinn, und seine Finger waren Krallen.

Und du, Geliebte, warst die Dogaressa!

Von Griechenland war ich als Gast gekommen,
nicht gleich zu Anfang, denn ich hatte
nicht reiche Schätze, die ich dir hätt bringen können;
ich brachte einen Schmuck, den einst Praxiteles
für einer Göttin Statue geformt.
Er stach nicht in die Augen — bei dem Reichtum,
der in den Sälen aufgestapelt war,
bei so viel Gold und Seide, so viel Edelsteinen,
schien dieses feine Kunstwerk ärmlich und gering.
Und niemand sah danach — nur du, Geliebte,
verrietst mit einem hellen Freudeblick,
daß du zu würdigen wußtest, was mein Herz dir darbot.
Dann sah ich täglich dich — doch nur von ferne,
und immer meint ich diesen Blick zu sehen,
der glücklich meine Seele noch durchglühte.
Der letzte Tag der Feste war gekommen;
du solltest dich noch einmal allem Volke
in deiner Schönheit stolzer Würde zeigen.
Wie Sonnenaufgang war es, da die Sklaven

den Vorhang hoben, und du nun wie im Traume
fast wankend auf die goldnen Stufen tratest,
die du zu deinem Volke überschreiten mußtest.
Und hinter dir des Dogen gelbes Geierantlitz.

Und unten stand ich — auf der zwölften Stufe
vielleicht rot überglüht, denn eine Freude
sang hell in meinem Herzen: — Königin, du hattest
den Schmuck, den ich dir dargebracht, erwählt
zum schönsten Feste deinen Hals zu kränzen!

Dann sahst du mich — ein Blick, ein tiefer, tiefer Blick —
ein Ach — ein woher Atemzug — und schrittest weiter,
und wanktest mehr, als du vorher gewankt,
und standst noch einmal, und du hobst die Hand,
und schatteteſt die Augen, die in Schmerz und Glück,
in Licht und Tränen seltsam schimmernd strahlten.

Der bleiche Doge winkte einem Sklaven —:
du warst noch nicht drei Stufen weiter, Dogaressa,
da war der Mordstahl mir ins Herz gefahren,
veratmend fiel ich auf die goldne Stufe.
Das Fest ging weiter, niemand sah nach mir,
und heimlich rann mein Herzblut deinen Schritten nach.

Fußpflege und Lektüre. Moderne Farbenlithographie von A. Guillaume. 1908

Und als du wiederkehrteſt, Dogaressa,
traſſt du in eine dünne Lache meines Blutes,
ſahſt nicht zu mir, ganz Fürſtin, königlich und würdig,
nicht einen Blick dem toten jungen Griechen,
von deſſen Blut dein ſeidner Schuh nun rot war...
So ſahn wir damals uns, geliebte Dogaressa!

In dieſen Verſen glüht ein ſeltſam innerliches Feuer von faſt unheimlicher Leidenſchaft. Die ſtumme und verzehrende Anbetung der geliebten Frau läßt in dem Dichter eine Viſion aufſteigen, in der ſein Herzblut ihren Schritten nachrinnt. So ſahn wir damals uns . . . Und heute? Nein, eben heut ſieht er es ſo an, heut liegt er vernichtet auf den Stufen und ſie ſchreitet ſtolz vorüber. — Nicht jedem iſt es gegeben, ſeine Sehnſucht ſo künſtleriſch auszudrücken. Viele werden das überhaupt nie in Worte bringen können. Aber der Beweiswert einer pſychologiſchen Urkunde darf nicht danach abgeſchätzt werden, ob ſie zugleich auch eine künſtleriſch hochſtehende Form beſitzt. Die meiſten Unterſucher werden eine einfache Exploration in dürrer Proſa ſogar bei weitem vorziehn. Dennoch, und wegen der relativen Seltenheit, möchte ich noch einige Proben anführen aus einem längeren Versdialog, der mir in einem näher unterſuchten Fall zur Verfügung geſtellt wurde:

Oh! Herrin, willſt du mich noch länger quälen?
ſchon ſteh ich an dem Rande meiner Kraft
hohläugig, und der Spiegel kann erzählen,
wie mein Gehirn ſich martert und erſchlafft.

Und nachts auf aufgezerrißnen feuchten Kiſſen
ſtarrt mir dein majeſtätiſch ſtolzes Bild,
wie jäh in Nebel, Gicht und Hindernissen
dem Schiffbruch rot das Rettungsfeuer quillt.

Oh! reiß mich nicht mehr aus dem Tief-Ertrinken,
ein herzlos Spielzeug deiner Launen Wut —
laß mich mit letztem Schmerz belaſtet ſinken
zum Grundvergeſſen deiner Lebensflut.

*

Übernächtigt will ich meine Knechte,
ſchlaflos, unruhvoll und matt,
daß ihr Seufzen meinen Traum umflechte
auf der ſatten Lagerſtatt.

Unruhvolle blaſſe Leidensaugen
tun mir recht von Herzen gut,
tränken meinen Vampirdurſt, und taugen
ſanfter noch als Schmerzensblut.

Wenn die Flammen dumpf erſtickter ſchlagen,
bredelt Weihrauch voller her;
meine Fieberglut in ihre Klagen
tauch' ich, wie in kühles Meer.

*

Durch tiefen Schlaf und Wachen her
bedrängt mich deine Geſtalt,
nun weiß ich keine Ruhe mehr,
du nahmſt mich mit Gewalt.

Ich wollte fliehn und immer fliehn
und fühlte mich noch ſtark;
nun ſtöhn' ich nur noch auf den Knien
verwundet bis ins Mark:

Oh! laß Madonna mich vergehn
wie Schnee vor linder Luft,
oh! darf ich nur dein Antlitz ſehn
und ſpüren deinen Duft.

Zertritt mich! töte mich! ich bin
ja nur dein Eigentum,
und rauſcheſt du von mir dahin,
ſchau dich noch einmal um!

*

294. Der gezähmte Kriegsgott. Zeichnung von A. Willette. Um 1895

Nächſtens hab' ich aufgelauſcht,
ob dein Weinen klingt,
ob dein Klagen nicht verrauſcht,
das mir Hymnen ſingt.

Aus ſo ſüßem Traume kam
trunken ich empor:
du lagſt an der Schwelle zahm,
hingewühlt davor.

Und es tropfte durch die Nacht
deiner Zähren Fall —
leiſe hat mein Herz gelacht
über deine Qual.

In die Kiſſen ſtreckt' ich mich
oh! ſo wohlig warm,
in die Träume reckt' ich mich
und in deinen Harm.

Ich ſchließe hieran eine Stelle aus dem Brief eines mir bekannten ſüddeutſchen Juriſten an eine Dame der Geſellſchaft:

Mein inniggeliebtes, gutes Mamachen! Das klingt ſo dumm für einen großen Menſchen, und doch, ich möchte Sie, meine liebe, liebe gnädige Frau, ſo nennen dürfen. Denn „angebetete", das iſt ſo kalt, ſo fernſtehend. Wieviel tauſendmal herzlicher und mindeſtens ebenſo verehrend iſt doch da die Anbetung, die das Kind einer ſtrengen und zugleich lieben Mama entgegenbringt. Ich will auch ein ganz artiger und gehorſamer Junge ſein, der ſeine Mama auf Knieen verehrt und ſich wahnſinnig freut, wenn er zur Belohnung ſeinen Kopf in ihren Schoß legen und ihr voll inbrünſtiger Dankbarkeit die ſüßen Hände küſſen darf. Das ſind meine Gedanken und meine einzigen Wünſche. Oh könnte ich zurückkehren und ein Kind ſein, deſſen ganzes Leben darin beſteht, ſeiner jungen ſchönen Mama zu dienen und ſtets um ſie, nur für ſie da zu ſein, in ſteter Furcht vor ihrer Strafe, in ſteter Hoffnung auf ihre Belohnung. Stundenlang möchte ich zu Ihren Füßen liegen und die Lehre von einem ſchöneren, beſſeren, glücklicheren Leben von Ihren grauſamen und doch ſo ſüßen Lippen hören, vergeſſend aller häßlichen Wirklichkeit, und den kleinen Fuß küſſen in tiefſter Verehrung, der mich wegſtößt oder liebkoſt.

Dieſe Stelle iſt beſonders charakteriſtiſch. Denn ſie gewährt uns Aufſchluß über eine Ideen-Aſſoziation, die ich bereits auf Seite 176—180, hauptſächlich inbezug auf die darſtellende Kunſt, beſprach. Ich verweiſe auch auf das, was ich an verſchiedenen Orten über die Geburt des Kunſtwerks aus der männlichen Pſyche ausgeführt habe. Warum verfällt ein Künſtler, wenn er die freie Wahl unter x Motiven hat, gerade auf das Motiv „Amor wird von Venus beſtraft"? Es liegt ihm, es drängt ſich ihm auf, es verſetzt ihn in die nötige Schaffens-Stimmung. Er hat die Viſion der Figuren greifbar vor ſich, und ſein Griffel zeichnet das innerlich Geſchaute nach. Die ſpezifiſch männliche Ideen-Aſſoziation ſeines Hirns wird ſo nach außen projiziert in zeichneriſchen Symbolen und uns andern durch das Auge wieder nach innen vermittelt. Dasſelbe tut der Briefſchreiber hier; nur daß er das Viſionäre in den Symbolen der Sprache und Schrift nach außen projiziert und uns andern wiederum durch das Auge nach innen vermittelt. Pſychologiſch ſind die Vorgänge abſolut identiſch. Und identiſch ſind ſie auch inbezug auf ihren Sexualcharakter. Es iſt aus der Literatur hinreichend bekannt, daß ſich viele Männer das Weib mit Vorliebe als eine Mutter denken, die mit Autorität und Würde Kinder zu erziehn verſteht. Oder ſie denken an eine ſtellvertretende Erzieherin, der alle mütterlichen

295. Moderne Umſchlagzeichnung

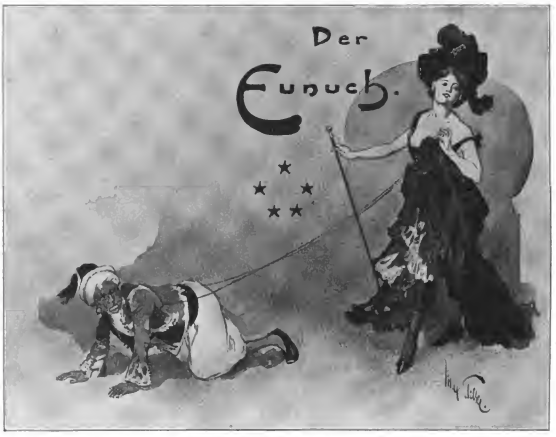
296. Madame geht auf die Jagd. Zeichnung von A. Guillaume. Um 1900

Autoritätsrechte übertragen ſind. Es iſt klar, daß in dieſen Ideen die ſtrafende Diſziplin der erziehenden Perſon eine zentrale Rolle ſpielen muß.

Für den wiſſenſchaftlichen Erklärungsverſuch iſt es verlockend, dieſe Spielart der Männlichkeit aus einer Fortdauer beſonders wirkſamer Jugendeindrücke abzuleiten. Das iſt natürlich auch vielfach geſchehn; ja, die Inquiſitionsmethode der Freud'ſchen Pſychanalyſe hat es verſtanden, den unterſuchten armen Sündern hinein- und herauszuſuggerieren, daß ſie, während ſie an der Mutterbruſt tranken, im ſtillen nur den Inzeſtgedanken erwogen. Auf dies moderne Forſchungsgebiet des eben geborenen Unbewußtſeins möchte ich mich nicht hinauswagen. Die Grenze des Komiſchen rückt hier ſo nahe, wie einſtmals bei Galls Schädellehre. Nehmen wir aber mal den beſonders wirkſamen Jugendeindruck an. Der müßte in das zweite Luſtrum des Lebens fallen. Nun, theoretiſch kann man es ſich ja vorſtellen, daß eine „ſtrenge und zugleich liebe Mama" (wie es in dem zitierten Brief des Juriſten heißt), die gerecht richtet und beglückt, ſtraft und belohnt, in dem Knaben als Idealbild des Weibes überhaupt weiterlebt und ihn ſpäter auf die Fährte ſetzt nach einer Doppelausgabe eben dieſes Ideals. Indeſſen, wie immer, taugen in der Sexualwiſſenſchaft derartige Schreibtiſch-Erwägungen keinen Pfifferling. Der angenommene Zuſammenhang iſt nach meinen Erfahrungen überhaupt nicht vorhanden. Niemals habe ich ein Beiſpiel dafür gefunden, daß ein Mann, der die ſchülerhafte Situation der Abbildung Nr. 595 begehrte, im Hauſe eine Erziehung genoſſen hätte, die zu dieſem Streben Anlaß geben konnte. Es bleibt alſo neben der angeborenen Variabilität des Triebes, die die Spielarten hauptſächlich hervorruft, nur die Vermutung, daß der Ideenkomplex von der ſtrengen Mutter oder Erzieherin eine Erſcheinungsform des machtbewußten Weibes iſt und als ſolche reizt. — Auch die nächſte Briefſtelle handelt von einer ſolchen Erſcheinungsform. Der Charakter des Betreffenden iſt durch die landläufige Idee kompliziert, ſeine Neigung zur Unterordnung ſei eigentlich etwas Weibliches und er beſitze eine weibliche Seele in einem männlichen Körper; eine Auffaſſung, die wahrſcheinlich aus dem Studium der Urnings-Literatur ſtammt:

297. Eine Herrin. Amateurzeichnung

... ſoll ich Ihnen ſagen, wie Ihre Nähe mich erfüllte mit jener atemhemmenden Bangigkeit, wie ſie uns vor etwas Unbekanntem, Furchtbarem und doch ſo heiß, heiß Begehrtem erfaßt? Daß der Zuſtand, in den Sie mich gejagt haben, Ihnen gleichgültig iſt, daß Sie achtlos darüber hinwegſchreiten, iſt für mich ſelbſtverſtändlich. Denn ich erkenne Sie als eine Herrin-Natur ... Ich habe nur den einen Wunſch: unter die heiße, eiſern-ſtraffe Diſziplin Ihrer weißen, ſchönen Hände zu kommen und unter den zwingenden Einfluß eines über mir ſtehenden Geiſtes. Beiden möchte ich mich ganz hingeben — machen Sie mit mir, was Sie wollen — sans phrase! ... Glauben Sie mir, wenn meine weibliche Natur nicht gefangen wäre in dem ihr gar nicht zukommenden Körper, ſo würde ſie auch dann dem Weibe ſich hingeben, unterordnen, es lieben und dafür doch nur alle erdenklichen Demütigungen begehren wollen ... Vor einigen Jahren ſah ich im Theater Sudermanns Johannes, in tadelloſer Beſetzung, beſonders der beiden Frauenrollen Herodias und Salome.



298. Am Bändel. Illuſtration von Tiſe. Aus den „Luſtigen Blättern"

Das Spiel der beiden ergriff und erregte mich und ganz unauslöſchlich bleibt mir die Szene, wo die Königstochter den Täufer durch einen Backenſtreich demütigte. Wie ſich da in grauſamer Herrſchſucht ihre Lippen ſchürzten, wie ihre Augen funkeln und ihre ganze Geſtalt bebt vor verhaltener Wonne! Ich beneidete den Täufer! . . .

Die nachfolgende Aufzeichnung, die wiederum von einem Juriſten herrührt, dürfte als Extrem des Dienen-Wollens erſcheinen. Dennoch geht hier der Wunſch nach Selbſtentäußerung nicht ſo weit wie in dem künſtleriſchen Bekenntnis Holzamer's, der die Königin achtlos in das Herzblut des Anbeters treten läßt:

. . . Ich möchte meine zukünftige Herrin vergleichen mit einer allmächtigen Sultanin, die irgendwo auf dem Sklavenmarkt, einer flüchtigen Laune folgend, einen Sklaven gekauft hat zum willenloſen Werkzeug ihrer üppigſten, wildeſten Gelüſte, und die ihn nach Gefallen erhebt oder aufs tiefſte erniedrigt, und die er, als ihr Geſchöpf, wie eine Gottheit anbetet. . . . Ich habe die Empfindung, als müßte der neue Sklave alles Nähere durch die Herrin ſelbſt oder, wenn möglich, durch ihren Sklavenvogt erfahren, was die Herrin, die ihn ſich genommen, mit ihm machen und wozu ſie ihn benutzen will. Er muß nur wiſſen, daß er nur ein Luſtinſtrument, alſo niedriger als ein Tier, werden ſoll. Das Wie ſteht im Belieben der Gebieterin, und je ſchneller er ſich in dieſes findet, um ſo beſſer für ihn. Das erſte, was der Neuling in einem Sklavenſerail wohl zu lernen hätte, wäre meiner Anſicht nach die Furcht vor der Herrin, jene zitternde Furcht vor dem höheren Weſen, die den Hund auf den Ruf auf dem Bauche zu ſeinem Herrn heranfkriechen läßt, den er kaum anzublicken wagt. Wohl immer wird das, wie beim Hund, nur durch grauſame Züchtigungen erreicht werden, wobei der eine mehr, der andre weniger verträgt. Zweitens aber müßte ihm jedes Schamgefühl genommen und er zum Tier erniedrigt werden, ſowohl durch Worte, die wie Peitſchenhiebe wirken, als durch die Dienſte, die von ihm ver-

299. Die Moquante
Titelblatt der „Jugend“ von Paul Rieth. 1907

langt werden. Zur Austreibung jedes Gefühls von Menſchenwürde wären außer den den Sklaven ſehr erniedrigenden Dienſten und Verrichtungen, zu denen er benutzt wird, auch zu erlernende Kunſtſtücke, wie die eines Pudels, am Platze, jedenfalls außerordentlich demütigend. Eine Luſt würde es demgegenüber für den Sklaven ſein, wenn er Teile des für ihn heiligen Leibes ſeiner Herrin waſchen, parfümieren, ihr die Nägel des Fußes polieren und ſonſtige Toilettendienſte leiſten dürfte. Ebenſo wie er in ſelbſterniedrigenden Ausdrücken ſeine Göttin inbrünſtig anbeten müßte, während ſie ihn vielleicht verſpottet oder während des Anbetens ohrfeigt. Die höchſte Luſt für ihn wird immer ſein, ſeiner Herrin Luſt zu bereiten, ſei es aktiv durch irgendwelche raffinierte Liebkoſungen, ſei es paſſiv durch Erdulden von Qualen, oder Verrichten oder Dulden irgendwelcher Gelüſte.

Einem neueren franzöſiſchen Werke der Drs. Jaf und Saldo, das mancherlei ſachverſtändige Detailbeobachtungen enthält, entlehne ich die nachſtehende biographiſche Skizze:

Ein junger Engländer, knapp 24 Jahre alt, beichtete ſeine Geſchichte einem Arzte in Cannes. Er war dorthin zur Beſſerung ſeines kläglichen Geſundheitszuſtandes gekommen, den ihm ſeine unmäßige Leidenſchaft eingetragen hatte: Charley K. war groß, blond und ſchlank. Ein dichter Wald von natürlich gelockten Haar umrahmte ſein abgemagertes und von frühzeitiger Erſchöpfung angegriffenes Geſicht. Seine ſchwer reichen Eltern waren längſt geſtorben und hatten ihn ſchon ganz jung den Händen einer Erzieherin überlaſſen, die bereits geraume Zeit im Hauſe ſchaltete und waltete. Ellen, ſo hieß ſie, beſaß ſolchen Einfluß auf den Knaben, daß er alles erlrug, was ſie begehrte. Er ließ ſich von ihr züchtigen ohne andre Gegenwehr als leiſes Wimmern, wenn ſie des Abends, ſobald alles im Hauſe ſtill war, auf ſein Zimmer ſchlich, die Decken zurückwarf und ihn ſchlug, indem ſie ihm gleichzeitig mit der Hand den Mund verſchloß, um ſein Schreien zu erſticken. Indeſſen, der Knabe weinte kaum, ja die grauſame Züchtigung wurde ihm faſt zur angenehmen Gewohnheit, obgleich es ihm oft war, als drängen ihm tauſend glühende Nadelſpitzen in die Haut. Das machte: Die Erzieherin nahm kaltlächelnd an ihm erſchöpfende Liebkoſungen vor, ſobald ſie das eigene brutale Begehren geſtillt hatte. Sagte ſie ihm über Tage, daß er eine Strafe verwirkt hätte, ſo erſchien ſie unfehlbar bei ihm in den nächſten Abendſtunden oder früh morgens vor dem Erwachen, und der Ärmſte, verliebt in ſeine Pein, erwartete ſie ſtets mit Ungeduld. Im Verfolg dieſer Gewohnheiten verfiel der junge Charley in eine ſchwere Krankheit, und ſeine Geneſung machte eine Entfernung von ſeiner Gefährtin notwendig. Als er wiederhergeſtellt war, war alles an ihm verändert: er war inzwiſchen zum Mann geworden. Ellen, die im Haus regierte, wünſchte, der Jüngling ſolle nicht wieder zur Schule kommen. Dieſe merkwürdige Frau galt als ſehr erfahren in der Jugenderziehung und ſie verſtand es daher leicht, dem Arzt und der Tante „ihres lieben Jungen“ beizubringen, daß er auf der Schule nur ſchlechte Manieren annehmen würde und daß er beſſer im Hauſe bliebe. So kam denn alſo täglich ein Hauslehrer, um Charleys Bildung zu vervollkommnen. Ellen war ſozuſagen die Hofmeiſterin und befehligte einen Haufen von Bedienten, die ihr blindlings ergeben waren. Der junge Mann wurde nun bald zum Spielzeug der unvernünftigen Leidenſchaften der Erzieherin. Sie war vom Dämon der Grauſamkeit beſeſſen; ihre Sehnſucht, zu quälen, peitſchte ihre wildeſten Inſtinkte auf, und ſo gab ſie ſich ganz ungehemmt dem Vergnügen hin, aus Charley ihr Opfer zu machen und ihn Schritt für Schritt zu entmänulichen. Schließlich ließ ſie den jungen Mann in ihr Zimmer kommen, und nicht er, ſondern ſie war es, die ihn nahm. Aber eines Tages blieb er kalt vor dem wiederholten Begehren der Megäre nach Annäherung. Die Manipulationen, die ſie unabläſſig

an ihm vorgenommen, hatten ihm den Geschmack an dem gewöhnlichen Vergnügen der Liebe geraubt. Er zog jetzt die Kompliziertheiten vor, die sie ihn gelehrt hatte. Nun peitschte ihn Ellen mit äußerster Strenge und probierte alle möglichen Marterinstrumente an ihm aus. Charley liebte dies unerträgliche Leiden und diese Demütigung, weil er sie wett machen durfte durch die niedrigsten Liebkosungen, die er ihr zitternd darbrachte, gehorsam den Befehlen, die sie mit kurzer und harter Stimme erteilte. Anfangs hatte er sich gesträubt und wurde dafür von ihr in einem Anfall von rasender Wut grausam gezüchtigt; dann gab er nach und liebte und begehrte zum Schluß selber die Schmach. Die Lieblingsmethode der Erzieherin war, Charley auszuziehen und ihn gemächlich und aus aller Kraft zu peitschen, während er auf dem Bett oder auf der Erde liegen mußte. Sie setzte sich auf seinen Nacken, nahm die Ruten zur Hand und begann kaltlächelnd ihr grausames Manöver und das gewöhnliche Spiel, das ihr Opfer zu ihrem Sklaven machte. Nichts machte ihr mehr Freude, als wenn sie sah, wie seine Haut allmählich errötete und purpurn wurde, und wenn das Blut perlte, war ihre Lust auf dem Gipfel. Beständig sann sie über neue Marterinstrumente nach und über seltsame Stellungen, die ihr Opfer einnehmen mußte. Es gab unerhörte und ruchlose Szenen der Flagellation, bis der Knabe völlig zusammenbrach und mit blutenden Schrunden bedeckt war. Sie hörte erst auf, wenn Charley tatsächlich am Rande seiner Kräfte war und seine Nervenspannung den Paroxysmus erreichte, sodaß er das Schreien nicht mehr unterdrücken konnte. Wenn er bei ihr war, zeigte sie sich liebenswürdig und küßte ihn nur in der üblichen Weise. Es war eine Liebkosung mit trockenen Lippen, eisige und leblose Küsse. Die Marter blieb aufgespart für den Tag und erfolgte nach immer raffinierteren Methoden. Charley wurde mit der Weile hinfällig. Der Umgang mit der ausschweifenden Erzieherin schwächte ihn und machte ihn in gewisser Beziehung unfähig; er war unglaublich abgemagert. Nun geschah es eines Tages, daß ein Onkel Charleys, der aus Indien heimkehrte, ihn unerwartet besuchte. Bestürzt über den Zustand seines Neffen, nahm er ihn einfach zu einem Arzt mit. Es muß dabei bemerkt werden, daß dies in Abwesenheit Ellens sich ereignete. Der Arzt verlangte, daß er sich auskleide, trotz seines ungeheurdigen Widerstandes. Man kann sich die Überraschung der beiden Männer vorstellen, als sie diesen von Striemen und blauen Flecken bedeckten Körper erblickten. Der Onkel behielt seinen Neffen für einige Zeit bei sich in London und rechnete mit der schrecklichen Ellen in gehöriger Weise ab. Wegen seines schwächlichen Zustandes ward Charley dann nach Cannes geschickt und einem Arzt anvertraut, der ihn in eine sorgfältige Kur nahm. Leider war der junge Mann schon zu sehr angegriffen, als daß sich eine vollständige Wiederherstellung erhoffen ließ. Außerdem war er gerade majorenn geworden und bekam Lust, nach Paris zu gehn, wo er entschlossen war, endlich von dem erlaubten Vergnügen zu kosten. Die nervöse Schwäche, die er den Exzessen verdanke, hatte seine Sinnlichkeit nur eingeschläfert; nach langer Ruhe zeigte sich jetzt bei ihm ein brennender Durst nach Vergnügen. Es wäre also sehr leicht gewesen, besonders für einen reichen jungen Mann, in den heiteren Weltstädten Genuß zu finden. Aber er wurde schnell enttäuscht. Es zeigte

300. „Das hat man davon, wenn man zum Weibe geht und die Peitsche mitnimmt!"
Zeichnung von A. Salzmann. Aus der „Jugend". 1907

ſich, daß er auch den ſchönſten Frauen gegenüber kalt blieb. Er verſuchte, ſich flagellieren zu laſſen. Er unterwarf ſich all den Martern, denen ihn Ellen unterworfen hatte. Doch fand er wohl ſo viel Schmerz er nur wünſchte, aber auch nicht den Schatten von Luſt. Er ging wieder nach Cannes. Hier iſt er überzeugt, daß kein Weib der Welt ihm ſeine Kraft wiedergeben könnte, außer Ellen. Er iſt und bleibt der unterthänigſte Sklave, der demütige Hund der erſten Frau, der einzigen, die er kennen gelernt hat, einer wahren Hexe, die gefährlich, abnorm, häßlich und nicht mehr jung iſt, aber die ihn unter ihre Launen gebeugt und ihn die Luſt im Leiden gelehrt hat.

Es iſt lange Zeit wiſſenſchaftlich angezweifelt worden, daß es Frauennaturen, wie die eben geſchilderte, gebe; ſie ſeien nur ein Phantaſieprodukt männlichen Wunſchempfindens. Das hätte ſich indes ſchon hiſtoriſch widerlegen laſſen. Zum Beiſpiel berichtet Tallemant des Réaux folgendes Faktum:

Madame de Vervins, die Frau des königlichen Oberhofmeiſters, hatte die Leidenſchaft zur Peitſche. Wenn ſie gerade niemanden zur Hand hatte, der ihren Geſchmack teilte (denn ſie ſchlug kräftig zu und wollte bei ihren Liebhabern Blut ſehn), ſo ließ ſie ihre Zofen unter irgend einem Vorwand peitſchen. Ihr Schweizer wurde vier Tage lang gepeitſcht, weil er ohne ihre Anordnung das Tor geöffnet hatte. Am Charfreitag anno 1647 beſchäftigte ſie ſich den ganzen Tag bloß damit, einen Mann und eine Frau abwechſelnd ſchlagen zu laſſen.

Weniger kraß iſt die Schilderung eines Geſellſchaftsſpiels, das in den Salons der Kaiſerin Eugénie ſtattfand. Dr. Barthez, der Leibarzt Napoléons, hat die Szene in einem Brief feſtgehalten:

Ich muß Dir einige Szenen erzählen, denen ich geſtern abend, am 25. Dezember, beiwohnte. Es war nach dem Diner, zu dem einige Perſönlichkeiten, der letzte Reſt der Geſellſchaft von Biarritz, geladen waren. Alſo mehr oder weniger ein intimes Diner. Da man mit dem Abend nichts anzufangen wußte, beſchloß man, ſich mit kleinen Geſellſchaftsſpielen zu amüſieren, während der Kaiſer den Kreis verlaſſen hatte, um mit dem preußiſchen Geſandten zu arbeiten. Alle Anweſenden mußten einen großen Kreis bilden, und jeder legte die Hand auf ein Band, das den ganzen Kreis durchzog. Zwei Perſonen wurden in die Mitte des Kreiſes geſtellt und bemühten ſich nun, auf die Hände der anderen zu klatſchen, die das Band hielten. Die Hände ſollten dieſen Schlägen durch ſchnelle Bewegungen und Geſchicklichkeit ausweichen, ohne jedoch das Band loszulaſſen. Wie Du Dir vorſtellen kannſt, hagelte es natürlich klatſchende Schläge. Ihre Majeſtät erteilte und empfing ſie mit Lachen, und ſie war fröhlich und ausgelaſſen wie ein kleines Penſionsmädchen in den Ferien. Als man nun genug Schläge ausgeteilt und erhalten hatte, ging man zu einem anderen Spiele über. Die Damen verſammelten ſich in einem beſonderen Salon und bewaffneten ſich mit Servietten, in die ein Knoten geſchlungen war. Die beiden Enden der Serviette behielt man in der Hand und beſaß auf dieſe Weiſe eine Art Geißel, mit der man recht tüchtig zuſchlagen konnte. Jede Dame wählte in der Stille einen Herrn aus; dann durften die Herren eintreten und jeder von ihnen ging auf eine der Damen zu und verbeugte ſich. Wenn er das Glück hatte, die Dame zu begrüßen, die ihn gewählt hatte, durfte er in der Geſellſchaft der Damen bleiben. Wenn er ſich aber irrte und vor einer falſchen ſeine Verbeugung machte, ſo ſtürzten ſich ſofort alle mit ihren Servittenknoten auf ihn und überhäuften ihn mit Schlägen, bis er ſich wieder aus dem Salon gerettet hatte. Ich ſah dabei, wie der Kaiſer von den Damen geſchlagen und verfolgt wurde, die im Eifer des Gefechtes über Stühle, Tiſche, Seſſel und Sofas ſprangen; der Graf Hatzfeld wurde ſchrecklich zu-

301. Angebiſſen. Radierung von A. Somm. Um 1835

Die Jüdin. Radierung von Louis L

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

grand. 1908. (Verlag G. Pellet, Paris)

gerichtet; der Minister der öffentlichen Arbeiten ergriff vor den Schlägen, die hageldicht auf seinen Rücken niedergingen, schleunigst die Flucht, und auch ich habe mein Teil abbekommen. Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welch fröhlichem Eifer die Kaiserin an diesen Spielen teilnimmt, die oft zu einem wilden Durcheinander werden, zu einem Kampf, in dem die Männer sich bemühen, die eifrig dreinschlagenden Damen zu entwaffnen. Die Kaiserin war wirklich wie ein Pensionsmädchen, das auf kurze Zeit der Aufsicht ihrer Lehrerin entwischt ist. Sie schlug rechts und links drein, schrie, lief, gestikulierte und hatte in diesen Augenblicken gar nichts von der Majestät einer Kaiserin.

302. Zur Strecke gebracht
Titelblatt der „Jugend" von Ernst Stern. 1906

Gesellschaftsspiele, in denen die Frauen triumphieren, hat es immer gegeben. Sie liegen in der natürlichen Tendenz der Umwerbung und dienen der Vorlust-Stimmung, sind also im biologischen Sinne als Liebesspiel aufzufassen. Ich erinnere mich, daß wir als Kinder eine Art Pfänderspiel veranstalteten, das stets von den Mädchen angestiftet wurde, und wobei diese uns Knaben mit den lächerlichsten Fragen und Kalauern reinlegten und uns infolgedessen die Pfänder haufenweis abnahmen. Danach kam der Triumph der Mädchen. Behufs Einlösung der Pfänder verlangten sie von uns kleinen Rittern, daß wir die schwierigsten und zugleich läppischsten Aufgaben ausführten. Ein Erwachsener wäre über den innerlich sadistischen Sinn dieser Aufgaben nicht im Zweifel gewesen. Wir Knaben fanden es bloß natürlich, daß die Mädchen darüber vor Verrügen aus dem Häuschen gerieten. A. von Eye beschreibt einen Teppich des Germanischen Museums, der vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt und ein Gesellschaftsspiel darstellt: „Es ist eine Art von komischem Turnier zwischen Herren und Damen. Auf der äußersten Rechten sitzt in einem eingefriedigten Raum auf einem Thron die Frau Minne, mit Dienern zur Seite, und zu ihren Füßen liegen Herren, an die Schranken gebunden, harrend, wie es scheint, bis die Reihe an sie kommt, von den Damen zum Kampfe gelöst zu werden. Paarweise ziehn Herr und Dame zum Kampfspiel. Um den Kampf leichter zu machen, sitzt die kämpfende Dame auf dem Rücken eines Mannes und wird vom Rücken her von einem andern unterstützt. Es gilt, einander umzustoßen. Wer besiegt ist, wird von seinem Gegner fortgeführt!" Es versteht sich, und die Galanterie erfordert es, daß die Dame siegt. W. Rudeck, der Verfasser einer sogen. Kulturgeschichte, die an Verständnislosigkeit ihres gleichen sucht, führt dies Teppichbild gleichfalls an. Er tadelt die maßvolle Tonart der Beschreibung Eye's und erbricht sich dann in die Schimpfworte „schamlos" und „zuchtlos". Diese Art, „Kulturgeschichte" zu schreiben, ist das Widerwärtigste, was sich denken läßt. Man reiht interessante Lesefrüchte auf ein schnelles Fädchen und verdeckt den völligen Mangel an wissenschaftlicher Verarbeitung durch scheinheilige sittliche Entrüstung. Moral mimt sich leicht.

303. Der gezähmte Tiger. Gemälde von Vita

Doch ich habe mich darüber ſchon auf Seite 8—10 und 30—32 genügend ausgelaſſen. — Die hierher gehörigen Abbildungen zeigen uns vor allem das beliebte „jeu de la main chaude“ (Abbildung Nr. 259 und 273); das Blindekuh-Spiel oder colin-maillard (Abbildung Nr. 269); die „Silhouette“ (Abbildung Nr. 274) und die „Liebesbrücke“ (Abbildung Nr. 271), deren Pſychologie wohl ohne weitere Erläuterung verſtändlich iſt.

Zu erwähnen ſind im Anſchluß an dieſen Abſchnitt noch einige andre Blätter. Rowlandſon's großer Kupfer über die „Rolle der Weiber beim Boxermatch“ zeigt die ganze brutale Ausgelaſſenheit ſeiner Kunſt (vgl. große farbige Beilage). Wie ſie hetzen, kreiſchen, ſtampfen, brüllen und raufen! Ein Hexenſabbat iſt losgelaſſen. — Die Abbildungen Nr. 303, 305, 306, 307 enthalten das recht beliebte Motiv der Tierbändigerin. Man kann nicht behaupten, daß die bedeutendſten Künſtler von dieſem Motiv gereizt worden ſind; die Maſſe der populären Produktion iſt zweiten und geringeren Grades. Vielleicht iſt der rein ſtoffliche Inhalt den großen Künſtlern zu überwiegend, vielleicht hat auch das Tiermalen ſeine beſonderen Schwierigkeiten. Rienäcker wirkt noch am beſten; doch gibt er eigentlich nur einen Akt. Ein zuckerſüßer Farbenkitſch in großen Dimenſionen iſt Bouché's Salambo, und die Gartenſchere auf der Lamotte'ſchen Lithographie macht einen ſo gefährlichen Eindruck, daß man den verzweifelnden Seitenblick des Herrn Löwen durchaus nachfühlen kann. — Eine kühne Lotung in die Tiefen der weiblichen Seele iſt die Zeichnung von Joan Berg (Abbildung Nr. 292) aus dem Courrier Français von 1888; iſt es eine hygieniſche Marotte, die dieſe Dame ins Schlachthaus treibt, oder hat der „Blutdurſt“ kompliziertere Zuſammenhänge? — Heidbrinck hat in derſelben Zeitſchrift den „weiblichen Blaubart“ dargeſtellt (Abbildung Nr. 290) und unſer Spezial-Freund Willette ebenda den Übermut „bei Hofe — und in der Manſarde“ (Abbildungen Nr. 154 und 155). — Das innerſte Weſen des weiblichen Machtgefühls aber enthüllt Roedel in zwei Zeichnungen (Abbildungen Nr. 157 und 308). Mit Roſen

iſt anfangs der Stamm umwoben, dann aber vollführt die Wutentbrannte den „Stich ins Herz“; treu und folgſam ſchaut der Windhund zu ihr auf. Das andre Blatt verſetzt uns in die „Arena der Liebe“; der Mann-Kämpfer liegt überwunden am Boden und die Gladiatorin ſetzt ihm den Fuß auf den ſtarken Nacken; der kleine Amor ruft ihm nach antiker Art mit abwärts gerichtetem Daumen das Schickſalswort zu (amor — à mort). Am Weibe muß er zu Grunde gehn.

Der „Stich ins Herz“ von Roedel illuſtrierte gleichzeitig ein Stück myſtiſchen *Aberglaubens*, die Anſchauung von einer telepathiſchen Übertragung des zugedachten Unheils. Grimmiger iſt der Glaube vom *Vampir*, der hauptſächlich in den Balkanländern umgeht. Der Vampir iſt nicht unbedingt weiblichen Geſchlechts, da jeder Geiſt eines Verſtorbenen wiederaufſtehn und ſich nächtlicherweile vom Blute der Lebenden nähren kann. Doch ſind die ſlaviſche Vila und die orientaliſche Ghule, Phantaſiegeſtalten ähnlicher Art, immer Weiber. Wir ſprechen vom Alp, der drückt, und das iſt wohl die beſte pſychologiſche Erklärung. Das ganze iſt ein Angſttraum und meiſt ſexuellen Urſprungs (vgl. hierzu Abbildung Nr. 159); es ſcheint jemand auf dem Schlafenden zu liegen (incubus, incuba) und ihm die Lebenskraft auszuſaugen. Nun, der Künſtler unſrer anonymen Lithographie „In den Fängen des Vampirs“ (vgl. große Beilage) hat ſich den Vampir jedenfalls nur als ſchönes und ſchreckliches Weib denken können, das ſphinxartig unheimlich und gewalttätig die Krallen ſeinem Opfer in den Leib ſchlägt. Im arabiſchen Folklore tritt die *Ghule* häufig auf; ſie iſt mehr eine Tageserſcheinung und betreibt Menſchenfreſſerei:

Der König, um welchen es ſich handelt, hatte einen Sohn, welcher dem Waidwerk und der Hetzjagd im beſonderu ſehr ergeben war, und er hatte auch einen Weſir. Dieſer König nun hatte jenem Weſir aufgetragen, überall hin zu folgen, wo ſein Sohn gehe. Eines Tages aber ging jener Prinz auf die Jagd aus, zu Fuß und auch zu Pferde, und mit ihm der Weſir ſeines Vaters. Beide zogen ſie aus und erblickten ein ſchreckliches Tier. Da ſprach der Weſir zum Sohn des Königs: Auf! dieſem wilden Tiere nach und verfolge es! Da machte ſich der Prinz daran, das Tier zu verfolgen, bis daß er den Augen entſchwand. Ganz plötzlich in der Einöde verſchwand das Tier. Da war der Prinz gar ratlos und wußte nicht, wohin er gehn ſollte, als er auf der Höhe des Weges eine Sklavin ſah, die weinend daſaß. Der Prinz ſprach zu ihr: Wer biſt du? Sie erwiderte: Ich bin die Tochter eines Königs unter den Königen von Indien. Während ich in der Wüſte mit der Karawane dahinzog, ward ich vom Schlummer erfaßt und fiel von meinem Tier, ohne es zu merken. So fand ich mich ganz verlaſſen, allein und ratlos in dieſer Einöde! Als der Prinz dieſe Worte hörte, ward er von Mitleid ergriffen, trug ſie zu ſeinem Pferde und hob ſie auf die Kruppe. Dann brach er auf. Als ſie an einem kleinen verlaſſenen Hauſe vorbeikamen, ſprach die Sklavin zu ihm: O mein Gebieter, ich möchte gern ein Bedürfnis verrichten! Da ſetzte er ſie nieder bei der Ruine. Als er aber bemerkte, daß ſie zu lange verweilte und ſich Zeit ließ, ward er von Unruhe erfaßt und folgte ihr in die Ruine nach, ohne daß ſie es bemerkte. Da ſah er denn, daß es eine *Ghule* war, ein Weſen, welches vielerlei Geſtalt annimmt, den argloſen Wanderer voll Hinterliſt anzulocken und dann *grauſam zu verzehren*. Und er hörte ſie zu ihren Kindern alſo ſprechen: O meine Kinder, ich habe euch heute einen fetten jungen Burſchen mitgebracht! Sie riefen: Ach bring ihn uns doch, auf daß wir ihn in unſre Bäuche

304. Erlegt! Gemälde von Rola. Um 1885

305. Beſchnittene Klauen
Lithographie von Weiß und Lamolle. 1885

306. Die Schlangenbändigerin
Gemälde von Rienäcker

hineineſſen! Als nun der Prinz dieſe Worte vernahm, war er ſeines Todes ſicher, ſeine Muskeln zitterten an den Knochen und voll des Entſetzens ſeiner ſelbſt wegen ging er heraus. Als nun die Ghule wieder herauskam und ſah, daß er in Angſt war, gleich einem Maulhelden und zitterte, da ſprach ſie zu ihm: Was gibt es, daß du dich ſo ſehr fürchteſt? Und er erwiderte darauf: Ich habe einen Feind, den ich fürchte! Darauf die Ghule: Du? Du haſt doch folgendes zu mir geſprochen: Ich bin der Sohn eines Königs unter den Königen? Da ſagte er: Ja, in der Tat! Sie ſprach: Warum alſo gibſt du nicht deinem Feinde einiges Geld, um ihm Genüge zu tun und ihn zu verſöhnen? Darauf er: O, er begnügt ſich nicht mit meinem Geld und er begnügt ſich nicht mit meiner Seele. So bin ich denn ſehr in Angſt und ein Mann, der das Opfer iſt einer großen Ungerechtigkeit! (Die Ghule gibt ihm nun den Rat, Allah anzurufen. Er tut es, worauf die Ghule verſchwindet.)

Glaube und Aberglaube ſind genau nur nach den jeweiligen orthodoxen Vorſchriften und Auslegungen trennbar. Pſychologiſch fließen ſie ineinander und haben kein ſicheres Kennzeichen der Unterſcheidung. Ich ſchließe deshalb hieran die religiöſe Nuance des herriſchen Weibes, das ſich in der Regel mit weiblichen Untertanen begnügt, weil ſeine männlichen in ſeinem Machtbereich zu haben ſind. Diderot hat uns in ſeiner „Religieuse" von dieſem Typus ein fein ausgeführtes Seelengemälde hinterlaſſen, deſſen Beſchlagnahmung ſonderbarerweiſe unſrer Zeit vorbehalten blieb, weil die Behörde jetzt plump draufzugreift, wo nur immer ein Kantſchu vorkommt (Abbildung Nr. 295). Das gibt dann ein Halloh und ein billiges Gerede über Unbildung des Schutzmanns

oder Staatsanwalts, und am Ende verkauft ſich die ſchlechte Überſetzung, für die ſo bequem Reklame gemacht wurde und die kein Autorenhonorar koſtet, beſſer, als ein Dutzend moderner Originalarbeiten von gleichem Wert. Klöſter, Nonnen und dergleichen ſcheinen vielen der Vergangenheit anzugehören. Daß dem nicht ſo iſt, erſieht man aus nachfolgendem Bruchſtück der „Tagebuchblätter einer Karmeliterin", die die Berliner Volkszeitung 1909 in größerem Umfange veröffentlichte:

Um neun Uhr rief die Glocke zum Schuldkapitel — zur Selbſtanklage, zum Bekenntnis der Fehler gegen die heilige Ordensregel. Jeden Freitag muß ich dieſen Gang tun, und jedesmal wird er mir ſaurer. Nicht aus Stolz, denn wenn dieſe Anklage auch, wie überhaupt alles und jedes in dieſem Kloſter, zur Verdemütigung dienen ſoll, ſo kann ich nichts Demütigendes darin finden. Alle Schweſtern klagen ſich ja an, und außerdem, das Ehrgefühl ſtumpft ſchließlich völlig ab. Wenn man nichts weiß, denkt man ſich ſogar etwas aus, um nicht makellos dazuſtehn, der Tugend, der Demut zuliebe wird hier ja ſo viel gelogen, warum alſo nicht beim Schuldkapitel! — Ich brauche aber nicht zu lügen — ich finde ſtets genug zur Anklage. Ich vergeſſe die Türen zu ſchließen, ich halte die Augen nicht genügend geſenkt, ich wechſele mein Habit zu oft, ich gehe zu haſtig, ich zeige im Chor entweder zu viel oder zu wenig Andacht, ich paſſe beim Offizium nicht auf und ſo weiter. Heut kam ich nun auch noch zum Kapitel zu ſpät und konnte mich gleich deswegen anklagen. Wenn ich den großen grünen Tiſch ſehe, der mitten in dem ernſten, mit Darſtellungen des Todes „gezierten" Raume ſteht und die tief verſchleierten Geſtalten der Äbtiſſin, der Priorin, der Subpriorin und der Novizenmeiſterin darum ſitzen ſehe und die Schweſtern im Kreiſe ſtehen, die Hände unter dem Skapulier um das kleine Kruzifix gefaltet, bis die Reihe an die einzelnen kommt, hinzuknien zur Anklage, dann muß ich an die mittelalterliche Feme denken, aber ich kann ſie mir nicht ganz ſo troſtlos vorſtellen, wie dies Gericht um Nichtigkeiten, die zum Verbrechen aufgebauſcht werden. Ich bekam eine ungewöhnlich lange Strafrede und eine empfindliche Buße, die mir von jeher direkt widerwärtig war. Ich mußte bei der Mahlzeit im Refektorium vor einem Schemelchen knien, nachdem ich mir die Suppe löffelweiſe auf den Knien von den Schweſtern zuſammengebettelt hatte. Wie ein Hund kam ich mir vor, als ich unter den Tiſchen herumkroch, und heiße Tränen ſtanden mir in den Augen, während ich mich gepeinigt fragte, ob Gott ſo etwas zur Vollkommenheit verlange? So überwand ich den erſten Tiſch, an dem die hohen Vorgeſetzten ſpeiſten und kam zu den Laienſchweſtern. Die gute Schweſter Klara hatte den Miſt nicht ordentlich bearbeitet und trug nun zur Strafe ein Stück einer alten Miſtgabel, die ihr an dickem Bindfaden den gebeugten Rücken entlang hing. Es ſah von unten geſehen, als ich ihren Fuß küßte — das gehörte auch zu meiner Buße — gar zu komiſch aus, und ein befreiender Humor, den ich längſt tot geglaubt, kam über mich. Dieſe ganze komplizierte Buße machte mir mit einemmal köſtlichen Spaß, und als ich endlich alle fünfzig Füße abgeküßt und meinen Teller voll eiskalter Speiſe hatte, mußte ich mir die größte Mühe geben, eine der Strafe entſprechende beſchämte Miene aufzuſetzen. Aber die Buße war noch nicht zu

307. Salambo. Farbiger Stich von Arnulf de Bouché. 1906

Ende. Ich sollte aus der Heiligenlegende vorlesen und dabei zur Verdemütigung wie ein A-B-C-Schüler buchstabieren. In meiner Stimme muß doch etwas unterdrückte Heiterkeit mitgeklungen sein, denn sehr bald mußte ich abbrechen, und das Gesicht der Priorin, der beliebtesten Schwester im Kloster, war merkwürdig rot geworden. Als es dann zum Chor zur Danksagung für die Speisen ging, mußte ich mich vor die Tür hinstrecken und die Schwestern über mich hinwegschreiten lassen. Nun der Humor in mir geweckt war, kam mir das alles entsetzlich lächerlich vor. Ich begriff nicht, daß ich so lange im Banne dieser Bußen gestanden hatte, die ihren Zweck gänzlich verfehlten, sobald man „über der Sache stand". Jetzt sah ich ein, wie jedes Ehrgefühl und Gefühl für menschliche Würde in den Schwestern unterdrückt waren, die sich stets mit derselben Demut diesen Dingen unterzogen (und noch viel schlimmeren, wie den Fußboden ablecken usw.), denen sie sich aus Liebe zum Heiland unterwarfen, weil sie glaubten, er verlange es von ihnen, seinen geweihten Bräuten.

Unter den Prozeßheldinnen der letzten Zeit machten sich manche durch ausgesprochen herrische Züge bemerkbar. Des Raummangels wegen beschränke ich mich auf Anführung einer einzigen, der Gräfin Tarnowska, deren Vorleben von italienischen Richtern mit beispiellosem Zynismus breitgetreten wurde. Anstatt eines Auszuges aus diesen peinlichen und verwirrenden Verhandlungen gebe ich lieber einen Bericht, der aus der Zeit ihrer ersten Verhaftung stammt und der die Einzelheiten im wesentlichen richtig wiedergibt:

Selten hat eine Gerichtsangelegenheit größeres Aufsehen und lebhafteres Interesse hervorgerufen, als die Ermordung des russischen Grafen Kamerowsky, der in Venedig in geheimnisvoller Weise erschossen wurde. Es hieß anfangs, der Graf, der ein sehr tätiges Mitglied des Verbandes der „echt russischen Leute" gewesen, wäre einem Anschlag der russischen Revolutionäre erlegen, dann, es handele sich um ein Attentat aus Eifersucht, und schließlich, es läge ein Mord aus gewinnsüchtigen Beweggründen vor. Die letzte Ansicht vertrat namentlich die Wiener Sicherheitsbehörde, die sich zweier Helden dieses tragischen Romans versicherte und nun verkündet, die Missetäter hätten ein volles Geständnis abgelegt. Was sie da erzählt, klingt nicht bloß wie ein Roman, man muß sogar die kühne Phantasie bewundern, die ihn beseelt. Die Heldin dieses merkwürdigen Romans ist Gräfin Marie Tarnowska, die, wie es scheint, mit drei blind ergebenen, närrisch verliebten Verehrern Fangball gespielt. Sie stammt aus Kiew, aus einer angesehenen gräflichen Familie O'Rurik, und heiratete einen Grafen Tarnowski, von dem sie sich nach einigen Jahren scheiden ließ. Man erzählte schon zur Zeit ihrer Ehe allerlei abenteuerliche Geschichten über sie, jedenfalls scheint sie es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau genommen zu haben. Ihren Gatten verließ sie, weil er einen ihrer Liebhaber kurzweg niederschoß. Aber es ist sicher kennzeichnend für die Rücksichtslosigkeit dieser zweifellos besonders erotisch veranlagten Frau, daß sich gleichzeitig das Gerücht verbreitete, sie hätte den erschossenen Liebhaber, dessen sie sich entledigen wollte, weil er ihr lästig fiel, beim Gatten selbst verraten lassen. Jedenfalls war der Gatte den Geschworenen in dem ganzen Handel die sympatischste Persönlichkeit, denn sie würdigten die Beweggründe seiner Tat und sprachen ihn frei. In ihrer Ehescheidungssache holte diese schöne Dame, eine Frau von seltenen Reizen, hoher Gestalt und rotblondem Haar, den Rat des angesehenen Moskauer Rechtsanwalts Prilukow ein. Prilukow hatte bis dahin in sehr glücklicher Ehe mit seiner jungen Frau gelebt und vergötterte sein Kind. Sein jährliches Einkommen bezifferte sich auf 20000 bis 25000 Rubel, und er lebte in durchaus geordneten Verhältnissen. Unglücklicherweise verfing er sich in die Netze der Tarnowska. Sein Einkommen reichte für die verschwenderische Lebensweise seiner pflanten Geliebten lange nicht aus. Er machte Schulden, wußte bald keinen Ausweg und griff schließlich anvertraute Gelder, etwa 50000 Rubel an. Als auch dieses Geld vergeudet war, verließ ihn die interessante Dame und reiste mit einem reicheren Liebhaber ins Ausland. Prilukow wurde flüchtig. Seine Frau hatte sich von ihm längst scheiden lassen, nichts hielt ihn in Moskau zurück. Er folgte seiner Schönen nach Berlin, die hier in Gesellschaft des neuen Gimpels, den sie sich eingefangen hatte, in Saus und Braus lebte. Er wußte eine heimliche Zusammenkunft herbeizuführen, machte ihr Vorwürfe, erging sich in Drohungen. Und die Frau gab ihm schließlich 100000 Francs, damit er sich mit seinen Klienten ausgleiche und seinen Beruf wieder aufnehmen könne. Ihrem Verehrer Nummer Zwei sagte sie, das Geld wäre ihr verunreut worden. Obgleich es ihr von dem galanten Millionär sofort ersetzt wurde, teute es sie doch, eine solche Summe dem ruinierten Prilukow ausgeliefert zu haben. Sie reiste ihm nach München nach und nahm es ihm glücklich wieder ab. Prilukow begleitete sie dann nach Wien, wo sie von ihrem freigebigen Freunde erwartet wurde. Das war dieser unglückliche Graf Komarowsky, der seine Leidenschaft für das schöne Weib mit dem Leben bezahlen sollte. Er war, ein 38jähriger Mann, durch Erbschaft zu großem Reichtum gekommen. Sein Vermögen wurde auf vier Millionen Rubel geschätzt. Auch die Gattin Komarowskys hatte sich von ihm wegen der Tarnowska scheiden lassen. Und als die arme Frau kurz darauf starb, beschloß der Graf, die Tarnowska

308. In der Arena der Liebe. Zeichnung von Roedel

309. Auf dem Geweih. Titelblatt der Zeitschrift „Frou-frou". 1907

zu heiraten. Er ſtellte ſie in Wien jedem als ſeine Braut vor. Dann errichtete er hier ein Teſtament, in dem er ihr, von den liegenden Gütern abgeſehen, die ſeinem Sohne, einem jetzt achtjährigen Knaben zufallen ſollten, ſein ganzes Vermögen vermachte. Aber damit war die Tarnowska nicht zufrieden. Sie wollte weder warten noch den Grafen heiraten. Sie wollte nur Prilukow angehören, dem flüchtigen Anwalt, der trotz ſeiner 37 Jahre den Eindruck eines ziemlich abgelebten Greiſes macht. Aber um den ruinierten Mann heiraten zu können, brauchte man Geld. Um ſich dieſes zu verſchaffen, wurde ein teufliſcher Plan ausgeheckt. Marie Tarnowska veranlaßte ihren Freund, den Grafen Komarowsky, ſein Leben auf 500000 Francs zu ihren Gunſten zu verſichern. Die Verſicherung wurde abgeſchloſſen, und der Graf bezahlte die erſte Prämie mit 5000 Francs. Nun ſollte Prilukow den Grafen ermorden. Doch er fühlte ſich dazu nicht fähig. Er trug ſich wohl eine kurze Zeit mit dem Plane, den Grafen durch chloroformierte Zigaretten zu betäuben und dann zu erſchießen, gab aber den Vorſatz bald auf. Da geriet die Tarnowska auf den Gedanken, die Ermordung des Grafen durch einen dritten Verehrer beſorgen zu laſſen. Dieſer Verehrer Nummer drei war ein junger ruſſiſcher Gutsbeſitzer und Staatsbeamter, Naumow, der ſich wegen der Tarnowska gleichfalls von ſeinem Weibe hatte ſcheiden laſſen und der verführeriſchen Gräfin auf allen ihren Wegen folgte. Er war auch gleich zur Hand. Eine Zeitlang wohnten ſogar alle drei Verehrer in demſelben Wiener Hotel, und das vielſeitige Geſchöpf verſtand es, noch zwei Liebhaber zu erfreuen, ohne daß der Graf eine Ahnung davon hatte. Der junge Naumow war von raſender Eiferſucht gegen den Grafen erfüllt, und die Tarnowska brauchte dem aufbrauſenden Liebhaber, der ihr bei ihren Beſuchen die ſchrecklichſten Szenen machte, nur zu ſagen, daß ſie den Millionär heiraten wollte, ſo ſchwor der Verblendete ſchon, den Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Die Ereigniſſe vollzogen ſich nun raſch. Die Tarnowska begleitete ihren gütergeſegneten Freund nach Venedig, wo er eine Villa bezog. Nach wenigen Tagen verließ ſie ihn aber, um nach Kiew zurückzukehren. Naumow drang in die Villa des Grafen und feuerte fünf Revolverſchüſſe auf ihn ab, die ihn tödlich trafen. Vor dem Hauſe ſtand Prilukow mit drei Geheimpoliziſten, um den Täter ſofort feſtzunehmen und dem Gericht zu überliefern. Dieſer aber benutzte einen rückwärtigen Ausgang zur Flucht. Er eilte nach Verona, wurde aber hier verhaftet. Auf die dringenden Depeſchen des ſterbenden Grafen verließ die Tarnowska Kiew, um an das Krankenlager Komarowskys in Venedig zu reiſen. Aber die Wiener Sicherheitsbehörde nahm die Gräfin feſt, als ſie hier eintraf, ebenſo den Prilukow, der ſie hier erwartet hatte. Der Graf erlag ſeinen Wunden in der Lagunenſtadt, aber nicht, ohne vorher ſeine Freundin in einem zweiten Teſtamente nochmals zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt zu haben! Noch in letzter Stunde tauchte ein Verehrer Nummer vier auf, ein italieniſcher Offizier, der der beſorgten Dame in Kiew regelmäßig Bulletins über das Befinden Komarowskys geſandt hatte. Nun ſitzt das verhängnisvolle Weib im „grauen Hauſe", wie man das düſtere Landesgerichtsgebäude in Wien nennt. Was mag ſie wohl denken, dieſe leichtſinnige Frau, die über die Leichen der Männer dahinſchreitet, die ſie lieben? Ach, ſie verleugnet auch im „grauen Hauſe" nicht ihren Charakter. Sie will ſich nur putzen und ſchmücken, ſie verlangt ihre Prachtroben und ihr Geſchmeide. Sie wird ſie lange entbehren müſſen und wohl niemals wiederſehen. Sie wird in Venedig abgeurteilt werden.

Endlich iſt der Typus der Neu-Amerikanerin zu erwähnen, wie er ſich in den Vereinigten

Hochmut. Kunstblatt von F. Zmurko. 1906

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

310. „Schmücke dein Heim." Zeichnung von A. v. Salzmann. Aus der „Jugend". 1908

Staaten herauszubilden scheint. Folgende Zusammenstellung läßt jedenfalls den Schluß zu, daß der öffentliche Charakter der Frau jenseits des großen Teiches eine Färbung angenommen hat, die sich in andern Ländern nicht in dem Maße nachweisen läßt:

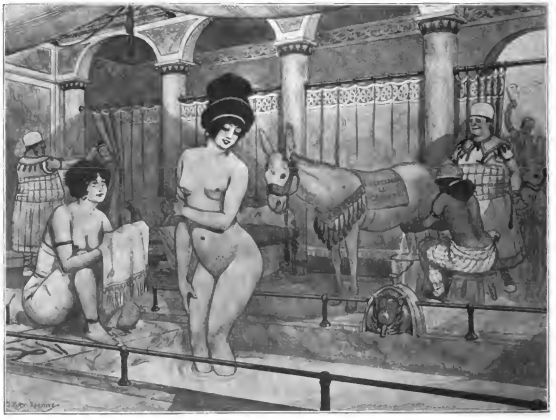
Mr. S. W. Vannostran aus Chicago kann sich rühmen, in diesem Jahre das „Blaue Band der Ehemänner" erobert zu haben: er wurde preisgekrönt bei der jährlichen „Chicagoer Männerschau", der Ausstellung, in der die Musterehemänner zu Ehren kommen und die verdiente Anerkennung ehelicher Tugenden öffentlich zuerkannt erhalten. Die Tugenden, die Herrn Vannostran den Preis eingetragen haben, werden genau aufgezählt: Er ist morgens, auch vor dem Kaffee, guter Laune, er überläßt seiner Frau die Verwaltung der Familienkasse, er erklärt seine Frau für eine bessere Kochkünstlerin als seine eigene Mutter, er ist pünktlich bei den Mahlzeiten, er opponiert nicht gegen „Aufgewärmtes", er ist ein guter Plauderer, er ist ein Kenner weiblicher Schönheit, er ist großmütig und gutmütig und schätzt sein Heim mehr als seinen Klub. Der Champion der amerikanischen guten Ehemänner ist 35 Jahre alt und bereits seit neun Jahren Mustergatte. —

Der große amerikanische Prediger Theodore Parker schrieb sich am Tage seiner Hochzeit zehn Gebote in sein Tagebuch, die er als Ehemann unverbrüchlich halten wollte. Sie lauteten folgendermaßen: „1. Niemals mich dem Willen meiner Frau widersetzen, außer mit den besten Gründen. 2. Alle meine Pflichten für ihr Wohl freiwillig erfüllen. 3. Niemals schimpfen. 4. Niemals sie mit Argwohn belästigen. 5. Niemals ihr durch Befehle beschwerlich fallen. 6. Arbeiten an der Zunahme ihrer Frömmigkeit. 7. Ihre Lasten tragen. 8. Ihre Fehler übersehen. 9. Sie ehren und schützen und für immer verteidigen. 10. Ihrer stets in meinen Gebeten gedenken. So werden wir mit Gottes Hilfe in unserer Ehe gesegnet werden." —

Herrn Harry L. Barnards Hausehre war eine von jenen lieben Frauen, die man immer nur mit dem Hut auf dem Kopfe, mit den Handschuhen in der Hand, mit dem Fuß auf der Türschwelle sieht; sie sind allezeit bereit, zu gehen, und haben natürlich keine Zeit und keine Lust, dem Manne die Hosen zu flicken und die Strümpfe auszubessern. Herr Barnard war aber ein genügsamer Ehemann, der sich seufzend in das Unvermeidliche schickte, eines schönen Morgens, nachdem er das Kreuz geschlagen hatte, Nadel und Faden nahm und das Loch in seinen Hosen selbst zu flicken begann. Um besser sehen zu können, hatte der arme Mann seine improvisierte Schneiderwerkstatt auf die Veranda des Hauses verlegt, so daß die Vorübergehenden ihn

ſehen und, wenn es Frauen waren, ihn wegen ſeiner häuslichen Tugenden preiſen, wenn es aber Individuen ſeines eigenen Geſchlechts waren, ihn auslachen und verſpotten konnten. Durch dieſe Szene fühlte ſich aber die Eheſrau, dieſelbe Frau, die ſelbſt keine Nadel in die Finger nehmen wollte, aufs tiefſte beleidigt: ſie eilte zum Richter, erklärte, daß ihre Eigenliebe einen ſolchen öffentlichen Schimpf nicht ertragen könne, und verlangte die Scheidung der Ehe, kurzerhand die Scheidung. Und der Herr Richter, der weiſe und gerechte Richter, tat ihr den Willen: er tat kund und zu wiſſen, daß eine ſolche Ehe nicht länger beſtehen könne, da keine Frau verpflichtet ſei, ſich von ihrem Manne blamieren zu laſſen — das ſei wider alle Menſchenrechte. —

Das haſtige Erwerbsleben in Amerika und die gewaltigen Anhäufungen von Rieſenvermögen ſind für das Familienleben in der neuen Welt eine ſchwere Gefahr: in keinem Lande tritt die Entfremdung zwiſchen Eheleuten ſo häufig und oft in ſo grotesken Formen auf wie in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Das zeigt ein ſeltſamer Scheidungsprozeß, der gegenwärtig die Gerichte der kleinen Stadt Evansville in Indiana beſchäftigt. Der Mann, ein mehrfacher Millionär, hat die Scheidungsklage eingereicht, weil er entdeckte, daß ſeine Frau ſeit drei Jahren die Gewohnheit eingeführt hatte, ihren Lieblingshund in der Schüſſel zu baden, in der das Geſchirr und die Teller gewaſchen wurden. Das Ergebnis war, daß der beklagenswerte Ehemann bei der Mahlzeit überall Hundehaare fand, auf den Tellern, an den Gabeln und ſelbſtverſtändlich in den Gerichten. Monatelang grübelte er über dieſes Rätſel nach, bis er ſchließlich die Urſache entdeckte. Er beſchwerte ſich bei ſeiner beſſeren Hälfte, aber als echte Amerikanerin war dieſe über den Mangel an Feingefühl und Ritterlichkeit bei ihrem Manne empört, rümpfte die Naſe und ſetzte den Vorſtellungen ihres Lebensgefährten eine aufreizende ſchweigende Verachtung entgegen. Als der Gatte ſchließlich an einem Stück Beefſteak wieder ein langes Hundehaar fand, kam es zu einer Szene. Das unſchuldige Hündchen ſtarrte wie verwundert auf das wenig friedliche Ehepaar, und als die Frau mit einer verächtlichen Bemerkung das Zimmer verließ, trabte es ſtolz und wahrſcheinlich ebenſo entrüſtet hinter ſeiner Badefrau drein. Vor Gericht meinte die Muſtergattin, entſchuldigend, daß zwiſchen einem Hund und einem Ehemann doch eigentlich kein Unterſchied beſtehe, was, wie der Berichterſtatter der „Stampa" hinzufügt, in dieſem Falle ja vielleicht



311. Das Bad der Poppäa. Zeichnung von J. Kuhn-Régnier

zutreffen mag mit dem einzigen Unterſchiede, daß Ehemänner ſich nicht in der Geſchirrſchüſſel zu waſchen pflegen....

Ein charakteriſtiſches Beiſpiel dafür, wohin die ritterliche Frauenverehrung der Amerikaner die Damen der reichen amerikaniſchen Geſellſchaftskreiſe führt, ſpielte ſich am Dienstag in New-Orleans auf der Reitpromenade ab. Frau Jeſſie Stroud, eine junge, ſehr hübſche und kokette Frau, flirtete ſeit Wochen mit einem Herrn Edward Beeler. Der Gatte der flatterhaften jungen Dame machte ſeiner Frau mehrfach Vorhaltungen; als er aber nur auf Trotz und Verachtung ſtieß, und am Dienstag morgen auf der Reitpromenade ſeine Frau wiederum in Begleitung ihres Verehrers ſah, eilte er auf das Pärchen zu, zog nach kurzem Wortwechſel den Don Juan aus dem Sattel und verabfolgte ihm mit ſeiner eigenen Reitpeitſche eine gehörige Tracht Prügel. Mit dieſem reſoluten Vorgehen ihres beleidigten Ehemannes war die Frau Gemahlin jedoch begreiflicherweiſe wenig einverſtanden. Daher zog ſie einen Revolver und ſchoß ihrem Mann eine Kugel in die Seite. Als Herr Stroud trotzdem nicht aufhörte, den Galan ſeiner Gemahlin zu züchtigen, feuerte ſie einen zweiten Schuß ab, der den Schenkelknochen ihres Mannes zerſchmetterte. Aber Frau Stroud, die offenbar eine ſehr ſenſible Dame iſt, hatte ſich bei dieſem Schießen etwas aufgeregt; ſie ſtürzte alſo auf ihren Mann zu und ſchoß ihm eine dritte Kugel ins Gehirn. Der Ermordete war der Vizepräſident der Bivina Ölgeſellſchaft und einer der angeſehenſten Geſchäftsleute von New-Orleans. Als man ſeine temperamentvolle Witwe verhaftete, erklärte ſie nur gelaſſen: „Herr Beeler und ich werden uns heiraten, ſobald ich freigekommen bin."

312. Auf der Rettungsleiter. Karikatur von Abel Faivre. 1902

* * *

Nachdem in den früheren Abſchnitten das Thema von allen Seiten her theoretiſch unterſucht worden war, habe ich dies Kapitel vom „herriſchen Weibe" notgedrungen mit reichlichem literariſchen Beweismaterial anfüllen müſſen. Dennoch geben die Belege nur typiſche Proben für die einzelnen Erſcheinungsgruppen. Es ſind Schlaglichter, die das Gepräge im großen und ganzen erhellen, die Spezies zeigen, ohne bis zur Individualität herabzuſteigen. Dieſe bleibt den Dichtern vorbehalten. Sie können einer einzigen Pſyche ein ganzes Werk widmen und ſie können, wenn ſie Künſtler ſind, in der einen Pſyche wiederum die Spezies ſpiegeln.

Ich beſchließe damit den erſten Band, der ſich rein pſychologiſch aufbaute, und gebe im zweiten eine Darſtellung vorgeſchichtlicher, geſchichtlicher, kultureller, künſtleriſcher und juriſtiſcher Faktoren, die freilich durch eben dieſelbe Pſychologie untereinander verbunden ſind.

313. „Cul" de lampe

Um 1800

304.4
F951
v.1

JUL 6 '84

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wfa v.1
304.4 F951
Fuchs, Eduard, 1870-1937
Die weiberherrschaft in der gechichte de
3 1951 001 523 689 D